

Elsi Eichenberger

ALS **ROTKREUZ**SCHWESTER  
AN DER OSTFRONT

Erlebnisbericht

Interna-Verlag Zürich



ALS ROTKREUZSCHWESTER  
AN DER OSTFRONT

1945

Buchdruckerei Davos AG.

Davos-Platz

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Reihe: Geschichte(n) der Medizin | Band 9

# Als Rotkreuzschwester in Lazaretten der Ostfront

Schweizer Ärztemissionen im II. Weltkrieg – Teil 3 –  
Smolensk, Kriegswinter 1941/42, ein Erlebnisbericht

**Elsi Eichenberger**

Herausgeber  
Reinhold Busch



Diese Ausgabe erschien erst im Dezember 2004.

Der nachfolgende Bericht erschien bereits 1945 gleich nach der Rückkehr der Autorin.

Beseelt von dem Willen, Diener der Idee eines Henri Dunant zu sein und Pflicht und Schuldigkeit eines Landes zu erfüllen, dessen Panier die Rotkreuzfarben führt, sind Schweizer Ärzte und Schwestern freiwillig in das Chaos des gigantischen Ringens gezogen, um unter Einsatz ihrer Gesundheit, selbst ihres Lebens, nach Kräften Kriegsnot zu lindern, Wunden zu heilen und leidenden Menschen zu helfen.

## I.

### Von Bern nach Smolensk

Noch sind meine Glieder schwer von der letzten Nacht. Seit fünfzehn Stunden kreist das zweite TPT-Serum, die fünfte Schutzimpfung auf den Weg nach dem Osten, in meinem Blut.

Ein regenschwerer, bleigrauer Himmel drückt der Abschiedsstunde seinen Stempel auf. Hallend, tief und schicksalsschwer verkündet das Berner Münster die Mittagsstunde.

Seit Tagen war das Dasein für die Expeditionsteilnehmer nur noch Hast, Unruhe und fast unerträgliche seelische Belastung. Die Uniform musste anprobiert, die Ausrüstung gefasst werden. Es hagelte die letzten, dann die allerletzten und schliesslich die ausserordentlichen Instruktionen.

Zu Hause herrschte ein gelinder Vorgeschmack der Hölle. Papa war begeistert. Mama hatte Tränen in den Augen, seufzte bei jeder Gelegenheit und konnte es einfach nicht fassen. In Gedanken sah sie ihr Töchterlein sehr wahrscheinlich schon in den masurischen Sümpfen ertrunken oder in sibirischer Kälte erfroren. Mein Bruder zeigte sich von seiner männlichen Seite, das heisst, er war unausstehlich, hielt beim Mittag- und Abendessen Vorträge, die militärischer und politischer Art sein sollten, riss dazu faule Witze und erkundigte sich angelegentlich, ob

ich mein Testament schon bestellt habe. Unser Nesthäkchen, meine tausend Wochen alte Schwester, hatte noch grössere Augen als sonst. Zum erstenmal seit unserer Bekanntschaft schien sie die Sprache verloren zu haben. Wortlos strich sie um mich herum und betrachtete mich mit masslos erstaunten Blicken. Der unablässigen Frage kurzer Sinn lautete sicher dahin: Fehlt es dir nicht im Oberstübchen? Tante Liesel erschien beeindruckt auf der Bildfläche, zeigte sich besorgt, hielt mit guten Ratschlägen nicht zurück, und für den Zeitpunkt nach meiner Rückkehr wurde ich zu einem Plauderstündchen bei Tee und Kuchen eingeladen. Auch Tante Marie stellte sich ein. Die Zeitungsartikel über die bevorstehende Expedition, die sie durch meine Teilnahme gleichsam als eine Familienangelegenheit betrachtete, hatten es ihr angetan. Opferwillig verstieg sie sich zur Mithilfe beim Stricken einer noch rasch, rasch zu verfertigenden Wolljacke. Ihr war das Vorderteil zugefallen, Mama hatte das Rückenteil übernommen, meine Freundin die Ärmel. Der hastige, oft erregte Austausch über die Zahl der zu- und abzunehmenden Maschenstiche muss der PTT.-Direktion ein Heidengeld eingetragen haben.

Auch sonst ging es zu wie in einem Bienenkorb. Fortwährend klingelte die Flurglocke, schellte das Telephon. Schulfreundinnen haften es erfahren und wollten ihre Neugierde stillen. Bekannte fauchten auf. Die Hausgenossen und Nachbarn tuschelten und bestaunten das Unikum in der Schwestertracht. Unsere Bäckersleute aber waren in wirklich rührender Weise auf eine zusätzliche und versüssende Zusammenstellung meines Reiseproviantes bedacht.

Mit einem Gefühl der Erleichterung besteige ich den Zweitklasswagen, der uns bis nach Berlin führen wird.

Es sollte keinen Bahnhofabschied geben. Die Herzen sind voll, so voll, dass doch nur nichtssagende, dafür bis zu untrüglicher Rührseligkeit konzentrierte Liebenswürdigkeit ausgetauscht wird.

Stehend hören wir das von einem Regimentsspiel intonierte «Rufst du, mein Vaterland» an. Kaum ist die Hymne verklungen, ertönt schwer und wuchtig, trotzig beinahe, der Mutzenmarsch, die Verkörperung alten Bernerwillens.

Und dann ... ein Gedränge an den Fenstern. Rasch noch ein Händedruck, ein letzter Blick in die Augen der zurückbleibenden Lieben. Gemächlich setzt sich der Zug in Bewegung, rollt langsam aus dem Bahnhof, gewinnt an Schnelligkeit, donnert über die Lorrainebrücke, strebt rasend der Ferne zu.

Werden wir wiederkommen?

Munter plätschernde Reden, stumme Besinnlichkeit oder nachdenkliches Schweigen machen sich in den verschiedenen Abteilen breit.

Die feinfühligke Schwester Hedi hat Tränen in den Augen. Ein pöbelhafter Mensch, der sich als bornierter Neutralitätsfanatiker aufspielte, hat ihr die Abreise gründlich vergällt. Im vollbesetzten Tramwagen rempelte er sie an, bezeichnete ihr freiwilliges Helfenwollen als verdammte Nazi-freundlichkeit, als eine Schande und einen Hohn fürs Schweizerland.

Bald aber verschwinden auch die letzten Abschiedseindrücke, und die Atmosphäre des Reisens, des Schauens und Erlebens reisst uns alle ganz in ihren Bann.

Singen. Grenzübertritt. Kurzer Aufenthalt zur Erledigung einiger Formalitäten. Ein leichtes Zwicken im Herzen. Nun sind wir in kriegführendem Lande, das auch gegen unsre bisherigen Lebensgewohnheiten zu Felde ziehen wird.

Mit schlichten, doch herzlichen Worten werden wir von den Deutschen empfangen. Und schon geht es weiter.

Die einbrechende Nacht zaubert eine Modeschau bunter Trainingsanzüge hervor. In einem Abteil schlafen fünf, manchmal sechs Schwestern. Lachend wird jeder Winkel mit Beschlag belegt und so wohnlich als möglich eingerichtet. Kletterkünstlerinnen stürmen sogar die Gepäckträger. Mit einem Schlafsack als Unterlage kann man sich

darauf ganz häuslich niederlassen. Die Befriedigung, hoch über dem Gewimmel erdgebundener und staubschlucken-der Kolleginnen zu thronen, lässt die Marter der Querleisten vergessen und verleiht dem Einschlafen einen ganz besonderen Genuss.

Wie schön ist das Erwachen des Tages über all diesen weiten Ebenen ! Das weissgelbe Licht der Sonne durchbricht zitternd den Nebelschleier, der, jedes Geräusch dämpfend, über der stillen Sumpflandschaft liegt.

Der Ausblick auf das vorüberhuschende Landschaftsbild erweckt in mir ein Gefühl der Ergriffenheit, das zu einer Morgenandachi wird. Noch schlummern meine Reisebegleiter. Ungestört kann ich mich meinen Betrachtungen hingeben.

Als heilig empfinde ich die vor meinen Augen ausgebreitete Erde. Ich verstehe, dass jede Heimatscholle Wärme ausatmet, sei es nun hier, sei es nun dort, sei es deutscher, sei es russischer Boden. Jedem Vorurteilslosen muss die Eigenart eines Landes lieb werden und ihn den Einheimischen verstehen lassen.

Fast an jeder Haltestelle arbeiten gefangene Franzosen in ihren Khaki-Uniformen am Bahngeleise. Mit einem Aufleuchten der Augen, einem scheinbar gemurmelt Dank empfangen sie die Schokolade und die Zigaretten, die wir ihnen hastig hinreichen. Wir haben dabei ein schlechtes Gewissen. Ist es eigentlich erlaubt? Darf sich Liebestätigkeit auswirken oder sind ihr Zügel angelegt? Vor allem aber möchten wir den armen Gefangenen nicht schaden. Doch diskret wenden sich die deutschen Wachtposten, meist schon betagte Männer, ab. Einer, der mein Zögern, den forschend auf ihn gerichteten Blick bemerkt, nickt mir gutmütig und aufmunternd zu. Als Dank für seine Menschlichkeit erhält er ein lächelnd überreichtes Paket echter Schweizerstumpen. Schneidig steht er stramm und nimmt es strahlend entgegen. Im selben Augenblick ertönt aus



dem Munde der Gefangenen, wie eine übermächtig aufquellende Hoffnung, der Schrei: «Vive la Suisse! Vive la croix rouge!»

Den aus dem Herzen dringenden Ruf, den ich noch öfters hören werde, empfinde ich wie eine Mahnung, wie eine Verpflichtung: Vertreter humanen Verhaltens haben wir Schweizer zu sein! Klänge es nicht überheblich, möchte ich sagen, dass wir die Stimme des stets wachen Weltgewissens sein müssen, nicht mit Worten, sondern durch die Tat. Und sollte das gegenwärtige Chaos noch chaotischer werden, immer will die Schweiz und das Rote Kreuz für die von Hass und Krieg Gefolterten eine Stärkung sein.

Zeitig am Nachmittag fahren wir im Berliner Hauptbahnhof ein. Autocars warten auf uns, zu denen ausser dem Fahrer je ein Betreuungsoffizier gehört, meist ein verwundeter, rekonvaleszenter Arzt.

Sofort werden wir in verschiedenen Hotels untergebracht. Gleichzeitig erhalten wir zwei persönlich gehaltene Einladungskarten, die eine vom Schweizer Gesandten, die andre von Professor Dr. Handloser, dem Generaloberstabsarzt, der uns für den folgenden Tag in die Militärakademie zum Mittagessen bittet.

Nach einer halben Stunde, die uns zur Körperreinigung und zum Wechseln der Wäsche eingeräumt worden war, fahren wir in unsern Autocars durch die Strassen Berlins, dem grossen Wannsee zu, an dessen Strand die erste Mahlzeit serviert wird. In einem schmucken Hotel werden wir an kleine Tischchen verteilt, an denen gleich darauf auch ein Betreuungsoffizier Platz nimmt. Das Frage- und Antwortspiel beginnt.

«So, kommen Sie zu unserm Sieg?» meint leicht lächelnd unser elegant aussehender, dunkler Österreicher. «Moskau fällt in den nächsten Tagen. Es wird eine Studienreise für Sie werden, ein kleiner Frontbummel!»

Er ist Soldat – dem Anschein nach sogar ein begeisterter –, wir aber ziehen gegen Wunden und Krankheiten zu

Feld. Rasch lenken wir das Gespräch auf das, was uns interessiert.

«Epidemien?»

«Epidemien gibt es keine. Nur ein bisschen Ruhr. Das schlimmste ist die russische Gefangenschaft. Die Russen machen nämlich keine Gefangenen, sondern knipsen alles runter.»

Etwas später werden wir nach Potsdam, der Stadt Friedrichs des Grossen, der Residenz der preussischen Könige und der Geburtsstätte des Dritten Reiches, geführt.

Seinen Aufbau und seine heutige Gestalt verdankt Potsdam dem Willen zweier Männer, Vater und Sohn, den beiden Preussenkönigen Friedrich Wilhelm und Friedrich dem Grossen. Im Laufe weniger Jahrzehnte erwuchs aus der kleinen Landstadt eine Residenzstadt der preussischen Könige. Und wie diese Stadt damals geschaffen wurde, in einer schlichten und doch erhabenen Schönheit mit all ihren Strassen, Häusern und Plätzen, Gärten und Schlössern, so sieht sie noch heute, in der Altstadt fast unverändert, das Auge des Betrachters. Geblieben ist die wundervolle Einheit von Landschaft und Stadtbild.

Das Wahrzeichen Potsdams ist die alte Garnisonskirche mit ihrem berühmten halbstündlichen Glockenspiel. Unter ihrer Marmorkanzel liegt die Ruhestätte Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms I. Die Gruft der beiden preussischen Könige ist zum Wallfahrtsort Deutschlands geworden. Der Ausländer wird darauf aufmerksam gemacht, dass es der gegebene Ort sei, um über das Werden Preussen-Deutschlands nachzudenken.

Hier in Potsdam stellte der Soldatenkönig seine Bataillone zusammen, von hier aus verzweigte sich die Verwaltungsorganisation über den preussischen Staat. Potsdam wurde die Wiege des preussischen Beamtentums und der preussischen Armee, der Name Potsdam zum Symbol altpreussischer soldatischer Lebens- und Staatsführung.

In bewusster Anknüpfung an diese politische Sendung der Stadt eröffnete am 21. März 1933 Adolf Hitler in der

Garnisonskirche den ersten Reichstag des nationalsozialistischen Staates.

Verständlich, dass uns die Stadt gründlich gezeigt und in ihrer historischen Bedeutung erklärt wurde.

Die Umgebung Berlins ist bezaubernd. Der Häuserhaufen der Stadt liegt ganz zwischen Wäldern und Seen. Vorerst erstaunt, dann begreifend, stellen wir fest, dass der Wald schon mitten in der Stadt beginnt. Heimlich lächelnd fahren wir unter den künstlichen Tannenhäuptern, die als Fliegerartnung dienen, über die grosse Autostrasse unserm Unterkunftsorte zu.

«Es wird enorm viel gebaut,» erklärt unser Betreuungsoffizier, der sich nun als Stadtrundengänger betätigt. Wir blinzeln einander verständnisinnig zu, und ich kann mich nicht enthalten, mit meiner unschuldsvollsten Miene zu fragen:

«Ja, wird denn soviel bombardiert?»

Sofort wird seine Miene eisig. Wir fühlen förmlich, wie er in Abwehr erstarrt. Doch unsre vergnügt-gespannten Gesichter bringen diesen Eispanzer rasch zum Schmelzen.

«Psst, Schwester!» erwidert er schmunzelnd. «Kriegsgeheimnisse dürfen nicht ausgeplaudert werden! Verführen Sie mich nicht! Sehen Sie, dort drüben ist ein Bombenkrater, pardon, eine frisch ausgehobene Baustelle wollte ich sagen!»

«Eigenartig, gestützt auf eure amtlichen Meldungen glaubte ich bisher immer, die Engländer würfen über Berlin nur Traktate ab?»

Es würde ihm nicht einfallen, das Deutsche Nachrichtenbüro Lügen zu strafen.

«Gewiss,» meint er gut gelaunt. «Nur nehmen sich die phlegmatischen Söhne Albions nicht die Mühe, die Traktate einzeln abzuwerfen, sondern stürzen sie gleich in gepressten und verschnürten Zentnerbündeln über Bord.»

In der Militärakademie wird uns ein eindrucksvoller Film über Kriegssanität vorgeführt. Atemlos lassen wir die Bilder an uns vorüberziehen. Nerven von Eisen sollte man haben und nicht ein aufgeregtes pochendes Herz. Eindringlich wird es einem bewusst: Wer den Krieg nicht durchgemacht hat, ahnt nicht, wie gross die Entbehrungen sind, die er auferlegt, wie gross die Anforderungen, die er stellt.

Nach der Begrüssung durch Professor Handloser und der männlichen Antwort unseres Expeditionsleiters, Oberstleutnant Dr. von Wyttenbach, hören wir Vorträge über die Organisation des Heeres und der Sanität, hernach über die Infektionskrankheiten, namentlich die Ruhr, gegen die es leider noch keine Impfung gibt.

Abends werden wir um 5 Uhr mit den Autocars abgeholt. Wieder fahren wir zum grossen Gebäude der Militärakademie. Bevor wir im ersten Stock in einen Saal treten, werden wir verschiedenen älteren Offizieren vorgestellt. Der Raum, der uns aufnimmt, ist noch grossartiger als der am Mittag. Dunkelbraunes Getäfer, grosse Porträts auf beiden Seiten. Je zwei Schwestern, ein Schweizer und ein deutscher Arzt lassen sich an den reservierten Tischchen nieder. Auf jedem Teller liegen vier zuckerarme Törtchen. Dazu wird Tee serviert.

Man schliesst Bekanntschaft und gibt auf die obligaten Fragen «Gut gereist? Gut geschlafen?» Antwort. Dann wendet sich das Gespräch Sinnvollerem zu. Wir unterhalten uns über das gegenseitige Verständnis und die Ergänzung der Völker, über Mischlings- und Rassenfragen.

Während geplaudert wird, schenken Sanitätssoldaten, «Sani» genannt, Likör ein und offerieren ununterbrochen Zigarren und Zigaretten.

«Dieses Ringen ist kein Kämpfen von Menschen gegen Menschen, sondern eine globale Auseinandersetzung zwischen Weltanschauungen, bei der sich nur das Volk durchsetzen wird, das über die bessere politische Idee und die grössere Kraft der politischen Überzeugung verfügt,» er-

klärt unser deutscher Offizier, Oberarzt der Gynäkologie im Zivilleben.

«Weshalb hat Frankreich so jämmerlich versagt?» fährt er fort. «Bestimmt nur, weil es den Franzosen so gut ging, weil sie sich nicht anstrengen, nicht eigentlich kämpfen mussten. Der fruchtbare Boden Frankreichs und der Kolonien schenkte ihnen die Nahrung. Die Entscheidung um Sein oder Nichtsein eines Volkes aber wird durch Ausdauer und Nervenstärke, durch die Standhaftigkeit der Herzen bestimmt.»

«So halten Sie jede auftretende Schwierigkeit für eine Voraussetzung der Weiterentwicklung?»

«Bestimmt!» bekräftigt er. «Wir zum Beispiel verteidigen in diesem Weltanschauungskampf nicht nur unser völkisches Dasein, sondern auch unsere Art zu leben, weiter unsere geistige, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Vorstellungswelt, deren Erhaltung für die Neuschaffung von Kulturwerten unerlässlich ist.»

«Kein Volk,» meint er nach kurzem Schweigen, «ist jemals untergegangen, das seine Existenz mit unnachgiebiger Zähigkeit und Härte verteidigt hat. Doch Frankreichs neue Rasse trägt den Keim des Unterganges in sich, Mischlinge sind wertlos!»

«O nein,» wendet der Schweizerarzt ein. «Nehmen wir die Eidgenossenschaft als Beispiel. Ich glaube nicht, dass wir Schweizer eine schlechte Rasse sind. Wir verstehen und ergänzen uns. Es ist sogar möglich, beim Militär Deutsch- und Welschschweizer in einer Truppe zu vereinigen. Und was noch wichtiger ist: Der Tessiner fühlt nicht italienisch, der Welsche nicht französisch, der Deutschschweizer nicht deutsch, nein, alle fühlen schweizerisch. Weshalb wäre etwas Analoges nicht auch ausserhalb unserer Grenzen möglich?»

«Schön wäre es,» antwortete sinnend der deutsche Arzt. «Romanen und Germanen sind schliesslich eine weisse Rasse,» fährt er weiter. «Schwarz und weiss hingegen verfangen sich nicht. Beachten Sie den Geburtenrückgang in

Frankreich, verderblicher Einfluss einer Verbindung mit Afrika. Die neue Rasse, die da aufwächst, ist träge und deshalb lebensunfähig.»

Schon sind wir bei den belegten Brötchen angelangt. Wundervoller Sekt perlt in hohen Kristallgläsern. Auf jedem Tisch flackert ein Lichtlein in einem Kerzenleuchter.

Die Ahnenbilder ringsum schauen auf uns herab. Ob sie uns wohl verständnisvoll zunicken? Haben die bezopften Herrschaften in den weissen Perücken vor Jahrhunderten nicht ähnliche Gespräche geführt, nicht auch schon Ähnliches erlebt? Wissen sie, dass wir – wie sie seinerzeit – vom Wesenskern abweichend, über die oberflächlichen Gegensätze sprechen, die Kriege heraufbeschwören, aber ganz vergessen, an die geistigen Voraussetzungen zu denken, die zu einem Kriege führen?

Am folgenden Tag um 8.15 Uhr geht es weiter. «Fahrt ins Blaue» ... Russland zu. Mehr wissen wir nicht, erfahren wir nicht, obschon wir uns Mühe geben, die Betreuungsoffiziere zum Sprechen zu bringen. Höflich lächelnd schweigen sie. Vielleicht wissen sie auch nichts!

Die deutschen Offiziere drücken uns kräftig die Hand.

«Pfleget unsre Kameraden gut!» rufen sie.

«Kehrt zurück, wie ihr uns verlässt,» wünscht Professor Handloser herzlich, «allesamt gesund und munter.»

«Vier bis acht Tage sollen wir unterwegs sein,» sagt Dr. von Wyttenbach, als er sich zu uns ins Coupé setzt. «Die Fahrt könne aber auch zwei Wochen dauern. Wollen sehen, wer recht behält.»

Wir schreiben, lesen, schlafen oder plaudern. Ich sitze mit zwei welschen Schwestern zusammen. Die eine stammt aus einem bekannten Künsilerhaus am Genfersee und ist glückliche Braut. Der andern machen ihre zukünftigen Schwiegereltern zu schaffen. Dies veranlasst sie, eine Trennung herbeizuführen, die für sie selbst lebensgefährlich ist.

«Wenn ich nicht mehr zurückkomme, dann meldet, ich sei glücklich darüber,» beauftragt sie uns schwermütig.

Überhaupt ist es interessant, die verschiedenen Gründe zu erfahren, die zur Teilnahme an der Expedition bewegen haben. Die einen interessiert die Chirurgie, andern hat es die Reise- und Abenteuerlust angetan, wieder andere sind voller Wahrheits- oder Tatendrang, rein psychologische oder geographische Interessen offenbaren sich, doch auch Fluchtversuche aus gutbürgerlicher Enge und dann vor allem ... einfältiges Geltungsbedürfnis.

Fünf Schlafwagen stehen zu unsrer Verfügung. Die Betten sind kabinenartig übereinander gelagert. Über jedem Bett glimmt ein blaues Lichtlein. Auch ein Klapptischchen gehört zu jeder Schlafstelle. Zweiklasswagen dienen als Wohnräume. Direkt hinter der Lokomotive befindet sich der Speisewagen, der, wenn man die Tische zusammenlegt, in einen Vortragssaal umgewandelt wird.

Ärzte und Schwestern essen getrennt und wechseln in der Reihenfolge ab. Mit uns essen auch zwei deutsche Schwestern.

Der Kommandant des Zuges, ein Oberstabsarzt, freut sich, sein wirklich gutes Tafelorchester aufrücken zu lassen, das aus drei Mann besteht. Vorhanden sind eine Mandoline, eine Gitarre und ein Wunderstock, der das dritte Instrument ersetzt und Pauke, Taktschläger und Schellenbaum in einem zu sein scheint. Hernach ruft er das gesamte Sanitätspersonal zusammen, das deutsche Militärlieder vorträgt. Wir danken mit unsern schon mehr ländlerartigen Weisen. Im Vergleich zu den rhythmischen, straffen Soldatenliedern der Deutschen scheinen mir unsre Weisen eher sentimental.

Das Essen besteht aus einem gut mundenden Eintopfgericht, und abends gibt es ein ziemlich grosses Stück Butter mit Streichwurst. Wir haben Mühe, das Vorgesetzte restlos zu vertilgen.

Unser Zug ist 500 Meter lang und vielhundert Tonnen schwer. Länge und Gewicht machen sein Schneckentempo verständlich, das uns aber gar nicht stört, sondern in gewisser Weise in das Landschaftsbild zu passen scheint.

Zum Schlafen sind wir fünfzehn in einem Wagen. Punkt 9 Uhr müssen alle Lichter gelöscht werden, denn wir zehren von den Batterien.

Es ist ein lustiges Unternehmen, in das leicht schaukelnde und schwankende Bett zu steigen. Noch vergnüglicher ist der «Sani», dem unsre Betreuung obliegt. Je einer steht einem Wagen vor. Der unsrige heisst Erich, ist ein junger, kindlich aussehender Bursche, der sich als überaus anhängliche Seele erweist und uns am liebsten auf den Händen tragen würde – auch nachts, wenn wir ihn nicht ganz energisch aus dem Wagen hinauskomplimentieren.

«Wollen Sie eine Tablette zum Schlafen?» fragt er mich, bevor er das Licht auslöscht.

«Wieso? Ich bin doch ein kerngesunder Mensch,» entgegengehe ich ihm.

«Ach, Sie sind doch noch so ein kleines Mädchel,» bedauert er mich mit einem treuherzigen, ganze Bände lyrischer Gedichte sprechenden Blick.

Es regnet in Strömen. Unablässig fallen die Tropfen auf das Wagendach und murmeln ihre eintönig-traurige Weise. Für mich wird die Fahrt im Schneckentempo-Eilzug zu einer leichteren Nachtwache. Meine Gedanken eilen dem Zuge in die unbekannte Zukunft voraus.

Morgens um 8 Uhr treffen wir in Thorn ein. Deutschland liegt hinter uns, Polen beginnt. Maochowa, Nakonovo, Czernica lauten die Namen der Orte, an denen wir vorüberfahren. Rechts und links, soweit das Auge reicht, liegen unendliche Ebenen. Neues Ackerland, Wiesen und Wälder. Auffallend sind die grossen Bauernhöfe, von ein paar Bäumen und unübersehbarem Land umgeben.

«Dieses Missverhältnis in der Landverteilung, das es schon immer aufwies, ist Polens Untergang,» sagt der



deutsche Offizier, ebenfalls ein Arzt, der sich zum Essen an unsern Tisch setzt.

Unsre spähenden Augen entdecken abgeschossene russische Flugzeuge.

Polnische Kinder stehen barfuss an der Linie und strecken uns die bettelnden Hände entgegen.

Es regnet und stürmt, als wäre ein Orkan losgebrochen. Die Temperatur ist überraschend schnell gesunken. Fröstelnd hüllen wir uns fester in die Mäntel.

Gegen Mittag hält der Kommandant des Zuges, ein kleiner, spritziger Mann mit einem Balbobärtchen, einen Vortrag über die Sanitätszüge und die Funktion des Sanitätsdienstes im Felde.

Ein Sanitätswagen ist aus drei Teilen zusammengestellt: Ein Drittel für die liegenden Schwerverletzten, ein weiteres Drittel für die Wirtschaftswagen, das letzte Drittel für die sitzenden Verwundeten.

Das Personal besteht aus drei Ärzten, 28 Schwestern, einem Wagenmann im Sommer und dreien im Winter.

«Wir haben die Ehre, die Jubiläumsfahrt dieses Zuges mit Ihnen zu machen. Es ist unsre fünfundzwanzigste Fahrt,» macht er uns aufmerksam.

Humorvoll erzählt er von blinden Passagieren, und wie diese unerwünschten Reiselustigen sich in die Wagen schmuggeln, um mitgeführt zu werden. Einmal reiste ein Soldat mit ihnen bis nach Wien. Erst dort wurde festgestellt, dass in der Uniform ein Mädchen steckte.

Er weist auch darauf hin, dass das Zugspersonal mit einer Pistole und mit einem Karabiner polnischer Herkunft bewaffnet ist.

Am Nachmittag werden wir in sechs Gruppen durch den ganzen Zug geführt, der eine mustergültige Einrichtung besitzt. Nichts fehlt. Vom hypermodernen Operationsaal bis zum gut gefüllten Weinkeller ist alles vorhanden. Geheizt wird er durch Wasser oder Dampf. Im Aufenthaltsraum der Ärzte und der Schwestern sticht mir ein kleiner roter Fauteuil, ein wahres Luxusstück, in die Augen.

«Holländische Erbschaft, früher einem Auto zugehörig,» beantwortet lachend der Oberarzt meinen fragenden Blick. «Was wollen Sie? Uns fehlen eben die Dinge, die das Leben verschönern. Da organisieren wir!»

Organisieren, wie wir bald feststellen, ist gewissermassen die Kinderkrankheit des Frontsoldaten. Was nicht niet- und nagelfest ist, wird gemaust. Es gibt wahre Organisationskünstler. Die Krankheit ist, wie wir ebenfalls feststellen müssen, übertragbar. Es geht gar nicht lange, bis auch wir unser Organisationstalent entdecken.

Nach der Besichtigung des Zuges wird eine Schwarzkaffeestunde für die Damen eingeschaltet. Fröhlich geht es zu. Die Militärmusik tritt in Aktion und spielt beliebte Tänze. Sogar ein Grammophon taucht auf. Zarah Leanders Tangostimme zittert durch das Bahnabteil, das zwischen Ruinen durchfährt.

Wloclawek, Kutno, Luwiez – lese ich vom fahrenden Zuge aus, Städtenamen, über die der Kommandant ab und zu ein Wort einzuflechten weiss.

Wann werden wir Warschau erreichen? Aufgeregt und gespannt warten wir. Wartend liegen wir abends in unseren Schaukelbetten, die wir schon längst als überaus angenehm empfinden.

Die Rollvorhänge werden hochgehoben. Scharf späht jedes von seinem Bette aus nach dem Blinken der ersten Lichter, den Vorboten der polnischen Hauptstadt. Doch vergebens. Schliesslich schliesst uns Sandmann die Augen, und trotz dem heulend pfeifenden Wind, trotz dem Geschüttelt- und Gerütteltwerden schlafen wir ein.

Um sechs Uhr morgens passieren wir die Hauptstadt. Noch halb im Schlaf höre ich rufen: «Warschau!»

Und wieder geht es weiter. Und wieder sind wir gespannt, wie wohl die polnisch-russische Grenze aussehen wird. Wie Kinder sind wir, die mit geheimnisvoller Erwartung Unbekanntem entgegenfiebern.

Noch immer fahren wir durch endlose Ebenen, sehen die breiten, schmutzstarrenden Dorfstrassen und die meist

recht primitiven Häuser mit ihren Stroh- und Lehm-dächern.

Viele Frauen stehen herum. Alle tragen das malerische, bis auf die Schultern fallende Kopftuch. Auch andere Frauen sehen wir, die, mit schweren Kartoffelsäcken beladen, mühsamen Schrittes daherkommen. Ihre Last schleppen sie an einer im Nacken ruhenden Stange, die sich einer Waage gleichen lässt.

Auch an russischen Gefangenen, die hinter Drahtverhau Erdarbeiten verrichten müssen, fahren wir vorüber.

Ein langer Eisenbahnzug kreuzt den unsern. Er ist mit Mist beladen. Greise, Männer und halbwüchsige Jungen, die auf der rechten Brust den gelbbraunen Stern, das Schmachzeichen der Juden, tragen, hantieren mit Schaufeln darauf.

Sanitätszüge sausen an uns vorüber. Nun, da wir es wissen, können wir ihre Einteilung feststellen.

Von Osten kommen auch lange Züge mit gefangenen Russen, Mann an Mann in Kohlenwagen gepfercht. Entsetzen lässt uns frösteln. Doch wir haben uns mit Tatsachen abzufinden. Es ist Krieg. Wir stehen mitten drin, wollen helfen, blutende, körperliche und seelische Wunden zu stillen, wo immer es angeht. Mehr können wir nicht tun.

Der Zugskommandant gibt uns Brot zu versuchen, das nach seiner Aussage ein halbes Jahr frisch bleiben soll.

Es ist für die Fallschirmjäger bestimmt. Beim Einsatz erhält jeder einen halben Laib als Notration.

Es mundet vorzüglich. Überhaupt sind wir erstaunt, wie gut und reichlich wir genährt werden. So gibt es an diesem Tag zu Mittag Suppe, Spargeln, Fleisch und Reis als Einlage. Dazu ein Glas Wein. «Französische Erbschaft.» Am Abend erhalten wir Fisch, Streichwurst, Butter, Brot und Tee. Auch Mutter könnte nicht besser für ihr Töchterlein sorgen.

Der Expeditionsleiter hält einen Vortrag über den polnischen Feldzug und erklärt uns anschliessend den russischen.

Nachmittags werden sämtliche Apparate, Medikamente und Instrumente besichtigt. Der führende Arzt zeigt uns ein Meisterwerk deutschen Ordnungssinnes und Organisationstalentes: eine Feldpackung der wichtigsten Operationsinstrumente. Funkelnd vor Sauberkeit liegen die Werkzeuge in Reih und Glied.

«Vier Monate haben ein Mann und ich an dieser Zusammenstellung gearbeitet, immer wieder andere Möglichkeiten ausprobiert, bis wir von unserer Arbeit befriedigt waren und die gestellte Aufgabe, eine Modellverpackung zu schaffen, als gelöst betrachteten,« sagt der Arzt. «Es ist für die Armee und den Nachschub eben ungeheuer wichtig, dass das gesamte Material in zwei Verpackungen untergebracht werden kann.»

Etwas später findet wiederum unser Kaffeekränzchen statt. Bei dieser Gelegenheit hält der Oberstabsarzt eine Überraschung für uns bereit.

«Meine Damen, Sie hatten die letzte Nacht Herrenbesuch. Erschrecken Sie nicht. Er wird wiederkommen. Es ist die Wache, die einmal durch den ganzen Zug gehen muss. Ab morgen müssen wir sogar zwei Wachen stellen, denn da befinden wir uns mehr oder weniger bereits auf Kriegsgebiet,» teilt er uns mit.

Gespannt betrachten wir alle die Landkarte. Um 9.40 Uhr passieren wir den märchenhaft weissen Bahnhof von Brest Litowsk. Leuchtend ragt seine Kuppel zu dem sternbesäten Himmel auf.

Golden erhebt sich die Sonne über dunkeln Föhrenwäldern und beleuchtet das herbstliche Laub der Birken.

«Das eigentliche Russland beginnt erst nach der Stalinlinie,» belehrt uns der Zugskommandant. «Drei Fünftel der Strecke haben wir hinter uns. Zwei Fünftel sind noch zu durchfahren.»

929, 920, 910 verkünden längs der Bahnlinie die mit dem Sowjetstern geschmückten Kilometersteine. Und nun

sind es nur noch 900.900 Kilometer vor Moskau. Unsere nächste Station wird Baranowitschi sein.

Baranowitschi? Das gleiche Bild wie schon so oft: Zusammengeschossene Häuser, ausgebrannte Autos und Flugmaschinen.

Schon fährt der fünfte, endlos lange Verwundetenzug an uns vorüber.

«Habt ihr es gesehen?» erkundigt sich der Zugskommandant. «In Brest Litowsk ist der erste Schnee gefallen. In Smolensk soll er schon sechzig Zentimeter hoch liegen. General Winter ist da.»

Smolensk? Wir spitzen alle die Ohren. Sollte Smolensk unsere zukünftige Arbeitsstätte sein? Smolensk, das durch die entsetzlichen Kämpfe, die sich dort abgespielt haben, über Nacht eine traurige Weltberühmtheit erlangte und ein Beispiel für die Wirkung entfesselter Zerstörungskräfte ist.

Dann spricht der Oberfeldarzt über das Sanitätswesen an der Front. Kurz und klar ist seine Rede. Er weiss in wenig Worte viel Sinn zu legen.

«In ganz Deutschland sieht gross der Spruch: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Wenn man 20 Leichtverwundete retten kann, so muss man den Schwerverwundeten einfach sterben lassen. Das klingt unsagbar roh. Doch der Oberfeldarzt ist nicht nur Arzt, das heisst Helfer, sondern auch Soldat, der den Erfordernissen des Krieges Rechnung tragen muss. Beim Vormarsch in Polen hatte ich meine ganze Sanitätskolonne in ein Infanterieregiment umzuwandeln. Jeder Sanitäter muss mit Waffen umgehen können. Wir haben unsere Erfahrungen gemacht. Mehr als einmal wurden die Träger des Roten Kreuzes angegriffen.»

Fragen und Antworten werden gewechselt. Bereitwillig und liebenswürdig vermitteln deutsche Ärzte und Schwestern den ausländischen Kollegen ihre bisher gesammelten Erfahrungen.

Die Kriegsführung des deutschen Heeres ist zurzeit sehr beweglich, und diese Beweglichkeit wird noch mög-

lichst gesteigert. Deshalb ist die Krankenpflege-Ausrüstung verhältnismässig knapp. Sie wird bei Bedarf rasch aus den hintern Linien vervollständigt. So kann ein Krankenpfleger-Verband nach Belieben eingesetzt werden. Dieses System hat sich bewährt. Im Oberkommando werden die Berichte der beratenden Chirurgen gesammelt. Von dort aus werden neue Direktiven gegeben, die sich auf gewonnene Erfahrungen stützen.

Ein Beharren auf alten doktrinären Auffassungen oder unpraktischen Reglementen wird nicht geduldet. Sowohl vom Oberkommando wie auch von der Sanitätsinspektion werden fortwährend kleine Schriften herausgegeben, die den Ärzten die neuesten kriegsmedizinischen Wahrnehmungen bekanntgeben.

«Bluttransfusionen?» lacht ein Arzt auf meine Frage. «Bisher, und ich stehe seit Kriegsbeginn im Felde, habe ich nicht eine vorgenommen. Dazu reicht die Zeit dem Chirurgen nicht. Da geht es wie bei den Schwerverletzten: liegenlassen!

Aus diesem Grunde hat das Oberkommando verordnet, dass jeder im Sanitätsdienst arbeitende Arzt auch in der Technik der Bluttransfusion Bescheid wissen muss, damit die ohnehin knappe Zeit den Chirurgen für diese verhältnismässig einfache, doch zeitraubende Massnahme nicht beansprucht wird. Zur weitem Vereinfachung nimmt man die Blutspender auch gleich unter dem Sanitätspersonal.»

Die den neuen Waffengattungen zugeteilten Ärzte sind besonders ausgebildet. Ärzte begleiten die Fallschirmjäger bei ihren gefährlichen Handstreichern, Ärzte rücken beim Durchbruch in ihren gepanzerten Wagen vor. Natürlich ist ein solcher Ärzte-Panzerwagen durch kein aufgemaltes Rotes Kreuz geschützt. Von diesen Wagen aus stehen die Ärzte durch Funk in Verbindung mit den eigentlichen Kampfwagen, so dass sie, wenn nötig, an einen Panzerwagen heranfahren, ihn gegen das Feuer des Feindes decken, die Verwundeten verbinden und vielleicht im her-

beigerufenen Transportwegen zurücksenden können. Einer der anwesenden Ärzte ist sogar rechtzeitig zur Stelle gewesen, um eine Klammer über eine spritzende Halsschlagader zu drücken.

Gut geschult, im Vollbesitz fachtechnischen Wissens und Könnens, glaubten wir an die Front zu kommen. Wir waren überzeugt gewesen, allen Anforderungen gewachsen zu sein. Rasch wird uns klar, dass alle Methoden, die im vorigen Weltkrieg als grundsätzlich wichtige Punkte galten und seither als solche Schule machten, jetzt von den Praktikern der Front als veraltet, wenn nicht gar als fehlerhaft betrachtet werden.

Der Grund hiezu ist vor allem in zwei Umständen zu suchen. Während des frühern Krieges ermöglichten die mehr stationären Verhältnisse eine Chirurgie, die sich derjenigen des Friedens näherte, was die schnellere Kriegsführung der Jetztzeit nicht mehr gestattet. Dann werden auch wirksamere Waffen verwendet.

Betroffen müssen wir uns gestehen, dass wir in der Schweiz in Bezug auf Kriegschirurgie nicht mit günstigeren und vorteilhafteren Bedingungen rechnen könnten. Die Friedenschirurgie mit ihren Arzneien und Indikationen kann nicht mehr bis an die Front gebracht werden!

Wir wollten kommen, um zu helfen!

Jäh erfasse ich, dass unser eine noch grössere Aufgabe wartet: Wir müssen lernen, uns vervollkommen. Der Schweizersoldat, der jetzt noch unbehelligt wachsam an der Grenze steht, vielleicht aber eines Tages den Schrecken des Krieges die Stirne bieten muss, hat ein Anrecht darauf, dass wir mit neuerworbenem, den heutigen Verhältnissen angepasstem Wissen und Können zurückkehren.

Am Spätnachmittag rennt der Zugführer aufgeregt von einem Abteil zum andern:

«Kommt, meine Damen, und schaut!» ruft er. «Hören's alle Damen? Kommt schnell - da sind Russen!»

Wir fahren alle hoch und – suchen enttäuscht unsere Plätze wieder auf. Ja, Russen haben wir gesehen: Menschen in lehmbrauner Kleidung sind gesenkten Kopfes, wie zur Schlachtbank geführtes Vieh, an uns vorbeigeschritten. Weshalb, wozu dieser freudige Ruf des Zugführers? Versteckt sich dahinter nicht eine geheime Furcht?

Das eigentliche Russland beginnt erst nach Minsk. Noch befinden wir uns in dem seinerzeit von Russland besetzten Polen, das sich Weiss-Russland nannte.

Schon sind wir sechs Tage unterwegs. Und doch sind es noch 740 Kilometer bis Moskau, wenn wir auch dem Kriegsschauplatz immer näherrücken. Die Orte, wo nur noch ein paar Eisengerüste an gewesene Häuser erinnern, mehren sich.

Dann müssen wir Leichen sehen, die vor unsern Augen verscharrt werden.

«Wahrscheinlich Russen, die revoltierten. Sie werden auf der Stelle standrechtlich erschossen und unter die Erde gebracht,» meint einer der Ärzte.

Immer mehr beschäftigen sich unsere Gedanken mit Smolensk. Was wissen wir eigentlich davon? Dass die Stadt am Oberlauf des Dnjepr liegt, eine Bevölkerung von 200'000 Einwohnern hatte, eine landwirtschaftliche Hochschule und eine berühmte Kathedrale besass und nun zu zwei Dritteln zerstört ist. Gegenwärtig sollen die Deutschen damit beschäftigt sein, die Zentralheizungen wieder herzustellen, die von den Russen mit Zement unbrauchbar gemacht worden sind.

«Wenn unsere Reise nur sieben Tage dauert, haben wir einen Rekord aufgestellt,» verkündet der Zugskommandant.

«Sie dauerte auch schon siebzehn Tage, wenn die Geleise versperrt waren. Zudem wird unterwegs alles aufgegabelt, was nach vorne kommen sollte, weil wir doch noch schneller fahren als andre Leute. Diesmal führen wir einige tausend Brotlaibe und viele Zentner Frischfleisch mit.»



In Minsk müssen wir wieder einmal längere Zeit warten. Etwa 12 Kinder im Alter von 6–10 Jahren hüpfen und tollen um den Zug: «Pan, ein Stickele Brot,» betteln sie in ihrem drolligen Deutsch. Noch öfters aber wird gebettelt: «Pan, e Zigarette!»

Einige unsrer Ärzte belustigen sich mit dem Jungvolk.

«Kannst du denn schreiben? Deinen Namen schreiben?»

Dem grössten der Knirpse wird ein Blatt Papier gereicht.

«Novo? Novo ist also dein Name?»

Zur Belohnung erhält der Junge eine Zigarette. Ein pffiffiges Lächeln huscht über Novos Gesicht. Er zündet das Kraut an und stösst den Rauch prahlerisch in die Luft. Sogleich umdrängen ihn die andern, wollen auch einen Zug tun. Sie zanken solange, bis er endlich nachgibt und die Zigarette herumgehen lässt, aber aufmerksam darüber wacht, dass ja keiner mehr als einen Zug tut.

Ein bisschen weiter weg spricht ein deutscher Soldat mit einem von der Zugmannschaft. Unbemerkt trete ich näher.

«Die Juden,» höre ich, «die sind bald nicht mehr. 1'600 haben wir todgeknipst. Hier sind noch rund dreissig, meistens Schuhmacher und Kleinhandwerker. Jetzt müssen sie noch für uns arbeiten, dann kommen sie auch dran. Sie werden zusammengetrieben, müssen tiefe ‚Bunkerlöcher‘ graben und dann piff-paff. Und zwar alle, Greise und Kinder. Es hat von dem Gesindel noch mehr als genug. Diejenigen, die ihr auf den Eisenbahnwagen habt arbeiten sehen, sollens ja nicht wagen, den Kopf zu heben und aufzumucken. Sofort würde sie eine Kugel treffen. Dort drüben liegen Tote und Lebende durcheinander. Die Lebenden bemächtigen sich der Schuhe und der noch brauchbaren Kleidungsstücke. Auch die russischen Soldaten, die wir in den Wäldern aufspüren, werden gleich niedergestreckt. Hier heisst es eben: Ich oder du!»

«Hoffentlich halten Sie diesen Terror aus!» ruft der Arzt neben mir erregt. «Deshalb konnte ich gestern Abend nicht mit den andern feiern,» fährt er, zu mir gewendet, fort.

«Wie kann man angesichts solchen Elends lustig sein und singen? Haben Sie die Toten am Bahngleise gesehen? Haben Sie gesehen, wie sie verscharrt wurden? Es ist zuviel, zuviel ! Vielleicht müssen wir uns an solche Greuel-taten gewöhnen, um überhaupt noch existieren zu können. Sicher aber sind wir um Jahre gealtert, wenn wir aus dieser Hölle zurückkommen.»

«Sie dürfen alles Gesehene nicht zu nahe an sich heran-kommen lassen, sonst werden Sie leistungsunfähig,\* versuche ich ihn, selber niedergedrückt, aufzurichten. «Wir alle müssen uns bemühen, nach Kräften dieses Elend auszugleichen. Ewiges ist wichtiger als Zeitliches. Daran müssen wir uns mit der Verbissenheit eines Fanatikers klammern. Dann kommen wir vielleicht über die chaotische Gegenwart hinweg.»

«Als Mensch ist mir der Kommandant unsympathisch,» fährt er weiter.

«Ja, von einem Arzt verlangt man eigentlich mehr,» antworte ich. «Er sollte eine humanitäre Einstellung haben, über dem Völkerhass stehen.»

«Nein, das dürfen Sie nicht sagen,» fällt er mir abwehrend ins Wort, gleichsam als hätte ich ihn persönlich angegriffen. «Auch der Arzt ist nur ein Mensch!»

Ein Mensch! In diesem Augenblick empfinde ich eine unausdrückbare Sehnsucht nach einem Menschen, einem Arzt, der die Ketten des Hasses abgestreift hätte, der freie und weite Gedanken aussprechen könnte und über diesem höllischen Wirrwarr stände.

Im Westen sinkt langsam die Abendsonne und schickt ihre letzten Strahlen über dies weite Land, in dem sich unvorstellbar Chaotisches abspielt

In Smolensk sollen 900 Verwundete auf uns warten!

Die letzte Kaffeestunde ist da.

«Nun sollen die Damen aber auch etwas zum Besten geben!»

«Ein klein wenig haben wir geübt,» gebe ich zurück. «Uns fehlt aber der Schwung. Auch würden sich viele daran stossen, dass wir hier singen.»

«Wer sagt, dass ihr nicht singen sollt?» ruft Oberstdivisiönär Bircher dazwischen. «Habt ihr das Soldatenleben noch immer nicht erfasst? ‚Soldatenleben und das heisst lustig sein‘, so lange ihr es könnt. Aufheitem, helfen, lächeln, sich einsetzen, zupacken, der Gegenwart leben, das heisst Soldat sein! Deshalb ist die Erziehung zur Härte das einzig Richtige und Notwendige. Sie allein ist imstande, der Kriegspsychose trotzend zu begegnen. Das will man mir in der Heimat nicht glauben, wie so vieles andere auch nicht. Aber ob man's glaubt oder nicht, versteht oder nicht, Härte muss sein!»

Wieder fährt ein Verwundetenzug an uns vorbei. Ein Zug mit Gefangenen folgt. Wie Hühner in einem Käfig sind seine Insassen zusammengepfercht.

«Machen Sie mich nicht darauf aufmerksam. Ich möchte von all dem Jammer nichts mehr sehen. Wie könnte ich sonst auf Befehl lustig sein?» sagt eine Schweizerschwester zu ihrer deutschen Kollegin, deren Finger frohlockend nach aussen zeigt. Der Deutschen Stimme hat den gleichen freudigen Klang wie gestern die des Kommandanten.

Mitten in der Nacht werden wir aus dem Schlaf gerissen. Schrill pfeift die Lokomotive. Flieger über uns. Wie toll bellt das Feuer der Flak. Grelle Blitze zerreißen sekundenlang die Dunkelheit. Unser Gefühl der Hilflosigkeit ist unbeschreiblich. Die Dunkelheit verstärkt es. Die Weite um uns vertieft es.

Der Alarm dauert nur kurz. Die Bomber donnern vorüber, ohne den Zug anzugreifen. Wir können uns wieder ausstrecken und weiterzuschlafen versuchen.

Die Schwestern im Wagen vor uns haben gebeten, dass man sie wecke, sobald wir zur Beresina kämen. Ich stosse den Rollvorhang hoch. Nie habe ich ein schöneres Land-

schaftsbild gesehen. Da liegt er, still und unergründlich tief, ganz in zartes Grau gebettet, der uns Schweizern so eindrucksvolle Fluss. Auf beiden Seiten Gestrüpp und Wälder. Darüber ein geheimnisvoller, tiefdunkler Himmel.

«Unser Leben gleicht der Reise ...»

Doch schon erinnert mich ein energischer Mahnruf an die Verdunkelungsvorschrift. Rasch ziehe ich den Vorhang herunter.

Um sechs Uhr morgens hält der Zug mit einem Ruck an. Schüsse ertönen. Drüben in den Wäldern bewegt sich etwas. Partisanen ! Die deutschen Soldaten, vor allem die Sicherheitsposten vorne auf der Lokomotive, feuern, bis alles wieder still wird.

Der Zug setzt sich in Bewegung, rast in vollem Tempo dahin. Orscha ist die nächste Haltestelle. Wir dürfen aussteigen und uns die Füße ein bisschen vertreten. Herrlich, wieder einmal auf festem Boden zu stehen und frische Luft zu atmen.

Die Begleitmannschaft zuckt ihre Photo-Apparate. Wie oft sind wir seit dem Berner Bahnhof, seit dem Sanitätsfilm in Berlin schon fotografiert worden !

«Haben Sie die vielen Toten am Bahngleise gesehen?» begrüsst uns der heiser gewordene Zugskommandant. «Das sind unterwegs gestorbene Gefangene, die aus dem Bahnwagen geworfen werden. Einfache und kostenlose Bestattung. Basta!»

Wir schnüffeln ein bisschen um den Bahnhof herum. Ein Bild der Zerstörung. Ich hätte es für unmöglich gehalten, dass es so viele ausgebrannte und zusammengestürzte Häuser geben kann. Und Smolensk soll noch trostloser aussehen!

In einem Strassengraben, halb bedeckt von schmutzigem Schnee, liegt eine gestürzte Statue Stalins. In Gedanken stellen wir sie Stück um Stück zusammen. Hier einen Stiefel, dort den Leib ... doch den Kopf können wir trotz eifrigem Suchen nicht entdecken.

Und weiter geht es! Nun sind wir mitten in der Stalinlinie. Wenn wir einigermaßen Glück haben, gelangen wir noch heute nach Smolensk.

Es geht nicht lange, bis wir merken, dass unsre Vorfreude verfrüht war. Unsre Lokomotive muss wieder einmal mehr an andre Wagen gespannt werden. So bleiben wir auf der Strecke liegen. Wer weiss wie lange!

Abends hält uns ein deutscher Oberst einen Vortrag über seine Fronterlebnisse. Er äussert sich sehr soldatisch, dem Anschein nach ist seine Rede frei von aller Propaganda, so dass wir ein objektives Bild von den Begriffen Vorstoss und Rückzug, von Taktik und ... Feindesgedanken erhalten.

Offenherzig rühmt der Offizier den Gegner, wo er ihm lobenswert erscheint. Russische Luftwaffe und Panzerwagentruppen seien hervorragend.

«Der Russe ist weder feige noch ausgeprägt mutig. Ausschlaggebend ist das Beispiel des Vorgesetzten. Weicht der Oberst oder der Kommissar, so fliehen auch die Untergebenen.»

Der neuanbrechende Tag findet uns immer noch 30 Kilometer vor Smolensk.

Dr. von Wyttenbach, der nach und nach zum Papa der Schwestern geworden ist, ruft uns zusammen:

«Wer weiss, ob wir noch einmal alle beisammen weilen,» beginnt er. «Meine besten Wünsche begleiten euch! Tut eure freiwillig übernommene Pflicht, und mehr als eure Pflicht. Denkt stets daran, dass ihr Schweizer seid, und dass euer Verhalten auf die Heimat zurückfällt !

Trinkt niemals ungekochtes Wasser. Auch dann nicht, wenn ihr vor Durst zu vergehen meint. Wenn sich eines unwohl fühlt, soll es sich sofort melden. Beim geringsten Anzeichen. Wir gehören zusammen und wollen zusammenstehen. Einer für alle, alle für einen!

Man sagte mir, Smolensk sei die Hölle. Ich war noch nie in der Hölle und weiss nicht, wie es dort aussieht. Doch

denkt daran, dass der Mensch die Hölle in ein Paradies, und das Paradies in eine Hölle verwandeln kann!

Strikte verbiete ich den Schwestern, allein auszugehen. Immer zu zweit, besser noch zu dritt und in Begleitung eines Herrn.»

Verstecktes Lächeln auf beiden Seiten. Bis jetzt sind Männer und Frauen beinahe wie Aussätzige auseinandergehalten worden. Wird durch die Macht der Umstände schliesslich doch noch ein normaler Verkehr zwischen uns entstehen?

Wir fahren in Smolensk ein. Herzlich nehmen wir Abschied von unserm Sanitätszug und seiner Mannschaft.

Die Kapelle lässt es sich nicht nehmen, uns das Scheiden zu versüssen.

Auf den benachbarten Geleisen stehen lange Eisenbahnzüge. Russische Kolosse, deutsche und französische Wagen. Doch nur das Gestell verkündet, dass es Eisenbahnwagen waren. Ausgebrannt stehen sie in Reih und Glied. Ein unvorstellbarer Schutthaufen von Eisen !

«Stuka-Arbeit!» höre ich jemand neben mir erklären.

Wie in Berlin werden wir auch hier von Autocars abgeholt. Durch schmutzige, breite Strassen geht es aufwärts. Die unversehrten Häuser sind zu zählen, im wahren Sinne des Wortes zu zählen, besser noch: zu suchen. Smolensk, eine Stadt mit 200'000 Einwohnern, das war einmal. Jetzt ist es ein Trümmerhaufen. Der Anblick spottet jeder Beschreibung. Wenn noch irgendetwas daran erinnert, dass hier ein Haus stand, dann ist es ein stumm und doch so beredt zeugender Kachelofen.

Der Himmel ist grau. Der Boden schlammig. Das graue Nass will sich in unsre Seelen nisten und Gewalt über uns gewinnen. Wir aber müssen und wollen uns von düsteren Gedanken freihalten. Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen. Frei von allen äussern Eindrücken müssen wir uns ihr hingeben können.

## II.

### Im Nordlazarett

«Rotes Haus» heisst das Gebäude, in dem wir vorerst Unterkunft finden. Von hier aus werden wir nach und nach in die verschiedenen Lazarette und Spitäler verteilt.

Bei der Ankunft müssen wir uns stramm in Reih und Glied aufstellen, die Frauen auf der einen, die Männer auf der andern Seite. Dann zählt Dr. von Wytttenbach die Häupter seiner Lieben und hält Musterung, rückt dort eine Mütze zurecht und zupft da eine blaue Krawatte hervor, die sich unter dem Pullover, der zum Schutze vor der erbärmlichen Kälte hochgeschlossen ist, verborgen hat.

Lange Zeit müssen wir warten. Dann erscheinen einige Offiziere. Ein älterer mit strengem Profil, den breiten, roten Hosenstreifen nach sehr wahrscheinlich ein General, tritt vor. Seine Begrüssungsrede klingt ernst. Sie ruft in uns wieder das gleiche Herzklopfen hervor, wie vor einigen Tagen der Sanitätsfilm in Berlin.

Das Neue, die Zukunft, wird Realität !

Den letzten Abend verbringen wir gemeinsam. Untergebracht sind wir in Sälen, die acht und zehn Eisenbetten enthalten. Da wir eine zehntägige Reise hinter uns haben und nach Sauberkeit hungern, halten wir rasch grosse Leibwäsche, unsere erste Arbeit in der Sowjetunion.

Im grössten der uns zugewiesenen Säle stellen wir Eimer auf die Stühle und verteilen die Arbeit. Die Ärzte schleppen Wasser herbei. Wo und wie sie es auftreiben, das bleibt ein Rätsel. Tatsache ist, dass die Jünger Aeskulaps im Schweisse ihres Angesichts Wasser bringen. Zwei Schwestern seifen die Wäsche ein, zwei andere spülen sie, vier weitere hängen auf, während die anderen Schnüre sammeln, sie zusammenknüpfen und zwischen den Betten aufspannen.

Die über den Köpfen baumelnden Hosen und Hemden in allen Grössen und Farbnuancen verleihen der Abendwache ein heiteres Gepräge.

Selbst die Erinnerung an das Tischgespräch der deutschen Oberschwester, die uns den Kampf gegen die «Banden», die Partisanen im rückwärtigen Gebiet der Ostfront geschildert hat, kann die Fröhlichkeit nicht dämpfen. Der heimliche Schauer, mit dem jedes von uns auf die ersten Partisanenschüsse wartet, hat seinen prickelnden Reiz.

«Hier werden jede Nacht mindestens vier bis fünf Menschen erschossen, und schon oft konnten wir nur eine Stunde schlafen.» Mit diesen Worten der deutschen Schwester im Gedächtnis schlafe ich ein.

Merkwürdigerweise erleben wir eine ungestörte Nachtruhe.

Früh morgens werden die Ärzte und Schwestern den verschiedenen Aussenposten und vorgeschobenen Lazaretten zugeeilt.

Wir nehmen Abschied voneinander, ein tapferes Lächeln auf dem Gesicht, ein beklemmendes Gefühl im Herzen.

Einige bleiben im «Roten Haus» und beginnen sofort zu arbeiten. Wir bekommen sie nicht mehr zu Gesicht. Auch ich muss noch einen Tag bleiben. Um die Zeit totzuschlagen, drücke ich dicke, kleine, schwarze Punkte an der Wand zu roten Spritzern. Die Dinger sind ziemlich



beleibt und hüpfen mit ihren flinken Beinchen wohlgenut die Wände auf und ab.

«So, Sie kommen also morgen nach Juchnow. Eigentlich beneide ich Sie darum,» sage ich zu Dr. B., einem Schweizerarzt. «Dumm ist nur, dass wir unsern Angehörigen nicht mitteilen können, wo wir stecken und wie es uns ergeht. Sie werden beunruhigt sein.»

«Diesem Missstand habe ich auf einfache Art abgeholfen,» erwidert er lachend. «Mein Bruder und ich verabredeten eine Geheimsprache. Den Schlüssel dazu besitzt jeder von uns. So brauchen wir nicht zu befürchten, dass unsere Briefe bei der Zensur stecken bleiben. Ich musste diesen Ausweg beschreiten. Mein Bruder war untröstlich. Durch meinen Tod würde er alles verlieren. Seine Zukunft, für die ich aufkomme, wäre vernichtet. Unsere Familie kann nicht die Last zweier Studenten tragen. Und das Studium ist doch der Herzenswunsch meines Bruders. Aus diesem Grunde habe ich für den Fall meines Todes für ihn gesorgt und mich so versichert, wie es ein verheirateter Arzt mit Kindern tut. Statt 10'000 Franken würde er 40'000 erhalten.»

«Eigentlich könnten Sie unser Schema ebenfalls benutzen, damit die Ihren Bescheid wissen,» fährt er nach kurzer Pause fort. «Ich gebe Ihnen meinen Schlüssel und bitte meinen Bruder, Ihren Eltern unsre Abmachung bekanntzugeben. Einverstanden?»

«Natürlich und mit Freuden. Das ist ja wie zur Kinderzeit, als wir durch die Umstellung des Abc eine Geheimsprache erfanden.»

Etwa zwei Wochen später erhielten meine Eltern aus... irgendwo in der Schweiz folgendes Briefchen:

«Mit Freuden entspreche ich dem Wunsche meines Bruders, der an der Ostfront weilt, Ihnen diese Zeilen zu schreiben.»

In der Annahme, dass die Briefe von und nach der Front zensuriert würden, habe ich in einem ‚Code‘, wenn ich dies so nennen kann, mit meinem Bruder einige Sachen vereinbart, die wir uns mitteilen wollten. Ich habe ab-

sichtlich nur wenige Tatbestände gewählt, da ja die übrigen Nachrichten anstandslos übermittelt werden können und er keine Zeit zu langen Romanen hat.

Mein Bruder wünscht nun, dass ich Ihnen diesen Schlüssel erkläre, vermutlich hat er Ihrer Tochter davon erzählt, so dass sie nun auch in diesem Stile schreibt. Ich will Ihnen deshalb den Text, den ich meinem Bruder mitgegeben habe, wörtlich abschreiben, damit Sie beim Empfang von Frontbriefen eventuelle Angaben herauslesen können:

Ersten Satz des Briefes mit i c h beginnen

= wir sind an der Nordfront

Zweiten Satz des Briefes mit i c h beginnen

= wir sind an der Mittelfront

Dritten Satz des Briefes mit i c h beginnen

= wir sind an der Südfront

Datum mit ‚den‘ = vorderste Front

Datum ohne ‚den‘ = hinter der Front

Datum mit ‚am‘ = Pendelverkehr zwischen Front und Lazarett.

Deinen Aufenthalt kannst Du mir am besten mitteilen, indem Du im Briefe einzelne Buchstaben ein wenig anders schreibst, dicker, schräger usw., so dass sie der Reihe nach zusammengesetzt, den Ortsnamen ergeben.

Datum: Monat in Buchstaben geschrieben

= wir sind übermüdet.

Ohne Punkt hinter dem Datum

= wünsche Lebensmittel.

Das Jahr immer mit 41 angeben/ aber wenn 1941

= wir haben schlechte Verpflegung.

Vorkommen des Wortes «Kauderwelscht im Briefe

= ich habe ein Bombardement durchgemacht.

Anrede: Lieber Bruder, mit Komma

= bin leicht verwundet (den entsprechenden Körperteil irgendwie im Brief erwähnen).

Mein lieber Bruder = schwere Verwundung.

Im letzteren Fall wird wahrscheinlich offizielle Meldung erteilt.

Den bisherigen Briefen, von denen der letzte das Datum des 27. Oktobers trägt und am 13. November in die Schweiz kam, ist in Kürze zu entnehmen, dass mein Bruder, vermutlich also auch Ihre Tochter, an der Mittelfront ist und zwischen Front und Lazarett pendelt. Aus dem letzten Brief habe ich ersehen, dass er sich damals in Juchnow, 250 Kilometer südwestlich von Moskau aufhielt. Heute werden sie wohl Moskau näher gerückt sein.

Mein Bruder schreibt, die Verpflegung sei recht, nur vermisse er die Süßigkeiten aus der Heimat. Was die Ausfuhr anbelangt, so nehme ich an, dass Sie darüber orientiert sind. Die paar Gramm, die man schicken darf, sind wohl aufgezehrt.

Sollten Sie wieder einmal eine Auskunft in dieser Angelegenheit wünschen, so stehe ich Ihnen, wenn immer möglich, gern zur Verfügung.

Ich gestatte mir, Ihnen die Grüsse meines Bruders zu übermitteln und begrüsse Sie ...»

Am 28. Oktober beginnt meine Arbeit im Nordlazarett. Ich werde auf die innere Abteilung beordert und bin die einzige Schweizer Schwester, die nur mit Deutschen zusammenarbeitet. Meine Enttäuschung, einer medizinischen Abteilung zugewiesen zu werden, ist gross. Doch ich muss mich fügen. Ich kann nur Wünsche für später äussern.

Es ist nun einmal so: Im Krieg will das Pflegepersonal die Verwundeten betreuen. Medizinische Fälle interessieren nur die Spezialisten.

Das Nordlazarett ist eine ehemalige russische Klinik. Viele langgestreckte und verstreute zweistöckige Bauten. Im Gebäude, in dem ich arbeite, befindet sich im Untergeschoss die medizinische, im ersten Stock die Kopf- und Augenstation. Das Gebäude der chirurgischen Abteilung

liegt hinter einem kleinen Wäldchen und einem »Heldenfriedhof« jenseits der Hauptstrasse. Dort nehmen auch wir unsere Hauptmahlzeiten ein.

Der Gang zum Essen macht das Schuheputzen ein- für allemal überflüssig. Unzählige Male muss ich von Baumstrunk zu Baumstrunk balancieren, um nicht mit den Schuhen im Schlamm stecken zu bleiben. Langsam beginne ich das Grauen um die russischen Sumpfgelände zu verstehen.

Es ist unangenehm, zum Nachtessen zu gehen. Die Dunkelheit bricht früh herein. Meine Dynamolampe quiekt so, dass ich keine Fusstritte hinter oder neben mir hören kann. Und alles ist so gespensterhaft grau.

Gewöhnlich ist die Strasse voller Landser, die die unvermutet auffauchende Frau wie ein Wunder anstarren. Meist muss ich lange warten, bis ich mich rasch zwischen zwei Gruppen durchschlängeln und meinen Weg fortsetzen kann.

Die medizinische Abteilung, der ich zugeteilt bin, besteht aus zwei Anginazimmern, fünf Krankenzimmern, zwei Nervensälen und zwei Offizierszimmern. 8-14 Soldaten finden in einem Zimmer Platz, unter Umständen auch mehr. Bahren oder schnell hergerichtete Lager dienen als Notbehelfe.

Zur Abteilung gehört ein Assistenzarzt, zwei Unterfeldärzte, zwei Schwestern und eine Hilfsschwester, die oft noch anderswo aushelfen muss.

Diesem Personal sind oft noch einige russische Hilfskräfte zugeteilt, die alte, zusammengeschrumpfte Mat ja und ein paar blutjunge, meist heisere Dinger, die abwechselungsweise immer ein dickes, weisswattiertes Halstuch tragen.

Wieviele Russenmädchen und -frauen eigentlich da sind, weiss ich nicht. Ich habe es nie feststellen können. Sie kommen und gehen, fehlen, wenn man sie braucht, er-

scheinen, wenn man sie nicht erwartet, ich finde mich wirklich nicht zurecht. Umso mehr, da ich anfangs kein Wort ihrer Sprache verstehe und ihre Namen nicht behalten kann.

Menschlich näher komme ich nur meiner Sprachlehrerin, einer Lettin, Frau eines russischen Offiziers, der schon vor mehreren Jahren nach Sibirien verbannt worden ist. Sie muss sich mit ihrem Söhnlein selber durchbringen. Näher lerne ich auch die «schöne Helena» kennen, eine russische Medizinstudentin, die abwechslungsweise mit der Lettländerin die Offiziere betreuen hilft.

Helena ist liebenswert. Sie fällt durch ihre Sauberkeit und ihre stete Hilfsbereitschaft auf. Sie und die Lettin sind die einzigen, die ein radebrechendes Deutsch sprechen.

Helenas Vater, ein Arzt, ist vor Jahr und Tag verschleppt worden. Seine Angehörigen hörten nie wieder von ihm. Sie selbst lebt mit ihrer betagten Mutter in einem armseligen Loch. Vor dem Rückzug haben die Russen gedroht, ihnen die Behausung über dem Kopf anzuzünden, wenn sie es nicht selber täten. Sie aber konnten es nicht tun. Wo hätten sie sonst wohnen sollen?

Da Helenas Grossmutter deutscher Herkunft ist, erlauben sich zwei Offiziere – die später während meiner Krankheit auch mich jeden Tag besuchten –, sie ab und zu in ihrem Heim aufzusuchen. Sonst ist der Verkehr von Deutschen mit Russinnen streng untersagt.

Von den Ruskis, die bei uns arbeiten, komme ich eigentlich nur mit Josef und Pavelitsch in Berührung. Josef, der auffallend schöne blaue Augen hat, muss nachts sämtliche Nachttöpfe leeren und das Feuer unterhalten. – Einmal brach er einen Schrank auf und trank den Alkohol, der darin war, bis auf den letzten Tropfen. Die deutsche Schwester unterdrückt, wenn auch mit Mühe, ihre Gewissensbisse und meldet den Vorfall, der dem sonst zuverlässigen Burschen den Kopf kosten würde, nicht. Ich rechne ihr diese «Unterlassungssünde» hoch an, denn sonst

ist sie auf die strikte Befolgung der Vorschriften, die die Russen betreffen, versessen.

Ab und zu sehe ich auch Pavelitsch, einen grossgebauten, sympathischen Russen, der mir mit einer kaum glaublichen Anhänglichkeit zugetan ist. Obschon ich mich mit Händen und Füßen dagegen sträube, «organisiert» Pavelitsch für mich. Die Gefahr, dabei seinen Kopf zu verlieren, achtet er gering. Leider kann ich mich nur wenig mit ihm unterhalten, da er kein Wort Deutsch versteht. Doch wenn ich ein «doswidania» stottere – ein «auf Wiedersehen» – dann leuchten seine Augen auf.

Die Russinnen haben hauptsächlich die Fussböden zu säubern, die Patienten zu waschen und das Essen zu verteilen.

Es fällt mir auf, dass die Russen ihr spärliches Essen stehend im Badezimmer oder in der Küche verzehren. Sie haben keine feststehende Essenszeit. Auf meine Fragen erwidern die deutschen Schwestern nur, dass es den in einem Spital arbeitenden Russen gut gehe.

Mit Besteck und Geschirr sind wir schlecht versehen. Oft muss während der Mahlzeit rasch abgewaschen werden, was den Grossbetrieb nicht gerade erleichtert.

Meine erste Zeit in Smolensk ist derart mit Arbeit überladen, dass ich gar nicht zum Bewusstsein meiner selbst komme. Ich habe das Gefühl, in diesem Chaos zu ersticken. Übersicht habe ich keine. Alles ist ein Gehetze, ein Kommen und Gehen. Ich komme mir vor wie eine Maschine, die mechanisch läuft und immer gerade nur das Allernotwendigste tun kann. Abends bin ich nie sicher, bei jedem der mir anvertrauten Kranken gewesen zu sein.

Im Krieg geht es nicht anders. Man tut, was man kann, und muss vieles unterlassen, weil Zeit und Kraft einfach nicht ausreichen. Stets befürchtete ich, dass die Schüchternen unter meinen Pflegebefohlenen zu kurz kommen könnten und hoffe immer, dass die Soldatenkameradschaft und

das Gemeinschaftsgefühl der Kranken so weit gehe, dass sie sich untereinander helfen oder mich aufmerksam machen.

Unablässig trage ich ein schmerzendes Weh mit mir herum und fühle mich grenzenlos allein.

Es gibt Halt und Kraft, wenn man mit einem Menschen Kontakt hat, sich mit ihm aussprechen und für eine kurze Weile grausiger Wirklichkeit entfliehen kann.

Doch ich bin in diesem Chaos, in dieser Arbeitsfülle allein und kann mich nicht zurechtfinden.

Alles erscheint so sinnlos!

Das Gefühl des Alleinseins ist kaum zu ertragen.

Der erste Mensch, der mir begegnet wie ein trauriger, alter Bekannter und diese, fast möchte ich sagen, Psychose bricht, ist ein kleiner Arztsoldat, ein junger, zartgebauter Mann mit ernstem Gesicht und gütigen Augen. Weil er vorher nie Dienst gemacht hat und auch nicht der Militärakademie angehört, muss er erst Frontsoldat sein, ehe er Unterfeldarzt werden kann. Eine Tatsache, die vielen, auch mir, unbegreiflich ist. Doch mag er auch in der Soldatenuniform stecken, innerlich ist er Arzt. Sein Lebensziel ist das Helfen, unermüdlich helfen, gleichgültig wem und an welchem Ort.

Während der ersten Tage komme ich erst um 10 Uhr oder 11 Uhr zum Frühstück. Ich würde überhaupt nichts nehmen, wenn nicht der kleine Arztsoldat irgendwo eine Tasse und einen Teller auftreiben, in einer Fensternische auf einem rostigen, elektrischen Gestell Brot an einer Gabel drehen, mich beim Arm packen und befehlen würde: «Sie müssen essen!» So setze ich mich auf einen Küchenstuhl im Gang hinter einen Paravent und esse rasch. Ich komme nicht dazu, ihn zu fragen, wer er sei und warum er sich meiner annehme. Ich esse und habe zum ersten Mal das köstliche Gefühl, irgendwie getragen zu werden.

Am zweiten Tag spricht er von Stuttgart und der Schweiz. Sehnsucht durchglüht sein blasses Gesicht. Er hilft mir den ganzen Tag, hilft mir auf die aufmerksamste,

zuvorkommendste Weise, nur damit ich ihm abends einige Plauderminuten schenken kann.

Das Gespräch zieht sich hin, es wird ein Uhr, zwei Uhr morgens, und immef noch sitzen wir beisammen und plaudern.

«Diese Bücher sind doch in Deutschland verboten. Wie kommen Sie denn dazu, sie zu besitzen?» frage ich.

«Ja, auch bei uns war Hausdurchsuchung – das stimmt ! Meine Mutter hat als Ausrede den Kerlen zur Antwort gegeben, dass ihr Junge seine Nase eben in allem drinhabe. Damit war die Sache erledigt.»

Dieser Mensch, der geistig regelrecht ausgehungert ist, tut mir unaussprechlich leid. Abgemattet sitze ich da, kämpfe gegen meine Müdigkeit an und reiße mich immer wieder zusammen. Ich kann keine Silbe mehr aufnehmen von dem, was wie ein Feuerstrom aus ihm bricht. Aber das ist nebensächlich. Hauptsache ist, dass er sich endlich wieder einmal aussprechen kann.

Zwei Abende halten wir es so. Tagsüber liest er mir jedes Helfenkönnen von den Augen ab, steht mir bei in dem Schrecken, der mich überfällt, als um vier Uhr, gerade zurzeit, da die Arbeit am flinksten von sich gehen sollte, kein Wasser mehr läuft, kein Licht mehr brennt.

Was den Fiebernden geben, wenn kein Wasser vorhanden ist? Wie das Essen verteilen ohne Licht? Schwester Hilde, die deutsche Pflegerin, und ich sind der Verzweiflung nahe. Wir sehen Arbeit, Arbeit, Berge von Arbeit vor uns und sind doch auf Schritt und Tritt gehemmt.

«Nur ruhig! Alles sein lassen, liegen lassen, einmal nichts tun, sonst wird es nur noch schlimmer,» sagt so einfach der Arztsoldat, als wäre das das Selbstverständlichste der Welt. «In letzter Zeit treten solche Störungen öfters auf. Sehr wahrscheinlich haben dabei die Russen die Hand im Spiel.»

Am folgenden Morgen, schon früh, muss er wieder zu seiner Truppe zurück.



Nie werde ich diesen grauen, nassen Oktobermorgen vergessen. Ich begleite den Scheidenden bis zur Haustür. In allerletzter Minute drückt er mir eine Feldpostkarte in die Hand, die er kurz vorher beschrieben haben muss: «Aus dem Göttlichen weset die Menschheit, in dem Christentum wird leben der Tod, aus des Geistes Weltgedanken erwachet die Seele ..

Diesen Spruch zum Andenken an die Begegnung mit einem deutschen Soldaten in Deutschlands schwerer Zeit.»

«Das sind Worte, die mich stets begleiten – Kraftspender,» sagt er. Und, mir die Hand zum Abschied reichend: «Möge Ihre Zeit hier eine erlebnisreiche für Sie sein. Sie werden bald von mir hören.»

Mit kräftiger Stimme fügt er noch hinzu: «Auf Wiedersehen, Schwester ... in der Schweiz, in einem friedvolleren Lande. Die Begegnung mit Ihnen hat mir viel gegeben.»

Er geht. Eine Weile schaue ich ihm nach. Welch ein Gegensatz, diese feine Gestalt und das lange Gewehr!

«Auf Wiedersehen!» Bedrückt lasse ich ihn ziehen, in dieses Grau, in diese nasskalte Gewissheit, in dieses unvorstellbare Völkermorden.

Es ist der erste Soldat, den ich wieder an die Front ziehen lassen muss! Es fällt mir schwer.

Noch lange sucht ihn das kleine Kätzchen, das sich ganz an ihn gewöhnt hat, in dem grossen Saal. Und mir fehlt sein liebes, aufrichtendes und stärkendes Wesen überall.

Nach der ersten Woche habe ich eines erreicht: Ich lebe ohne zu fragen, was ist und was noch kommen wird, lebe dem Augenblick, greife zu, wo ich zugreifen kann und vergesse manchmal sogar zu essen.

Mindestens ein Sorgenkind ist immer da, wenn nicht gar drei oder vier. In diesen Tagen beschäftigt mich vor allem ein Soldat im ersten Saal. Es ist ein blasser, älterer Mann (hier wird den älteren Semestern zugeteilt, wer die dreissiger Jahre überschritten hat), mit rötlichem Bart, einem richtigen struppigen Kriegerbart.

«Wie geht's denn heute? Ich möchte Sie waschen. Wann hat Sie Maija das letzte Mal gewaschen?» frage ich das traurige, nie lächelnde Gesicht, indem ich mich über den Mann neige – glücklich über die soeben eroberte, nicht gerade sauberste Waschschüssel – und ihm mit der fünffach zusammengelegten fransigen Gaze, die sich ständig zusammenrollt, über das Gesicht fahre.

«Vorgestern, nein, vor drei Tagen,» antwortete er, sich mühsam zurückerinnernd. «Ach, die Matja wäscht nicht gut. Ich möchte immer von Ihnen gewaschen werden.»

Es ist furchtbar, solch einen Schwerkranken vernachlässigen zu müssen, immer nur das Allernotwendigste tun zu können, um in dem Arbeitsmeer nicht unterzugehen.

«Ich glaube, Sie sind auf der Liste für den nächsten Rücktransport. Freuen Sie sich?»

Sein Gesicht leuchtet auf:

«O, dann wäscht mich meine eigene Maija, meine Frau. Die pflegt mich schon gesund,» sagt er froh.

Sein unheimliches Leiden im Rückenmark bereitet uns schwere Bedenken. «Liquor negativ», heisst es, und alle bisherigen Untersuchungen sind erfolglos geblieben. Was nur kann die Ursache dieser ewigen Kopfschmerzen sein, woher kommen dies elende Aussehen und die andauernden Fieber?

Der Professor, ein beratender Internist, hält lange Vorträge, stellt Nachforschungen an, geht im Labor mit verschränkten Armen auf und ab und spricht seine Gedanken laut aus. Die Laborantin nickt nur und arbeitet weiter. Das Objektglas in ihrer Linken zittert, wenn sie es unter die Linse schiebt, und die vor Kälte blauen und erstarrten Finger vermögen kaum, den Sucher zu drehen. Eifrig sucht und sucht sie mit ihrem Mikroskop nach kleinen und kleinsten Lebewesen. Mein langgewachsener Chef geht im Schritt mit dem Professor auf und ab, hin und her, fährt sich über sein glattes Kinn und über seine lustige Nase, sagt «ja, ja» und sucht die allzu lange Doziererei

mit einem entschuldigenden Hinweis auf die frierenden Patienten abzukürzen.

Wirklich warten im Gang auf Bahren am Boden schon acht Kranke, denen mit der Zaubertafel Lunge und Herz gemustert werden soll.

Im Gang stösst der Professor auf mich. Was hat er nur? Irgendwie erscheint er mir verjüngt. Mit wiegenden Schritten kommt der alte Herr auf mich zu, legt seine beiden Hände auf meine Schultern und sagt:

«Mein Kind, mein Kind, eine Wohltat, Sie zu erblicken, so frisch, so gut aussehend! Wie geht es denn?»

Und seine Hände von mir nehmend, fährt er fort:

«Ich weiss nicht, nun studiere ich schon so lange an Ihrem Sorgenjungen herum. Wie ist die Temperatur eigentlich? Eigentümlich. Wir müssen noch dies und jenes unternehmen ... Agglutination ... Augenhintergrund. Sind Blutagraplatien schon gemacht worden? Die Milz ist zwar nicht palpabel. Alles muss doch seinen Grund haben! Wir sind da, um ihn zu finden. Und ich suche, suche» – er kratzt sich im Haar – «na, wird sich schon noch zeigen. Laufen Sie doch nicht immer gleich weg. Kaum trifft man sich, kaum sieht man sich, kaum kann sich das Herze freuen, da hüpfen Sie schon wieder auf und davon. Na ja, diese armen Menschenkinder! Sie haben recht!»

Geduldig wartet mein Chef vor dem letzten Zimmer, zwinkert vergnügt mit den Augen.

«Ihren Sorgenjungen schaffen wir weg!» verkündet er. «Mit dem nächsten Transport. Es gibt gar nichts anderes. Es wird dem Professor einen argen Strich durch die Rechnung machen, aber wir brauchen Platz, Platz – Nachschub, Bewegung. Alles ist Bewegung. Platz müssen wir haben, sonst geht es nicht mehr. Fertig, Schluss! – Wie halten wir es heute, Schwester Elsa, mein Sonnenschein? Abends um acht Uhr ist Kino. Kommen Sie den Film ansehen? Ich besetze Ihnen den Platz. Abgemacht, um acht Uhr, nicht wahr?»

«Aber ich kann doch nicht! Um acht Uhr! Viel zu früh!  
Wie soll ich fertig werden?»

«Oho, geb' ich zu viele Verordnungen?»

«Nein, das nicht gerade. Es muss ja sein. Aber Ihre ewigen fraktionierten Magenausheberungen! Wie ich die hasse! Sie rauben so viel Zeit. Und ich sollte meine Kranken doch auch pflegen können.»

«So, Sie hassen! Sie können hassen! Tut mir leid, werd' mich in Zukunft zusammeneinander nehmen müssen bei den Verordnungen. Aber wir müssen doch wissen, warum die Jungen klagen. Irgendetwas muss in der Krankengeschichte doch verzeichnet werden. Na, kommen Sie! Schmollen Sie nicht. Ich werde die nächste Ausheberung machen. Ja, ja, ich persönlich, dafür aber heute Abend um acht Uhr! Meine Siationeuse» (die deutsche Schwester, mit der ich zusammenarbeite) «kommt auch. Die kleine Annaliese allerdings muss ihren Platz schon alleine suchen. Doch sie ist ja flink!»

Die kleine Annaliese ist eine zwanzigjährige Hilfschwester, wie sie genannt werden. Zur Unterscheidung von den Vollschwestern, die eine runde Brosche tragen, haben sie ein ovales Abzeichen. Hilfsschwestern machen meist eine Schnellbleiche durch, einen halbjährigen Kurs. Dann kommen sie auf den Kriegsschauplatz. Ich habe Hilfsschwestern gesehen, die, von einem Russen unterstützt, der die Töpfe leerte und das Feuer unterhielt, nachts bis 200 Soldaten zu betreuen hatten.

Abends um acht Uhr bei einem der Anlässe zu sein, die alle acht bis vierzehn Tage stattfinden, gilt als eine Art Kapazitätsausweis. Man muss sich einfach von der Arbeit losreißen, denn Arbeit wäre für die ganze Nacht vorhanden. Mein abendlicher Gutenacht-Rundgang, den beizubehalten ich mich stets bemühe, beweist es mir fortwährend. So viele Wünsche werden vor dem Weggang der Tagschwester noch vorgebracht. Der eine liegt nicht gut, der andere hat Durst, dieser braucht einen Wärmebeutel, jener ist überhaupt noch nicht versorgt. Und die

Leichtkranken hätten doch gar zu gerne ihre Schwester für einen Augenblick zum Abendhock, denn tagsüber kommt die Gemütlichkeit wirklich nicht zu ihrem Recht.

Nun, ich reisse mich los. Der Kinoraum ist im obern Stock, im Kliniksaal. Welch ein Gedränge, Welch eine Erwartung und was für eine Stimmung ! Mitten aus dem Gewimmel heraus winkt mir eine Hand, es ist mein Chef, der Berliner Lungenspezialist.

«Na, da sind Sie! Hab ich nicht 'nen feinen Platz ausgesucht? Wie geht es Ihnen seelisch heute? Dass es körperlich gut geht, das sehe ich. Aber seelisch?»

Und zum Arzt gewendet, der auf meiner andern Seite sitzt und sich ausschütten will vor Lachen, setzt er hinzu: «Wissen Sie, das ist mein Sonnenschein! Sie kam nur wegen mir hieher, da muss ich mich doch um ihr seelisches Wohl bekümmern.»

Es gibt viel Lärm, bis alles im Gang ist. Viele kommen zu spät und finden keinen Platz mehr. Es herrscht ein unbeschreibliches Tuscheln und Gerede, sie sind aufgeregt und wispern wie Kinder vor einem Marionettentheater.

Im Festsaal trifft sich alles, Kopfverwundete mit weissem Turban, Einbeinige auf Krücken. Die Schweizer-schwester-n werden angestaunt. Unsere Tracht und unser blaues Reisekostüm sind so ganz anders als die graue Einheitstracht der deutschen Schwestern.

Plötzlich werde ich von hinten mit einem waschechten Zürchergrüezi angesprochen. Erstaunt kehre ich mich um und frage den Soldaten, wie er denn hierher komme.

«Ich wurde in der Schweiz geboren,» fährt er im Dialekt weiter. Seine Kameraden lachen über die drollige Sprechweise und hören gespannt zu. «Aber mein Vater ist Deutscher. So wurde ich einberufen. Zuerst war es mir höllisch zuwider, nun mache ich aber gerne mit. Die Kameraden ...»

Am folgenden Abend werde ich von zwei Landsern, die vom andern Ufer des Bodensees stammen, aufgesucht. Sie sind überglücklich, von ihrer Tante aus der Schweiz erzählen zu können, tragen mir Grüsse auf und können

sich fast nicht trennen. In der Folge besuchen sie mich regelmässig zweimal in der Woche. Wenn wir uns auch nur kurz die Hände schütteln können – es ist ein Gruss aus der Heimat, nach der sie sich sehnen. Sie kommen regelmässig, bis sie versetzt werden und ich sie für immer aus den Augen verliere.

Meist verlasse ich das Kino enttäuscht. Die süssen Bonbons, die wir zwei- bis dreimal wöchentlich fassen können und die mein Chef im Kino und im Theater grossmütig verteilt, sind das Erquickendste an der ganzen Sache. Nachher folgt ein gemütlicher Hock am russischen Kamin.

«Wie kommt es, dass den deutschen Soldaten solch sinnloser Blödsinn vorgesetzt wird?» frage ich mehr wie einmal meinen Chef.

Und immer erhalte ich die gleiche Antwort:

«Der Landser braucht nichts Ernstes, zum Grübeln Anregendes. Er soll sich erholen können.»

«Aber mit solchem Schmarren verdirbt man ja nur seinen Geschmack!»

«Bah, er verlangt nichts Besseres. Sehen Sie nicht, wie glücklich die Burschen sind, wie sie lachen! Blödsinn, das ist ihnen eben recht!»

Was darauf erwidern, auch wenn ich nicht gleicher Ansicht bin? Mir tun die Soldaten leid, deren Leben eine solche Kompensation verlangt oder denen eine solche Kompensation zugemutet wird.

Auf einer hohen Stufe stehen die Konzerte. Mozarts Nachtmusik, Musik von Haydn, von Johann Strauss wird vorgetragen. Mancher Körper wiegt sich im Walzertakt, denn solche Musik wirkt bezaubernd. Sie lässt die Augen aufleuchten und die Wangen glühen, sie macht glücklich, sie trägt und erfrischt. Heitere Erinnerungen an die Heimat werden lebendig. Nach solchen Stunden ist unser Hock am russischen Kamin beschwingter.

Mit diesem «russischen Kamin» hat es eine besondere Bewandnis. Es ist nichts anderes als ein Herdfeuerofen –

ein kleiner, viereckiger Ofen in einem kleinen viereckigen Raum im kalten Russland. Seine Beliebtheit verdankt er dem Umstand, dass man sonst in allen Ärzte- und Schwesternzimmern friert.

Die Abend-, besser gesagt die Nachthocks werden zur Gewohnheit. Vor Mitternacht oder 1 Uhr morgens gehen wir selten zu Bett. Und wenn ich mich todmüde vorher verabschieden will, versucht mein Chef alle seine Verführungskünste, um mich noch ein Weilchen zurückzuhalten. Mixturen werden geschüttet und Glühweine gebraut. Doch aus dem kleinen, von einem deutschen Offizier verfassten Buch «Am französischen Kamin», das meist der Hamburger Unterassistentarzt in den Händen hält, wird nur einmal vorgelesen.

Der russische Kamin bringt das gesamte Pflegepersonal der innern Abteilung zusammen. Hier werden Probleme erörtert, an seinem knisternden Feuer löst sich oft die Zunge

eines der wiederhergestellten Offiziere, die den Vorabend ihrer Rückkehr an die Front in unserm Kreis verbringen.

Unvergesslich wird mir der Abend mit einem Offizier aus Hamburg sein. Am Nachmittag hatte mich Schwester Hilde durch die Wasch- und Hauptküchenräume geführt. Da hing unter andern Geräten auch ein Rapser an der Wand.

«Passen Sie nun auf: Eins, zwei und - drei!» Damit nahm sie den Rapser von seinem Nagel und versteckte ihn unter der Schürze: «Das nennt man ‚wegorganisieren‘. So was fehlt mir nämlich schon lange.»

Noch am gleichen Abend tritt der Kartoffelschaber in Aktion. Die alte Matja hat uns «Kartotschki» gebracht. Zwei Soldaten reinigen und schälen sie auf Tod und Leben. Und dann entstehen die berühmten Kartoffelpuffer, bei deren blosser Nennung schon jeder Mund lacht.

Zu dem bevorstehenden Festmahl wird der Offizier aus Hamburg, der am folgenden Tag wieder an die Front zieht, als Ehrengast eingeladen. Ich habe ihn stets nur still und freundlich gekannt. So ist er auch an diesem Abend, bis

sich plötzlich – das knisternde Feuer muss die Ursache gewesen sein – seine Zunge löst und er von seinem Rücktransport zu erzählen beginnt. Er schildert, wie ihm in Briansk zum erstenmal wieder eine deutsche Frau begegnete und er – unrasiert und ungekämmt wie er war – vor Scham am liebsten in den Erdboden versunken wäre. Rasch sei er sich waschen gegangen. Mit einer brüsken Bewegung wendet er sich plötzlich mir zu.

«Ich bin Grenzstädter. Meine Mutter war Dänin. Deshalb kann ich Ihnen nachfühlen, Schwester, wie Ihnen manchmal zumute sein muss. Neulich habe ich mich geschämt, als Sie bei uns im Offizierszimmer angepöbelt wurden. So etwas ist eine Taktlosigkeit einer Frau gegenüber. Verzeihen Sie den Vorfall !»

Wie wohl mir diese Worte tun! Zu gut erinnere ich mich an jenen ungezogenen Leipziger Hauptmann, der bei jedem Essen etwas aussetzte, der sich herausfordernd vor mich hinstellte und hämisch fragte: «Weshalb seid ihr Schweizer eigentlich hierher gekommen? Um zu lernen? Was? Gewiss, um von uns zu profitieren, denn sonst wäret ihr nicht erschienen,» gab er sich selbst zur Antwort, da ich nicht augenblicklich geantwortet hatte, weil mich seine unangenehme Art und Weise abstieß. Auch fühlte ich alle Blicke auf mir ruhen. Zudem hatte ich keine Zeit, mich mit ihm zu streiten. Wie meistens am Morgen, war ich in Eile.

Mit lautem Lachen war er unverfroren weiter gefahren: «Weshalb überhaupt hat die Schweiz mobilisiert?

Wegen uns? Gegen uns? Ha, eine Maus gegen einen Löwen, eine Laus gegen einen Elefanten!»

Auf solch unverschämten Ton hatte ich erst recht nichts zu erwidern vermocht. Schmerzlich berührt entfernte ich mich. Weshalb immer und ewig diese Politik, diese sture Borniertheit bei so vielen Deutschen, die immer nur sich sehen und gar nicht mehr glauben können, dass es Menschen gibt, deren Handeln nicht einer spekulativen Absicht entspringt?



Ich trage dem Hauptmann seine Ungehobeltheit nicht nach. Nur meide ich ihn seither als etwas Unangenehmes, wenn er mir im Grunde genommen auch leid tut. Er sieht so grau und verbittert aus. Doch nun, da sich der junge Offizier für seinen Kameraden entschuldigt, bin ich erstaunt und erfreut zugleich.

«Wieso kommen Sie darauf zurück? Sprachen Sie noch darüber?»

«Natürlich. Ich habe kein Blatt vor den Mund genommen und dem Hauptmann deutlich meine Meinung gesagt. So führt man sich nicht auf, besonders nicht Ihnen gegenüber, die Sie aus eigenem Antrieb gekommen sind, um uns Verwundeten zu helfen.»

Dann spricht er weiter, von zu Hause, von seiner Frau und seinen fünf Monate alten Zwillingebuben, die er noch nicht kennt. Es ist ihm Bedürfnis, zu erzählen. Photos werden mir gezeigt, Bilder von seinem 26jährigen Bruder, der kürzlich gefallen ist. Ein sympathisch aussehender Mensch. Der junge Offizier spürt mein Mitgefühl, wird zutraulicher und schiebt mir die Briefe seines Vaters zu, die über den Tod des Sohnes berichten. Traurig und doch schön, gross und stark zeigt sich der alte Mann in seinem Schmerz. In einem Brief stehen die Worte Nietzsches:

«Es gibt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit mitteilen, bei der sie sich des Jammers enthält und sich wie unter hohen schwarzen Zypressen schweigend ergeht.»

Rechts von mir sitzt ein junger Unterassistent, der noch immer die Anzeige vom Tode seines Bruders in der Tasche zerknüllt. Nicht heldenhaft im Frontkampf ist er gefallen. Dieser Gedanke wäre dem jungen Arzt noch erträglich. Durch Partisanen, aus dem Hinterhalt, ist er erschossen worden. Diesen Tod aber empfindet der lebende Bruder als Schmach.

«Wenn dereinst die Geschichte dieses Krieges geschrieben wird, dann wird vorab den Männern Gerechtigkeit, ja Anerkennung werden, von denen bisher im deutschen Heer nicht viel geredet wurde, weil sie nur zur Siche-

rung im rückwärtigen Gebiet eingesetzt sind,» sagt sinnend der junge Hamburger. «Kein Mensch weiss von ihren Pflichten und Aufgaben. Meist stellt man sich vor, dass die Soldaten der Sicherungsdivisionen geruhsam in ihren wohnlich ausgebauten, durch und durch ‚organisierten‘ Stützpunkten sitzen und allein durch ihre leibliche Anwesenheit befriedigend auf etwaige Unzufriedene wirken. Wie es aber in Wirklichkeit in den weiten Wald- und Sumpfbereichen, den Kleinkriegsräumen zugeht, wie es ist, gegen die Partisanen zu kämpfen, von überlegenen, meist überaus gut geführten und bewaffneten Kräften überfallen zu werden, immer einsatzbereit und kampffertig zu sein – das zu beurteilen vermögen sicher nur Männer, die diesen Kleinkrieg aus eigener Erfahrung kennen.

Unter den Partisanen, diesen fanatischen Freiheitskämpfern und erbarmungslosen Gegnern, sind oft reguläre Führer und Soldaten, mit dem Gelände durch und durch vertraut, die über Maschinenwaffen und Granatwerfer verfügen und Krieg führen nach dem Wahlspruch: ‚Im Krieg ist alles erlaubt !‘

Nein, der Krieg in den menschenarmen, bewaldeten und versumpften Gebieten des Ostens, der ‚grünen Hölle‘ im Sommer, der ‚weissen Hölle‘ im Winter, ist unerhört hart/erfordert von den Soldaten im Stützpunkt eine restlosere Einsatzbereitschaft, fordert den gleichen Kampfwillen wie von den Kämpfern in der Feuerlinie.»

Das markante Profil des Leutnants, der mit diesen Worten seine niedergedrückten Kameraden aufrichten will, tritt beim Reden noch mehr hervor. Morgen muss er wieder Moskau zu, in den Kampf. Ich möchte weinen ! Hat er nicht schon mit dem Leben abgeschlossen? Ist das Leuchten der tiefblauen Augen dieses jungen Gesichtes noch von dieser Welt?

«Sich an das Ewige halten, das Zeitliche vergessen,» tönt es in mir und ich schlucke leer.

Dann erzählt er von den unter Grasbüscheln versteckten Minen, von ihrem verwundeten Hauptmann, bei dem vier

Kameraden aushielten und ebenfalls sterben mussten. Beim nächsten Angriff und Vorstoss fanden sie die Leichen.

Die Deutschen haben noch keine Winterausrüstung, keine Handschuhe, keine Ohrenklappen, und Russlands grimmigster General ist im Anzug.

Soll ich dem jungen Offizier meine Handschuhe mitgeben?

Mutlosigkeit überfällt mich. So viel Elend wäre zu lindern, und ich bin machtlos.

Ich denke an meinen kleinen Arztsoldaten. Lebt er noch? Immer noch habe ich kein Lebenszeichen von ihm erhalten. Auch dieser Mensch neben mir muss morgen in jene Hölle.

Und ich soll weiterleben? Wozu auch? Meine beschränkten Kräfte können keine wirksame Hilfe sein.

Wie sinnlos scheint mir oft alles !

Ich gebe dem jungen Offizier meine Handschuhe, meine letzte Tafel Schokolade und eine Ovo-Sport. So nahe ist mir dieser Mensch plötzlich gerückt, dass ich zu der Schokolade ein Zettelchen legte:

«Meine aufrichtigsten Wünsche begleiten Sie. Eine Schweizerschwester.»

Als er sich von mir verabschiedet, finde ich keine Worte, blicke nur immer und immer wieder in diese ernsten, blauen Augen. Mir scheint, seine ganze Seele liege offen vor mir.

Er bittet um meinen Namen und notiert ihn. Wozu?

Es kommen viele neue, kranke Offiziere.

«Schwester, Sie werden bald viel Arbeit haben,» verkünden sie. «Der Weg von Brjansk ist frei. Dort haben wir gelegen, 70 in einem Raum so gross wie dieser.»

Auch die Offiziere müssen das Entlausungsbad über sich ergehen lassen.

Die Entlausung geht in einem Badekasten vor sich. Wenn ich einen Augenblick Zeit finde, hole ich meine Pfleglinge dort selbst ab, um ihnen ihr Bett anzuweisen.

Der Raum ist klein, der Dampf heiss. Nackte Körper schimmern durch den Dampfschleier hindurch, und einer, den zwei Russen aus Leibeskräften abscheuern, steht aufrecht im Bad. Immer und immer wieder muss ich den Russen mühsam verständlich machen, dass sie genug Wolldecken um die Körper wickeln sollen, haben die oft fiebernden Kranken nach dem Bad doch den kalten Gang zu passieren.

Auf der innern Abteilung werden um drei Uhr mit Butter bestrichene Biskuits, Schokolade oder Konfitüren-schnitten verteilt. Diese Extrazulagen bekommen nur die Schwerkranken, die besonders Gefährdeten, vorab die Brustkranken, bei denen die Nahrung eine besondere Rolle spielt. Sonst erteilt der Arzt keine Zulagen.

VK. mit Zul., Vollkost mit Zulage, schreiben wir auf die Tafel über dem Bett, damit die Russinnen dementsprechend das Essen verteilen. Bei der Verteilung muss aber stets eine Schwester dabei sein, sei es nun die deutsche oder ich. Sie traut den Russinnen nicht ganz. Es gibt zu viele, die hungern.

Auch für mich ist die gerechte Verteilung nicht leicht. Wie hätte ich den genauen Zustand jedes Kranken kennen können? Über hundert junge Männer habe ich zu betreuen. Alle zwei bis drei Tage kommen neue, während andere gehen.

Hunger haben diese jungen Menschen alle. Und ich glaube, dass die erzwungene Ruhe nach der vorherigen konstanten Spannung an der Front das Hungergefühl noch vergrössert.

Immer wieder muss ich die Disziplin der deutschen Soldaten bewundern, selbst der 18jährigen. Nie murren sie. Stillschweigend ertragen sie ihren Hunger. «Wenn nichts mehr da ist, so ist es halt alle» ... damit geben sie sich zufrieden.

Das Waschen meiner Leibwäsche bereitet mir Sorgen. Ich muss diese Arbeit in einer Freistunde erledigen, denn

abends ist weder Licht noch Wasser vorhanden. Eine Freistunde kann ich mir aber nur jeden zweiten Tag nehmen.

Ich will die grosse Wäsche in der Baracke neben unserm Schlafrum abhalten. Eigentlich ist diese Baracke ein kleines Badezimmer, das aber nicht als solches benutzt werden kann. Aus dem Hahnen fliesst zum Verzeifeln langsam ein rostbraunes Wasser. Ich wasche alles, auch meine grossen, weissen Schürzen in der Badewanne aus, bin nachher vom Bücken und Hetzen einfach erledigt und kehre so erschöpft zur Arbeit zurück, dass ich mir hoch und heilig schwöre: Einmal und nicht wieder.

Meine lettische Sprachlehrerin, die zugleich auch die Offiziere betreut, kommt mir zu Hilfe. Sie anerbieet sich, mir meine Wäsche zu besorgen. Und sie tut es ordentlich. Nur Seife braucht sie viel. Wahrscheinlich reinigt sie auch ihre Wäsche mit meiner Seife. Und sie hat recht. Wie sollte sie sonst zu Seife kommen?

Sie ist auch meine Lehrerin in der russischen Sprache. Ich liebe diese Sprache mit ihren weichen Lauten, ihrer fremden Melodie. Doch bei manchem Wort scheint mir das Lernen unmöglich, und ich komme mit meinem Studium nicht richtig vorwärts.

Ungefähr alle vierzehn Tage beschreibt mir die Lettin einen Zettel mit Wörtern, den ich dann in der Schürzentasche mit mir herumtrage, um mir beim Passieren der Gänge schnell, schnell ein neues Wort einzuprägen. In Gedanken sage ich es mir immer und immer wieder vor, bis es einigermassen sitzt. Sonst habe ich ja keine Zeit.

Ich bin froh über die paar Worte, die ich mir auf diese Weise aneignen kann: Nosch = Messer, bieli chleb = Weissbrot, maslo = Butter, fschaschka = Tasse. Man kann sich nicht vorstellen, welches Wunder ein solches Wort manchmal bewirkt.

Wie schon erwähnt, ist über unserer Abteilung die Kopf- und Augenstation. Ein Arzt aus Basel und eine Schweizerschwester arbeiten dort. Diese Station habe ich nur zweimal besucht. Einesteils aus Zeitmangel, vor allem

aber der Stimmung wegen, in die mich diese trostlose Ab-  
teilung jedesmal versetzt.

Auf den Zehenspitzen trete ich ein. In jedem Bett ein  
weisser Kopfverband, junge, auf dem Rücken liegende Män-  
ner mit verbundenen, zerschmetterten Augen.

«Blind also! Wirklich blind und ganz geblendet?» Diese  
Worte Arnold von Melchtals höre ich mit schmerzender  
Deutlichkeit. Ich weiss noch genau, welchen Eindruck diese  
Stelle aus Schillers «Wilhelm Teil» in der Schule auf mich  
machte. Hier ist das Grauenhafte Wirklichkeit. Und wie  
eine unsagbar schmerzliche Melodie klingt es in mir weiter:  
«O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges. Alle We-  
sen leben vom Lichte. Sterben ist nichts – doch leben und  
nicht sehen!»

Leise trete ich zu der befreundeten Schwester, die mit  
Schreibblock und Bleistift bei einem Soldaten auf dem  
Bettrand sitzt. Um den Verwundeten besser verstehen zu  
können, neigt sie sich tief über ihn.

«Von Ihren Augen soll ich also nichts erwähnen?»  
höre ich sie fragen. «Nur, dass Sie vor acht Tagen mit einer  
leichten Verwundung in einem Kriegslazarett eingeliefert  
wurden, und dass es schon besser geht, soll ich schreiben.»

Lautlos entferne ich mich auf den Fussspitzen. Da er-  
scheint der Baslerarzt.

«Sie wünschten der Entfernung eines Splitters aus einer  
Schädeldecke beizuwohnen,» sagt er. «Kommen Sie schnell.  
Ich habe den Professor unterrichtet.»

Der Operationsraum gleicht einem von unsern Opera-  
tionssälen, nur dass er lange nicht so sauber scheint. Doch  
vielleicht rührt dieser Eindruck von den Ruskis her, die in  
ihren lehmfarbenen Kleidern, die Mütze auf dem Kopf,  
nackte Körper herein- und hinaustragen.

Die Stille ist nicht ganz so, wie wir es sonst gewohnt  
sind. Doch diese Atmosphäre der Spannung, die zu jedem  
Operationsaal gehört, ist auch hier vorhanden.

Ich bekomme nicht viel zu sehen. Die Trepanation ist  
schon vorbei, und zwei Gummihandschuhe arbeiten sich

allmählich und sorgsam zu dem verhängnisvollen Metallkörper vor.

Ich warte nicht, bis die Operation beendet ist. Ein offener Schädel, die schnarchenden Atemzüge des Narkotisierten, ab und zu ein hartes Klingen von zwei aufeinandergeworfenen Instrumenten, beklemmende Ätherluft, die Verdammnis zum tatenlosen Zuschauen, das ist mehr, als meinen Nerven zuträglich ist.

Im letzten Weltkrieg waren Gehirnverletzungen das Schlimmste, was man sich vorstellen konnte. Heute ist auch ein Kopfschuss nicht unbedingt tödlich. Zahllose Gehirnverletzte sind nach verhältnismässig kurzer Lazarettzeit genesen.

Im Gegensatz zu der seinerzeitigen offenen Behandlung des Gehirns, wobei man eingedrungene Fremdkörper herauseitern liess, entfernt die moderne Neurochirurgie alle Geschossteile, Knochensplitter und abgestorbenen Gewebe sorgfältig, doch radikal. Dieses Reinemachen erzielt eine Heilung ohne die früheren gefährvollen Narbenbildungen, Schrumpfungen, die auf die Hirnhäute drückten, an den Nervengeweben zerrten und Krampfanfälle, Verminderung der geistigen Fähigkeiten oder eine anhaltende Depression hervorriefen.

Nachdem sich mein Chef wieder einmal nach meinem seelischen Zustand erkundigt hat, sagt er: «Elsa, mein Sonnenschein, wenn Sie mal recht sauber werden wollen, das Bedürfnis nach einem Bad haben, dann verrat' ich Ihnen, wo ich meine kostbare Erbmasse in die Fluten werfe. Ich bade zweimal wöchentlich.»

«Ja, zweimal wöchentlich,» bekräftigt er, mein Staunen gewährend. «Weiss schon, meine Quelle ist den wenigsten bekannt. Sie können gleich nach mir baden, heute um vier Uhr. Natürlich in frischem Wasser. Ich lasse Sie rufen. Ob mein Quellwasser und mein Behälter sauber sind, möchten Sie auch noch wissen? Dat will ick meenen! Sieht man mir übrigens von weitem an. Die Russen haben so etwas

wie Lysol. Desinfiziert ist die Wanne also auch. Herz, was bejhrste noch mehr?»

Um vier Uhr lässt er mich tatsächlich rufen.

Ich passiere die gegenüberliegende, zweite innere Abteilung, kann aber nicht bei der Aufnahmestation vorbeigehen, ohne rasch meinen «Vater» zu begrüßen. Nein, es ist kein Irrtum. Auch einen Vater bescherte mir die Ostfront, wenigstens stellt er mich jedermann als seine Tochter vor. Nun, so mag er mein Vater sein. Es ist der Arzt, der alle Ankommenden untersucht und den verschiedenen Abteilungen zuweist. Meist klagt er selbst über eine oder mehrere Krankheiten, die alle Wochen ein paarmal wechseln. Er sieht wirklich entstellt aus, arbeitet aber unverdrossen weiter.

«Heil Hitler, meine Tochter!» Er kommt auf mich zu.

«Grüss Gott, Vater,» erwidere ich den Gruss.

«Ei, wie das tönt ‚Grüss Gott‘. Ein Klang aus uralten Zeiten. Direkt bezaubernd, mein Töchterchen. Was sagst du übrigens zu meinem Flügel? Hast du dir die Sache überlegt?»

Er weiss, dass auch ich Klavier spiele und gibt sich mit dem Gedanken ab, irgendwo in seiner Vaterstadt einen Flügel zu kaufen. Braun sei er und preiswürdig, das ist alles, was er mir verraten konnte, da er ihn selbst auch noch nie gesehen hatte. Er spricht aber mit einer solchen Begeisterung von diesem Flügel, als läge im Sprechen darüber allein schon seine Seligkeit.

Noch zwei gangartige Räume muss ich passieren, in denen oft ein junger Sani seinem Chef sukkulente Extraplättchen zubereitet. Dann endlich gelange ich zu der berühmten Quelle – einem düsteren Loch. Der Boden ist überschwemmt. Schmutzige Wäsche liegt zerstreut herum.

Es riecht tatsächlich nach Lysol. Auch mein Bad ist bereit. Ich habe es mir fest in den Kopf gesetzt, zu baden und will wirklich nicht die anspruchsvolle Dame spielen. Aber als ich sehe, dass ringsum eine lösbbare Schmutzkruste haftet, ist für mich ein Baden unmöglich.



Als ich diesen Entschluss meinem Chef mitteile, der sich teilnahmsvoll erkundigt, wie das Bad meiner kostbaren Erbmasse bekommen habe, bleibt ihm zu meiner Verwunderung vor Staunen der Mund offen stehen.

Macht der Krieg die Menschen unempfindlich gegen Schmutz?

Mein Chef, der eine ausgesprochene Abneigung gegen die Russen hat, lässt sich, wenn auch nur gezwungenermaßen, von einer russischen Coiffeuse die Haare schneiden.

Im Flur hinter der spanischen Wand, wo wir ab und zu frühstücken, sitzt er mit einem Spiegelchen in der Hand und verfolgt aufmerksam die Verschönerungsversuche der Haarkünstlerin. Ich kann bei diesem urkomischen Anblick ein Lachen nicht ganz unterdrücken. Verstört springt er auf und will wissen, was hinten an seinem Kopf getan worden ist.

«Nichts, nichts,» beruhige ich ihn, «alles ist in bester Ordnung. Verjüngt und hübsch sehen Sie aus. Aber die Glatze lässt sich trotzdem nicht länger verheimlichen.»

Er streichelt seine blonde, stark gelichtete Mähne.

«Na ja,» sagt er gottergeben lächelnd, «dieses verfluchte Sowjetparadies!»

10 Uhr abends. Soeben habe ich mein Nachtessen eingenommen. Da erscheint mein Chef.

«Nichts Besonderes?» erkundigt er sich.

«Doch, neben dem Anginazimmer liegt ein Neuer mit 40 Grad Fieber.»

Als er nach dem Kranken gesehen hat, kommt er wieder zu mir.

Ich werde und werde mit der Arbeit einfach nicht fertig. Noch steht  $\frac{1}{2}$  Liter Eiter von einem Pleurapunktat herum, den wir nachmittags einem 19-Jährigen entnommen haben. Tapfer biss der Junge auf die Zähne. Er war schon ganz blass, als ich ihn zum Glück hinlegen konnte, aber er hätte keinen Schmerzenslaut von sich gegeben.

Der hohe Chef hilft mir die allernotwendigste Ordnung schaffen. Dann setzen wir uns noch ganz kurz an den russischen Kamin.

«Eigentlich hätte es mich auch gelüstet mitzumachen – damals auf Kreta mit den Fallschirmen,» beginnt er. «Aber meine Frau! Hat die einen Krach verführt, als ich davon sprach. Das Zetergeschrei hätten Sie hören sollen.

Mein bester Freund ist auf Kreta gefallen. Er hatte sich freiwillig gemeldet. Meine Frau entsetzt sich noch heute immer wieder aufs Neue, dass er dies seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern habe antun können. Aber was verstehen Frauen schon von Heroismus! Sie sind und bleiben eben an sich gebundene Wesen.»

Diese männliche Auffassung von Heroismus regt mich auf.

«Ja, es ist leicht, mit einer Menge enthusiasmierter Kameraden loszuziehen und dann – zu fallen. Aber zu was gründet ihr Männer denn eine Familie?» fahre ich ihn an. «Grosse Kinder seid ihr, lässt euch von jedem Impuls treiben, vom Augenblick mitreißen. Das Neue, Unbekannte zieht euch an. Abenteuerlust ist euer Heroismus, nichts anderes.»

«Abenteuerlust, vielleicht auch. Aber man kann sich doch voll und ganz für etwas einsetzen! Aber eben, so etwas begreifen die Frauen nun einmal nicht.»

«Nein, die Männer haben noch nichts begriffen! Es ist viel schwerer, zu Hause zu bleiben, auszuharren, seine Pflicht zu erfüllen, statt loszuziehen.»

Ich habe mich in eine richtige Wut hineingesprochen. Er lächelt. Sicher denkt er: «Auch ein an sich gebundenes Wesen!»

Ein Rührlein macht jedermann durch. Trotz Impfung. Das gehört hier zum guten Ton. Auch mein Chef legt sich eines Tages hin und flucht über die Rennerei und die Diät, die er sonst nur verordnete, an die er sich nun aber selber halten muss.

Schwester Hilde und ich pflegen ihn abwechslungsweise. Pflegen ist allerdings viel gesagt, denn wir haben wirklich keine Zeit, jeden Augenblick in das gegenüberliegende Gebäude zu eilen und uns jeden Seufzer unseres kranken Chefs zu Herzen zu nehmen. Dreimal täglich bringen wir ihm etwas zum Essen und Trinken und einen warmen Bauchbeutel. Er beklagt sich jedesmal bitter, dass man ihn – einen schwerkranken Mann! – den ganzen Tag alleine, ihn verhungern und verdursten lasse. Ich bin nicht mehr sein Sonnenschein.

Nach einigen Tagen erscheint er wieder auf seinem Arbeitsplatz, etwas blasser als früher, mit schlaffen Gesichtszügen und gelangweilten Augen. Doch dieses Aussehen kennen wir. Jedes kommt dran. Auch ich werde es noch erfahren.

Meine Sorgenkinder versuchte ich immer selbst zu waschen, wenn es irgendwie geht. Erstens kann ich so ihren Zustand besser kontrollieren, zweitens erfordert ihre Behandlung doch mehr Sorgfalt, als man es von ungeschulten Kräften erwarten darf.

Zeit dazu finde ich allerdings nur nach den Venenpunktionen, die ich meist beim dämmernden Morgenlicht, wenn nicht gar noch bei völliger Dunkelheit vornehmen muss, das heisst bei flackerndem Kerzenlicht oder im wackelnden Scheine meines «Ewigen Lichtleins», dem surrenden Handdynamo, den mir eine gutmütige Seele – meist Erich Funke aus dem Heidefeld – in Bewegung setzt.

Es ist gewissermassen meine Lieblingsarbeit geworden, Blut aus den Venen zu holen. Vielleicht deshalb, weil dies in der Schweiz ein Privileg der Ärzte ist. Aber im Kriegslazarett muss ich es einfach können. Und ich bemühe mich, diese Arbeit zur Kunst zu entwickeln.

Stets habe ich dabei den Eindruck, ich setze mich an ein feingestimmtes Klavier. Man muss sich zuerst in seine Eigenart vertiefen, um ihm die ganze Fülle der Töne ent-

locken zu können. Es gibt solche, die schreien bei der leichtesten Berührung auf. Sofort muss man auf das Leisepedal treten. Ein anderes kann man mit aller Kraft bearbeiten, um so crescendo und diminuendo herauszubringen.

Und ob man es nun glaubt oder nicht, ob die Erwähnung auch albern erscheint: die Einfühlung in die Venenbeschaffenheit eines Menschen ist eine Kunst, die als Begabung in einem schlummert oder die man überhaupt nicht besitzt. Besitzt man sie nicht, so wird es immer mehr oder weniger ein glücklicher Zufall sein, wenn man die Vene trifft.

Zum Glück ist mein Lernfeld das denkbar günstigste. Die Venen dieser jungen Männer liegen meist an der Hautoberfläche, sind straff und von guter Konsistenz. Doch der geringste Widerstand, ein Wegrollen oder Ausglitschen, lässt mich schwitzen.

Das Ansaugen des Blutes in den Zylinder und das gleichzeitige, ständige Ablesenmüssen ist eine verzwickte Geschichte. Das erste Blut, das ich in den Zylinder saugen muss, schlucke ich prompt, das heisst, gerade vor der Kehle kann ich es noch zurückhalten.

Doch wie sieht sein Besitzer aus? O, abscheulich! Mir graust! Wie leicht, wie leicht könnte sein Blut ein Spirochät enthalten! Glücklicherweise kann ich mich nicht dem aufsteigenden Ekel überlassen, sondern muss weitergehen, zum zweiten, zum dritten. Und wenn sich nun Tuberkel- oder Diphtherie-, vielleicht gar Fleckfieberbazillen in mich schleichen würden? Was dann? Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass sie sich gegenseitig vernichten würden. Schlachtfeld würde mein Körper. Doch das darf den Geist nicht beschäftigen. Ich muss weitergehen, wenn irgend möglich auch noch zu meinen Sorgenkindern, bevor der Chef kommt und hundert neue Verordnungen gibt.

Ach, meine Sorgenkinder! Und an den Tagen, da mich die Arbeit zu erdrücken droht, kann ich bestimmt damit rechnen, dass Erich, der Heideländer, mir meldet, Matja,

die sonst das Zimmer mitsamt seinen Insassen zu reinigen hat, sei ausgeblieben. Auch der rasch kalt werdende Kachelofen verkündet es. Die Freilüftler in der Fenstergegend spüren die Kälte ohnehin fortwährend. Der Wind pfeift durch sämtliche Fensterspalten, durch die vom Luftdruck bei Bombeneinschlägen zerschlagenen Fensterscheiben, die notdürftig geflickt sind.

Matja ist ein altes, runzliges, von Sorgen und Krankheit geschwächtes Mütterchen. Oft, allzu oft bleibt sie weg und erklärt mir am folgenden Tag, indem sie mit den Händen auf die Magengegend weist und sich krümmt: «Boli ... Schmerzen!»

Die Lettin erzählt mir von den vier Operationen, die das bedauernswerte Weiblein über sich hat ergehen lassen müssen. Arme Matja! Trotzdem muss sie stundenlang gehen, um an ihre Arbeitsstätte zu gelangen, denn nichts, rein nichts mehr erinnert in dieser zertrümmerten Stadt an eine Strassenbahn. Und kommt Matja müde und matt ins Lazarett, dann muss sie Böden putzen. Allerdings, ich habe sie nie einen Boden aufwischen sehen. Sie schüttet einen Eimer mit Wasser über die holprigen Tannenböden und fährt mit einem dunklen, nur entfernt an einen Lappen mahnenden Etwas auf ihnen herum, so dass sie erst mittags trocken werden. Ferner muss sie Leichtkranken das Waschwasser hinstellen und ihnen zu essen geben. Und wenn ich vor lauter Therapie und Spezialfällen nicht dazu komme, hat sie auch die Sorgenkinder zu pflegen.

Wie mag sich die arme Frau mit ihrem kranken Magen wohl ernähren? Meine Fragen beantwortet sie mit einem Achselzucken. Manchmal lasse ich ihr ein bisschen Haferbrei bringen. Leider nur manchmal, denn ich kann mich nicht auch noch eingehend um das Personal kümmern. Sich selber durchbringen oder ... sterben, heisst es hier.

Immer wieder staune ich darüber, mit wie wenig der russische Mensch auskommt, auskommen muss. Ich frage mich, wovon sie leben. «Kartotschki» ... Kartoffeln, ja, und Zwiebeln, sehe ich ab und zu auftauchen. Die Deutschen

behaupten, so sehe eben das vielgerühmte Sowjetparadies aus, das seine Kinder von Vornherein in diesem Rahmen auferziehe. Und das Ergebnis sei dieses armselige, genügsame und doch zähe Volk. Für unsere Begriffe ein wahres Wunder.

Eier habe ich nur einmal erblickt. Und es ist mir noch heute ein Rätsel, wie die eine der drei Schweizerschwestern, mit denen ich das Zimmer teile, zu diesem Reichtum gekommen ist. Doch so viel habe ich bereits gelernt: Nur nie fragen woher und warum ! Nehmen, was da ist und was einem angeboten wird. Die Gegenwart ist alles. Im Krieg heisst es wohl nur noch dem Augenblick leben, denn weiss man, ob man in einer halben Stunde noch existiert?

Ulzig war's, wie die Eier auftauchten. Morgens um ½ 6 Uhr pocht es an die Tür unseres Zimmers. Unsere Behausung liegt in einem einstöckigen Bau, der Medizinabteilung gegenüber. Eine Treppe führt hinauf, dann folgt ein kleiner Vorraum, wo wir unsre Wäsche aufhängen, Kleider und Vorräte versorgen, und wo unser Ofen geheizt wird, dessen gewissenhafte Betreuung ein junger Russenbube übernommen hat. Wir schwitzen eher zehnmal, als dass wir einmal frieren. Womit er heizt, fragen wir nie. Man darf überhaupt nie fragen. Die Hauptsache ist das Ergebnis. Tatsache ist, dass alle andern frieren, dass wir die deutschen Schwestern für die Nacht mit unsern Pullovern versorgen, denn auch ihre Wintersachen sind noch nicht eingetroffen. Deshalb flüchten sich Schweizer und Deutsche zu uns herauf und verweilen meist bis gegen Mitternacht. Unsre Viererbude ist gewissermassen der Sammelpunkt für Wärme und Gemütlichkeit geworden.

Ich selber ziehe allerdings den russischen Kamin vor, wo ich im Kreise meiner Mitarbeiter die Abendstunden verbringe. Einesteils verübeln mir dies die Eidgenossen, andererseits aber begrünnen sie es, weil mein geschätztes Olympiabett, wo man beim Kopfende seine Toiletten-sachen und Vorräte ebenso gut wie in einem Zelt unter-

bringen kann, ihnen als Sitz- und Ruhegelegenheit dient.

Für diese Zimmerwärme, die wir in so schönem Masse geniessen können, wird der Junge aber auch gebührend belohnt. Den Zigaretten und der Schokolade zuliebe hätte er uns sogar des Herrgotts Thronsessel ins Zimmer gestellt.

Es fällt leicht, geben zu können, wenn man selber bekommen hat. Leider verleiht das Gebenkönnen nur zu gerne ein ungerechtes, ein herrisches Gefühl. Menschlich verständlich, doch falsch, fast grausam.

Nun, es ist  $\frac{1}{2}$  6 Uhr morgens. Ehe ich meine müden Glieder strecken und recken kann, tritt ein undefinierbares, altes Bauernweibchen ins Zimmer, das schnurstracks zu Elsbeths Bett eilt, wie wenn dies die natürlichste Sache der Welt wäre. Mit weit aufgerissenen Augen schaue ich aus meinem Schlafsack heraus. Elsbeth bricht in ein unterdrücktes, doch eroberungsstolzes Lachen aus, deutet mit allen zehn Fingern, gibt abgehackte, aus der Kleinkinderschule stammende Laute von sich und nimmt aus dem grossen, zugedeckten Korb der Frau Eier und Zwiebeln.

Komischer Handel ! denke ich, doch geht es mich nichts an.

Elsbeth heischt dann von Jedem Tee, Kondensmilch oder sonst irgendetwas Essbares.

«Wenn du haben willst, musst du geben!» ertönt es so siegesbewusst, als hätte sie soeben für uns alle eine Goldgrube entdeckt. Babettli kichert, und Heidi tut in ihrem Rosapyjama einen kühnen Sprung zum Bett hinaus. Sie ist die einzige, die sich dank ihrem Meta-Vorrat warm abwaschen kann, und muss deshalb zuerst beginnen.

Die gute Frau verschwindet, scheinbar befriedigt, denn auch sie lächelt. Mir erscheint das Ganze wie ein Theaterspuk, wie ein unfassbarer Traum.

Woher? Wohin? Hätte ich als einzige Antwort auf meine Frage nicht spöttische Mienen befürchten müssen, würde ich meinen Wissenshunger gestillt haben.

«Rufen Sie mal die Schweizerschwester!»

Ich eile ins Büro, wo sich mein ‚Vater‘ mit zwei südländisch aussehenden jungen Männern abquält.

«Où mal, où mal?» höre ich ihn fragen, «ça mal?» und er drückt mit den Fingern in der Magengegend eines Franzosen mit blassem, schmerzverzerrtem Gesicht herum.

«Sapperlot verflucht nochmal» schreit er, «wenn ich hinten abtaste, stöhnt er, wenn ich vorne beim Ascendes untersuche, ebenfalls, dito bei der ganzen Magengegend, doch vorne rechts tut er keinen Wank. Soll's der Kuckuck holen! ... Ah, da sind Sie ja, mein Töchterchen. Da, ein etwas nervöser und empfindlicher Mensch. Nehmen Sie sich seiner ein bisschen an. Sie können wohl am besten mit ihm palavern. Ich denke an ein Ulcéra, ulcus duodemi. Stuhl auf Benzidin stellen.»

Und mein «Vater» arbeitet weiter.

Die beiden Kameraden begleiten mich zurück auf meine Station und zeigen eine wahrhaft kindliche Freude, sich in ihrer Muttersprache unterhalten zu können. Als gute Nachbarin bewirte ich sie mit einem heissen Tee zur Erwärmung der frosterstarrten Glieder.

«Wieso kommen Sie denn eigentlich hierher?» erkundigte ich mich. «Der Krieg ist doch kein Vergnügen?»

«Sehen Sie, ich habe kein Heim mehr. Ich bin Elsässer, zudem arbeitslos,» erwidert der Jüngere.

«Also aus einer Zwangslage heraus?»

Er nickt.

«Wie alt sind Sie?»

«23 jährig.»

Unverwandt betrachtet er mich. Plötzlich schimmern Tränen in seinen Augen. Er fasst sich ein Herz:

«Wir müssen übermorgen nach Moskau,» sagt er. «Unsere Kameraden warten vor Smolensk. Ich hätte eine grosse Bitte an Sie. Würden Sie mir schreiben, mir antworten, wenn ich Ihnen schreibe? Ich bekomme sonst von keinem Menschen Post. Erfüllen Sie mir diese Bitte. Ich schreibe Ihnen, so lange ich kann. Hören Sie nichts von mir, so wissen Sie, dass ich verwundet oder gefallen bin. Das



Gefühl, dass jemand um mich weiss, beschert mir eine Heimat !»

«Notieren Sie mir Ihre Adresse. Viel Zeit habe ich nicht. Das werden Sie begreifen. Aber ich werde Ihnen bestimmt antworten.»

«Soldat Henri Berger», steht auf dem Zettel.

«Sie kommen also vor Moskau. Haben Sie Ohrenschützer und Handschuhe?»

Beide verneinen. «Leider sind wir für den Winter schlecht ausgerüstet, Schwester.»

Nach zehn Minuten erheben sie sich. Dankbar, nach einem kräftigen, beinahe schmerzenden Händedruck verlassen sie mich.

Was habe ich eigentlich getan, dass die vorher so Niedergedrückten nun plötzlich strahlen?

Nichts als versprochen, ihnen zu antworten !

Ich habe nie mehr von ihnen gehört.

Wo steckt dieser Henri? Was ist aus ihm geworden, frage ich mich oft. Sollte ich nicht von mir aus einige Zeilen schreiben? Vielleicht ist er verwundet, kann sich nicht melden.

Das Schicksal dieses fremden Menschen beunruhigt, quält mich. Doch kann ich mich nur in Gedanken mit ihm beschäftigen. Weiter, weiter geht die Arbeitshetze.

Schwester Hilde hat es nicht gerne gesehen, dass ich fremde Soldaten in unser bestes Zimmer führte. Der Winkel ist nur für gute Bekannte bestimmt. Aber was hätte ich tun sollen? Für mich sind sie alle gleich, sind alle Menschen ! Und der einzige häusliche Winkel, der mir zur Verfügung steht, ist eben dieses kleine Eckchen.

Nie ist ein Brief gekommen, nie ein Zeichen ! Soldat Henri Berger muss gefallen sein!

Kurz hernach stellt sich ein anderer Romanen-Typ ein. Er hat wirres, pechschwarzes, gekräuselttes Haar und Schlitzaugen. Er spricht auch kein reines Französisch.

«Es wird Ihnen sicher recht sein, wenn ich Sie neben einen französischsprechenden Kameraden lege?» frage ich ihn.

«Celà m'est égal,» ist die lakonische Antwort. Trotzdem wechsele ich die Betten aus und freue mich über meine «französische» Seite, denn schon am Nachmittag erscheint ein weiterer Franzose und bald darauf ein Argentinier, ein stiller, verschlossener Mensch. Sie alle gehören zur Französischen Legion.

Die Blaue Division der Spanier hat ein eigenes Lazarett und eigenes Pflegepersonal.

Eine aufregende Angelegenheit sind jedesmal die Lazarettzüge, die die Gesunderen der Heimat um ein Stück näher bringen. Manchmal erfahren wir es ganz kurz vor der Abfahrt des Zuges, denn die Rücktransporte finden nur unregelmässig statt.

Jedesmal eilt mein Chef durch alle Säle. Sein Sekretär, ein junger Drogist oder ich begleiten ihn und notieren seine Anweisungen. Nur eine Momentaufnahme könnte zeigen, welche Spannung und Erwartung auch das sonst apathischste Gesicht belebt. Ist die Auswahl getroffen, zeigt sich grenzenlose Freude bei den Ausgewählten, stille Ergebenheit bei den Zurückbleibenden. Die zum Dableiben Verdammten überhäufen ihre abreisenden Kameraden mit zahllosen Aufträgen oder versuchen krampfhaft unter sich ein Gespräch in Gang zu bringen, wie wenn sie damit sagen wollten: «Ihr existiert für uns nicht mehr!»

Zwölf sind es diesmal, die mit dem Lazarettzug abreisen können. Darunter zwei meiner Sorgenkinder, ein 20-Jähriger mit einer Pneumonie und ein Bayer mit einem Hirnabszess.

Der Junge lacht mich an und erscheint in seiner kindlichen Freude noch jünger als sonst. In einer Stunde schon soll der Zug abfahren. Und wenn es auch noch nicht in die Heimat geht, so kommt er ihr doch näher, wahrscheinlich bis nach Warschau in ein Reservelazarett. Er uzt mich

bis zum allerletzten Augenblick mit den Senfwickeln, die er immer nur unter Zähneaufeinanderbeissen ertragen hat, liegt in der Uniform auf dem Bett und wartet auf den Abtransport.

«Ich bin bereit für Ihren Wickel,» lacht er schelmisch und hebt seine Brust herausfordernd unter der grauen Militärjacke, die sich wie ein Panzer um den schlanken Körper schliesst.

Der Bayer reicht mir stumm die Hand von der Bahre herunter, die zwei Russen schon aufgehoben haben.

«Der Professor wird nicht gerade entzückt sein,» meint mein Chef. «Die beiden interessantesten Fälle habe ich mitreisen lassen. Wenn sie doch nur noch ein paar Wochen zu leben haben, sollen sie wenigstens die Heimat noch einmal sehen und in Heimerde begraben werden.»

Ergriffen schaue ich zu dem Arzt auf, den ich sonst immer nur im Tone gutmütiger Neckerei sprechen höre.

«Au, au!» wimmert der französische Legionär mit dem wirren Haar und den schlaun, schiefen Äuglein, die jetzt wuterfüllt blitzen. Er ist kein Franzose, sondern ein Marokkaner, ein waschechter Wüstensohn.

«Was glauben Sie eigentlich?» faucht er mich erbost an.

Und wie ich, ohne von seinem täglich sich wiederholenden Gebrüll Notiz zu nehmen, seine Arme ruhig noch oben lege, um schnell den warmen Wickel um seine entzündete Lunge schlagen zu können, setzt er sich auf und schreit: «Ich bin kein Ross, ich bin kein Ross!»

«Das wissen wir bereits. Wenigstens sehen Sie nicht darnach aus. Doch kalte Wickel soll ich Ihnen keine machen. Das ist nicht gut für Sie. Und nun lassen Sie die Arme unten. Sie bleiben zugedeckt bis zum Kinn, bis ich wiederkomme. Verstanden? So ist's recht!»

Er rollt seine Augen wie ein gefangenes Tier.

«Wie lange muss ich denn so ausharren?»

«Eine Stunde!»

«Vous me tuez!» jammert er voller Verzweiflung.

Die Zimmergenossen haben ihr Gaudium. Sie freuen sich jeden Tag schon zum Voraus auf das Theater.

Ich setze mich einen Augenblick auf den Rand seines Bettes.

«Warum kamen Sie von soweit her an die Ostfront?» erkundige ich mich. «Haben Sie keine Familie?»

«Je dois lutter contre le communisme,» erklärt er mit festüberzeugter Miene. «C'est une grande chose!» setzt er noch hinzu.

Ich kann mich eines Lächelns nicht enthalten, darf aber die Belustigung, die seine Worte in mir hervorgerufen haben, nicht zeigen.

«Und Ihre Frau, Ihre Kinder? Haben Sie keine Kinder?» forsche ich weiter.

«Mais oui, mais oui, une femme, deux filles, déjà grandes. Aber ich kehre erst zu ihnen zurück, wenn uns die Lorbeeren des Sieges schmücken. Vorher nicht.»

«Und was tut inzwischen Ihre Familie? Wer sorgt nun für sie? Und wer wird für sie sorgen, wenn Sie nicht mehr zurückkehren sollten?» wage ich weiter zu fragen.

Mit einem verächtlichen, abschätzigen Ausdruck dreht er den Kopf auf die Seite und schweigt, die schmalen Lippen fest aufeinandergepresst.

Am nächsten Morgen verlangt man mich in das Zimmer des Marokkaners.

«Schnell, schnell, es eilt, ein Neuer, ein Schwerkranker ist soeben eingetroffen ! Kommen Sie doch rasch, Schwester!» ruft mir Erich Funk, der Heideländer, zu.

Komisch, denke ich, dass da so rasch und ohne Arzt ein Neuer eingeliefert wird. Aber hier ist ja alles möglich. Ich eile dem jungen ss.-Mann nach in den Saal hinein.

Mit Furcht einflössender Gebärde, einen krummen Dolch hochhaltend, mit entstellter Physiognomie und wild glänzenden Augen stürzt eine Gestalt auf mich zu und lässt den Stahl über mir funkeln. Erst jetzt gewahre ich das lachende Gesicht unseres Wüsienskindes, das sich in gött-

licher Freude über meinen erschrockenen Blick als Sieger erklärt.

Es gibt im ganzen Saal keinen Kranken, den diese kleine Schauerszene nicht zum Lachen gebracht hat.

Nachdem der erste Schreck vorüber ist, muss ich den Anblick des Schauspielers geniessen. Ein weisses Leintuch hat er mit geschicktem Faltenwurf um seine Gestalt geschlungen und mit einem Lederriemen festgebunden. Die muskulösen Arme sind nackt und die gefurchte Stirne krönt ein Turban. Um sein Aussehen noch eindrucksvoller zu gestalten, hat er seine Gesichtszüge mit schwarzer Farbe bemalt. Das grosse Kind begeistert uns alle, und jeder muss ihm gut sein. Aber was soll ich tun? Barfuss, nur mit einem Laken bekleidet, steht er trotz seiner Lungenentzündung auf dem feuchten Boden. Soll ich ihm zürnen, die Rachegöttin spielen? Ich kann es nicht, denn von unschätzbarem Wert ist in einer Atmosphäre des Trübsinns ein heiterer Anblick.

Ich zeige ihn den Offizieren, die sich nicht weniger über ihn freuen als die Soldaten. Doch bei ihnen verliert er seine köstliche Unbefangenheit und legt die schüchterne Zaghaftigkeit des Untergebenen an den Tag.

«Sogar Afrika hilft uns kämpfen,» meinen sie selbstbewusst, nachdem sie seine Herkunft erfahren haben.

Auch unserm Chef will ich eine kleine Abwechslung bereiten und lasse ihn ins Zimmer rufen. Doch – hui! – wie der Blitz verschwindet der Marokkaner unter dem nächsten Bett und kriecht erst nach langem Zureden und Bitten hervor, steht wie ein begossener Pudel vor seinem Arzt, der sich an diesem imposanten Anblick ergötzt.

Zwei Wochen später soll er zur vollständigen Wiederherstellung rückwärts befördert werden. Immer noch zeigt sich ein Lungenbefund auf der Röntgenplatte. Ein Aufenthalt von drei Wochen in einem rückwärtigen Lazarett, wenn möglich in einem zuträglicheren Klima, hätte seine Gesundheit rascher wieder hergestellt. Doch er versteht

das nicht, kann es nicht verstehen. Auf seinem Gesicht spiegelt sich keine Freude wieder, wie es bei den andern der Fall ist, sondern trotzigte Auflehnung.

«Je ne suis pas un chien que l'on peut renvoyer,» sagt er in schmerzlich beleidigtem Tone. «Je n'ai pas 18 ans, je suis sergentmajor, j'ai 45 ans. Je suis venu volontairement, sans ordre.»

In einer Stunde soll der Zug fahren.

«Aber begreifen Sie denn nicht, dass hier jeder, sobald es ihm besser geht, Platz machen muss für die Schwerkranken, die von vorn kommen und für die ein weiterer Transport mit Lebensgefahr verbunden ist?»

«Je suis bon!» erwidert er demütig und schlägt betuernd mit der Faust auf seine Brust.

Schliesslich spricht ihm auch mein Chef zu: «Und wenn Ihre jetzt noch gefährdete Lunge tuberkulös wird? Wenn Sie von diesen Bazillen langsam aufgefressen werden? Was dann? Dann sind Sie der Armee auch nicht mehr nützlich.»

Ich übersetze. Aber was besagt ein solch kriegerisches Kind der Hinweis auf Bazillen? Er fühlt sich nicht krank.

Beleidigt und recht heftig werdend antwortet er: «Arm- oder beinlos, ja, da werden wir uns wiedersehen. Da ist es eine Ehre! Aber soi» Er reisst die Erkennungsmarke von seinem Hals, wirft sie vor uns auf den Boden. Dass er nicht noch draufspuckt, erstaunt mich.

«Führt man sich in der französischen Armee so auf?» erkundigt sich mit kalter, ruhiger Stimme der Arzt.

«Hm, hml» schnaubt der Marokkaner und blickt mich fragend an.

«Votre docteur aimerait savoir si l'on se conduit ainsi dans l'armée française?» verdolmetsche ich und deute auf das blecherne Schild am Boden. Einen Augenblick lang besinnt er sich, dann stürzen Tränen aus seinen dunkeln, wilden Schlitzaugen und kollern über die gelben Wangen. Er bückt sich und hebt das «Totentäfelchen» auf.

«Je vous demande pardon, docteur!» Dabei schaut er so flehend, so reuevoll und traurig in die Augen des Chefs, dass es den härtesten Stein erbarmen muss.

«So behalten wir ihn eben,» entscheidet kurz der Arzt. «Er kann dann direkt von hier aus nach vorne spediert werden.»

Als ich dem Marokkaner den ärztlichen Entscheid übersetzt habe, ist der Mann wie umgewandelt. Helle Freude verschönt sein Gesicht. Er nimmt des Doktors Hand, dann die meine und dankt überschwänglich und mit vielen Allahs auf der Zunge. Von mir aber wünscht er, dass ich seine Marraine werde und ihm Zigaretten an die Front schicke. Ich bin mir der Ehre bewusst, die er mir damit erweisen will, aber ich kann mit dem besten Willen keine Zigaretten herzaubern.

«Zigaretten habe ich leider keine,» sage ich ihm.

«Dann muss ich mir eine andere Marraine suchen,» antwortet er, sich rasch der neuen Situation anpassend.

Ich bitte Dr. F. aus Hamburg, einen 20jährigen Unterassistenten, der seit zwei Wochen auf seine Abberufung wartet, um sich anderwärts den Forschungen über Tollwut widmen zu können, mich zu einem kranken Russenmädchen zu begleiten. Sofort macht er sich bereit. Sein stilles, ernstes Wesen ist mir schon oft aufgefallen. Anamnesen finden bei ihm stets ein williges Ohr, und die nachfolgende Untersuchung besorgt er bei jedem Leidenden gewissenhaft. Zeigen sich bei der Pflege Schwierigkeiten, ist er sofort zur Stelle. Liebevoll geht er auf die vielen Sorgen der Soldaten ein.

Sein Äusseres zeugt von seiner Ausgeglichenheit. Der Gesichtsschnitt und die schön geformten Hände beweisen einen charaktvollen Menschen. Nichts verrät, dass er jahrelang Schwerarbeit geleistet hat. Und doch verhält es sich so. Schon früh verlor er seinen Vater. Er wollte Arzt werden. Von seiner Mutter, die zu jener Zeit noch Jus studierte, konnte er keine Unterstützung erwarten. Er

sah sich gezwungen, das notwendige Studiengeld selber zu verdienen und arbeitete während der Ferien in Kohlengruben, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Ich sehe in ihm den geborenen Volksarzt und bin überzeugt, dass eine grosse Zukunft vor ihm liegt.

Er hat eine hübsche, blonde Gattin und einen herzigen zweijährigen Sohn. Mir aber wird er allmählich ein Bruder.

Kaum habe ich meine Bitte ausgesprochen, holt er sein Stethoskop, um zu dieser neuen, von aller Welt verlassenem Patientin zu gehen. Wir finden das vielleicht 19jährige Mädchen in einem abseits liegenden Zimmer. Angekleidet liegt es auf dem Bett, hat einen hochroten Kopf und atmet schwer. Seine Kleidung besteht aus Tüchern und Lumpen. Bis ich die Leidende von all ihren Umhängen befreit habe, vergeht eine geraume Zeit. Der Arzt stellt eine Lungenentzündung fest und verschreibt Irgamid, worauf die Fieber sofort sinken. Alle zwei Tage begleitet er mich auf diesem geheimen Gang. Wir kennen die Einstellung des Chefs zur Genüge und lassen ihn nichts davon merken.

Auch der Schweizer Arzt, dessen Bruder mit meinen Eltern die Geheimschrift verabredet hat, nimmt sich der kranken Russen an. Während der kargen Freistunden, die ihm sein allzu reichliches Arbeitspensum gestattet, besucht er die leidenden Zivilpersonen der Umgebung und verteilt von unsern Schweizermitteln unter sie.

Wie ein Lauffeuer geht diese Kunde durch die ganze Schweizer Mission, und ich wünsche mir nichts so sehnlich, als ebenfalls nach Juchnow versetzt zu werden, um ihm bei seinem Liebeswerk helfen zu können.

Die Russen danken mit Hühnchen, Enten, Eiern, Zwiebeln und «Kartotschkii. Aber die deutschen Ärzte sehen dieses Tun nicht gerne. Ihnen ist es verboten. Man munkelt sogar, dass es auch unserm Arzt untersagt worden sei. Doch habe er sich nicht darum gekümmert und sein stilles Werk unentwegt fortgesetzt.

«In meiner Freizeit und meinen Abendstunden kann ich tun und lassen, was mir gefällt,» habe ich unerschrocken



geantwortet. «Eine Schande ist's, dass die Versorgung der kranken Zivilbevölkerung der Besatzungsbehörde nicht eine Selbstverständlichkeit ist.»

Doch darf man nicht vergessen, dass wir frisch sind und verhältnismässig mehr leisten können, weil wir uns nur drei Monate mit solchen Schwierigkeiten herumzuschlagen haben. Wer aber schon seit zwei Jahren im Felde steht, unter solchen Umständen immer um Sterbende und Tote sein muss, der verliert unweigerlich seine Spannkraft.

Erich Funke aus dem Heidefeld muss wieder das Bett hüten. Nun weilt er schon seit fünf Wochen bei uns, ohne dass eine baldige Änderung in seinem Befinden vorauszusehen wäre. Da sein Hodenabszess eine Tuberkulose befürchten lässt, ist ihm strenge Bettruhe verordnet worden. Doch immer noch zeigt sich eine kleine Schwellung, und die Temperatur ist stets erhöht. Die Bettruhe ist für diesen 20-Jährigen, der keine Schmerzen spürt, wie auch für uns ein Martyrium.

Wenn er herumrennen kann, uns helfen darf, dann betrachtet er seinen Aufenthalt im Lazarett als sinnvoll. Er stellt die Bedingung, bis zehn oder elf Uhr aufbleiben zu dürfen. Er könne ja doch nicht schlafen. Wir drücken ein Auge zu, froh, an ihm einen gutwilligen und diensteifrigen Helfer zu haben.

Eines Tages besuchen ihn zwei Kameraden. Nach ihrem Weggang verbirgt er sein Gesicht in den strohgefüllten Kissen.

«Was ist Ihnen?» erkundige ich mich teilnahmsvoll.

«Ich kann nicht mehr hier bleiben ! Ich halte es nicht mehr aus! Schon ist das zweite Bataillon der Unsern aufgerieben worden. Sein Überrest besteht aus den zwei Mann, die Sie heute Nachmittag schnell sahen. Ich muss zu ihnen, mit ihnen kämpfen ! Ich gehöre zu ihnen ! Bei ihnen ist mein Platz !

Das ist mein dritter Feldzug, nun müssen mir die Hände gebunden sein. Auf Kreta war ich bei den Fallschirm-

jägern, den polnischen Feldzug habe ich mitgemacht, und nun den russischen. Ich werde verrückt, wenn ich noch länger hier bleiben muss. Lasst mich doch gehen! Mir tut nichts weh! Ich muss zu meinen Kameraden!»

20-jährig, drei Feldzüge! Erich Funke aus dem Heide-land. Sein Bataillon immer wieder aufgerufen. Bestand: Drei Mann! Und der Junge verzehrt sich, seinen Platz an der Front wieder einzunehmen.

Was ist das für eine Welt?

«Funke, heute Abend habe ich einen Augenblick Zeit. Kommen Sie in den Flur.»

Er versieht, und für einen Augenblick leuchtet Freude in seinen Augen auf, um sofort wieder einer trübsinnigen Verzweiflung Platz zu machen.

. Um 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr kommt er.

«Wissen Sie, was die Waffen-ss. ist, Schwester? Die Elite unseres Führers. Ich bin stolz darauf, dieser Truppe anzugehören.»

«Aber Funke, wie kann ein einzelner Mensch so viele tote, junge Menschen verantworten? Das ist Wahnsinn!»

«Glauben Sie mir,» fällt mir der junge Soldat leidenschaftlich ins Wort. «Hitler, unser Führer, leidet unvorstellbar unter diesen Toten. Keiner ist ihm gleichgültig. Ich behaupte, ich beschwöre es, dass der Führer leidet! Er will ja nichts als den Frieden.

Was hat er für uns Deutsche schon alles getan! Kein Mensch war mehr seines Lebens sicher. Arglose Leute wurden aufgegriffen und als Geiseln in irgendeinen Hinterhof verschleppt, wo man sie erschossen und verstümmelt wieder fand. Weinend hatten sie bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld beteuert. Wessen hätten sie schuldig sein sollen? Dessen, dass es noch einige Männer gab, die anderer Meinung zu sein wagten, als die, welche Deutschland ver-raten und verkauft hatten? Dessen, dass sie einen adeligen Namen trugen wie die Gräfin Westarp und der Fürst zu Thurn und Taxis, die im Münchner Luttpoldgymnasium abgeschlachtet worden sind?

Das war bei uns der Anfang des Marxismus und des Kommunismus.

Sehen Sie, Schwester, die Führeridee erstand aus der Tragödie des deutschen Frontsoldaten, welche die Tragödie des verratenen Idealismus ist. Ich habe den Eid geleistet und werde ihn bis zu meinem letzten Atemzuge halten. Wer den Führer kennt, muss ihn lieben. Das Wunderbarste an ihm ist sein Weitblick. Man weiss nicht, was man mehr bewundern soll, die Fügung seines Schicksals oder seinen Instinkt. Nicht durch Glanz und Macht hat er sich ganz Deutschland gewonnen, sondern durch die geduldige Güte seiner Persönlichkeit, die von Mann zu Mann, von Mensch zu Mensch wirkt und restlos überzeugt. Darin liegt das Geheimnis des Führertums, dass es nicht an die Masse als Ganzes heranzukommen sucht, sondern die Einzelnen an sich bindet. Schon die Alten sagten, dass der Tod der Vater des Lebens sei. Damit die Idee des Führertums lebendig werde, mussten die Menschen bereit sein, für sie zu sterben. Ich bin bereit, für sie das Liebste auf der Welt herzugeben!

Ich habe viel über die Schweiz gelesen. Ich stelle mir die Eidgenossen so kräftig und freiheitsliebend vor.

Sehen Sie, auch ich kämpfe für unsre Freiheit. Wie hat Gessler bei euch gehandelt? Wie hat Winkelried sich für eure Freiheit geopfert? So bin auch ich bereit, für meine Heimat zu kämpfen und zu sterben.

Die Juden sind die Urheber dieses Krieges. Sie haben sich überall in die obersten Stellen eingeschlichen und saugen dem Volk den letzten Tropfen Blut aus den Adern. Hinterlistige, falsche, niederträchtige Bandel Wir Deutschen haben unter diesen Kreaturen am meisten zu leiden gehabt. Der Deutsche ist ein gutmütiger Idealist. Es dauerte lange, bis ihm die Augen aufgingen. Schon umklammerten die Krallen des Juden die Kehle Deutschlands. Er brauchte nur noch zuzudrücken. Heute wehren wir uns für unser Leben, für unser Recht.

In der Schweiz beherbergt ihr wohl noch viele Juden? Sie werden auch euch verpesten. Beachten Sie einmal die Tagespresse Ihres Heimatlandes ! Wie sie Hass gegen Deutschland verspritzt! Warum? Weil Juden dahinter stecken. Die ganze Welt hetzen sie gegen uns auf.

Was ist der Kommunismus? Nichts anderes als Armut, Elend, Schmutz und Massentum. Und wer führt die Massen? Die Juden. Glauben Sie, dass die Juden selber mitmachen? Nur als Leiter, um die leichtgläubige Masse recht tüchtig übers Ohr zu hauen. Doch ihr Geld wissen sie sich schön im Ausland zu sichern. Deutschland muss kämpfen und bluten für die ganze Welt gegen diese Pest. Armes Deutschland, aber du wirst siegen, du musst siegen ! Ob die Welt einmal Einsehen haben und uns Dank wissen wird? Wir rechnen nicht damit. Aber Deutschland soll in der Geschichte rein, gross und stolz dastehen !

Kein Zwang hat mich hierhergeführt. Keinen von uns. Wir verteidigen nur unsre heiligen Rechte.»

Als sein propaganda-politischer Redestrom versiegt ist, erkundige ich mich, welche Waffe der Russen ihnen den meisten Eindruck mache. Nach einigem Besinnen antwortete er zusammenfassend:

«Russische Panzerwagen, französische Artillerie und deutsche Infanterie werden die Welt erobern.»

Zum Abschied schenkt er mir ein Buch: Der Führer!

Ich will mich zur Ruhe begeben, doch zur Ruhe komme ich nicht. Oben im Zimmer findet eine erregte Auseinandersetzung unter den Schwestern statt.

«Es hätte doch wirklich keinen Sinn, sich zur Wehr zu setzen, wenn Deutschland die Schweiz angreifen würde. Unsre Soldaten könnten sich höchstens drei Tage halten. Hernach wäre mehr als die Hälfte der Armee aufgegeben,» höre ich Babetli mit über dem Kopf verschränkten Armen vom Bett aus vorbringen. «Dabei sind wir nicht einmal sicher, dass jeder seine Pflicht tun würde. Die Spionage blüht bei uns, mehr als wir ahnen. Wir sind ein Puffer-

staat. Wieviel Nazifreundliche sind nur schon unter unsern Jungen? Alles, was arbeitslos ist oder auf irgendeine Art vom Staat bedrängt wird, liebäugelt mit Deutschland.»

«Was?» schnaubt Heidi sie entsetzt an und richtet sich im Bett auf, «schämst du dich eigentlich nicht? Schon deine Worte allein entkräftigen unser Volk. Schon der Gedanke in deinem Kopf schädigt es. Wir dürfen keine solchen Gedanken aufkommen lassen. Positiv müssen wir dastehen, unerschütterlich an unsre Soldaten glauben, uns bis aufs Letzte verteidigen. Haben unsre Vorfahren das nicht auch getan? Sollten wir das übernommene Erbe so schlecht verwalten wollen? Welche Achtung hat sich Finnland erworben, weil es sich tapfer zur Wehr setzt ! Auch wenn es untergehen sollte, wird es in der Weltgeschichte ehrenhaft dastehen. Wie denkt man dagegen über Frankreich, das sich willig ergab, weil seine Führung schon lange abbruchbereit war? »

«Über diese Dinge hat auch ein Schweizeroffizier gesprochen, den ich pflegte,» werfe ich zur Beruhigung der Gemüter ein. «Er hatte Grenzwache, als die Franzosen, denen die Polen den Rückzug deckten und sich bis zuletzt verteidigten, übertraten. Für die Franzosen hat er seither nur ein verächtliches Lächeln übrig, doch wenn er einem internierten polnischen Soldaten begegnet, grüsst er ihn mit Ehrerbietung. Die Polen seien Soldaten gewesen. Als auch sie übertreten mussten, schleppten sie ihre Waffen mit sich und weinten, als sie sie niederlegen mussten.»

«Paperlapapp!» antwortet Babetli. «Geschichte, Geschichte! Ich pfeife drauf. Der Geschichte wegen sollen Unschuldige ihr Leben lassen?»

Und sich mir zuwendend, setzt sie hinzu:

«Du als Schwester musst doch zugeben, dass es sinnlos, zwecklos wäre, sich ohne Aussicht auf einen Sieg zur Wehr zu setzen. Wir könnten nur verlieren. Und was verlieren? Menschenleben. Viel Blut würde vergossen, und das wäre doch ...»

«Pfui Teufel !» fährt Heidi grenzenlos empört dazwischen. «Was nichts gewinnen, nur verlieren? Die Ehre können wir verlieren, unsre Selbstachtung, oder die Achtung anderer Völker noch in vermehrtem Masse gewinnen. Schwatz doch nicht solchen Quatsch, sondern überleg ein bisschen, was du schwafelst!

Übrigens bin ich todmüde: 48 Narkosen heute. Dieser ewige Äthergeruch macht einen beinahe schwachsinnig. Ich bin erledigt. Willi hat mich ziemlich barsch heimgeschickt. Er merkte, dass ich einer Ohnmacht nahe war, und diese Blamage wollte er vor den Deutschen nicht erleben.»

Nun mischt sich auch Elisabeth ein, die still ihre Sachen geordnet und für jedes eine Tasse Nescafé bereitet hat.

«Kinder, Kinder, streitet euch doch nicht. Das Schweizlein und die Schweizer sind schon recht. Ich bin sicher, dass im Kriegsfall auch der Hinterste verbissen seine Heimat verteidigen würde. Schaut einmal unsre Bauern an. Ihr könnt euch darauf verlassen, dass auch diesmal die Bauersfrauen wieder die Mistgabeln nehmen und jeden Eindringling bekämpfen würden. Ausnahmen – wie sie in jedem Lande vorkommen – bestätigen die Regel. Und wenn es einem in der Schweiz nicht passt, dann soll er ruhig gehen. Er ist es nicht wert, auf Schweizerboden zu leben. An solchen Überläufem verliert die Heimat nichts.

Doch sprechen wir von etwas anderem. Erratet, was mir unsre Hedi heute erzählt hat? Jetzt ist sie schon eine Woche auf der Nachtwache. Nebenbei erwähnt, ich begreife nicht, dass man sich dafür freiwillig melden kann. Im Verlauf der Nacht wurden die Öfen kalt. Hedi machte ihren Ruski darauf aufmerksam und sagte ihm, er müsse heizen.

Der Ruski antwortete: «Nix Holz, nix Holz!»

«Ist mir egal, nix Holz, aber geheizt muss werden, und zwar nullkommaplötzlich,» gab sie ihm streng zur Antwort.

In überraschend kurzer Zeit brannte es im Ofen lichterloh. Erfreut warf Hedi einen Blick ins Feuer. Was sah sie? Besen, Wischer, alle Putzgeräte, von den Flammen schon

fast verzehrt. Entsetzt dachte sie an schweizerische Sparmassnahmen und Sorgfältigkeit und rannte wie der Blitz in ihre Putzkammer. Dort befand sich noch alles an Ort und Stelle. Nun kümmerte sie sich nicht weiter um die Sache, dachte «Nitschewol» und konnte am Morgen früh glücklich abtreten und der Nachfolgerin einen gut geheizten Raum übergeben.

«Not macht erfinderisch. Denk nur an deine Einkäufe in aller Herrgottfrühe, noch dazu in Ruhelage,» gebe ich zu bedenken. – «Auf meiner Abteilung ist ein Professor, ein interessanter Mensch,» fahre ich fort. «Ich möchte ihn gerne näher kennenlernen. Können wir nicht in unserm Lazarett einen Schweizerabend veranstalten und ihn einladen? Jedes muss einen Beitrag stiften, so wie es bei den Studenten üblich ist. Wann können wir wieder in der Kantine fassen? In einer Woche erst? Dumml Aber du, Lisbeth, hast noch zwei Flaschen Schämpis. Gib dem, der nichts hat! Heidi und Willi haben Rotwein. Her damit ! Ich habe noch eine Flasche Rum, der sich sehen lassen darf und freudig geopfert wird. Einverstanden?»

«Glaubst du, dass er kommen wird?»

«Glauben – sicher bin ich. Passt auf, das wird ein Käferfest. Zuerst muss ich allerdings ausfindig machen, wo er eigentlich wohnt. Er kommt und geht, man weiss nicht woher und wohin. «Nitschewo», wie so vieles in diesem geheimnisvollen Lande. Doch ich werde seine Spur schon entdecken. Die deutschen Schwestern laden wir natürlich auch ein. Also abgemacht, übermorgen Abend.»

«Du, Elsi,» beginnt nach einer Weile – das Licht ist schon längst ausgelöscht –, das auf der chirurgischen Abteilung arbeitende Babeitli, «ich kann einfach nicht schlafen. Es sterben so viele junge Menschen. Auf Heidis und meiner Station täglich fünf. In der Narkose schreien so viele nach ihrer Mutter.»

«Kannst du in ihren letzten Augenblicken bei ihnen bleiben?»

«Von Zeit zu Zeit schaue ich nach, aber ganz bei ihnen bleiben kann ich nicht. Es ist grauenhaft. Ich gehe seelisch zugrunde.»

«Heute war unser Blutspenderpostillon, Dr. Bucher, wieder bei uns,» fährt sie nach kurzer Pause weiter. «Du weisst doch, er zieht mit einem Laborant von Lazarett zu Lazarett. Nach drei oder vier Bluttransfusionen glaubte er fertig zu sein, verpackte seinen Apparat ins Etui und dieses in den Koffer.»

«Aber Herr Doktor,» sagte ich zu ihm, «da ist ja noch einer, der völlig ausgeblutet ist.»

Dr. Bucher hatte bereits die Türe in der Hand, kam aber noch einmal zurück.

«Wenn Sie ihm kein Blut geben, stirbt er durch Ihre Schuld,» so versuchte ich ihn von der Notwendigkeit seines Eingreifens zu überzeugen.

Er machte rechtsumkehrt.

«Du hast recht, ganz recht. Ich bin schuld!»

Und er hat seinen Apparat noch einmal ausgepackt und von vorne angefangen.

Babettli schläft ein, und ich lasse meine Gedanken noch ein bisschen schweifen.

Gestern kam ich ins kleine Office auf unsrer Station. Schon von weitem hörte ich einen Höllenkrach. Die Türe war nur angelehnt. Was ist wohl los? dachte ich und lief hinein. Da stand Dr. Bucher, fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und schimpfte nach Noten über die Dreckpreussen und Sauschwaben ! Er liess eine ganze Serie wahrer schaffter Luzerner Schimpfwörter folgen. Vier verdutzte Russinnen standen mit sperrangelweit aufgerissenem Mund um ihn herum. Sie verstanden kein Wort. Nur sein aufgebracht Wesen verriet ihnen seinen Zorn. War das ein Bild! Diese stummen Zuhörer, die den ganzen Vortrag über sich ergehen lassen mussten, und vor ihnen der Redner, der sich all seine Wut vom Herzen herunterschimpfte.



Was mochte er auf seiner Irrfahrt von Lazarett zu Lazarett erlebt haben? Ich habe ihn dann schnell zur Küche herausgezogen. Weiss man doch nie, wer zuhört ...

Ich muss noch rasch die Zettel mit den neuesten Meldungen verteilen. Unsrer Station erhält täglich fünf dünne, maschinenbeschriebene Blätter. Die Soldaten geben sie unter sich weiter. Selten habe ich die Berichte gelesen. Immer beginnen sie mit den Worten: «Aus dem Führerhauptquartier. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt», und enden mit dem Hinweis: «Der Feind flog weder bei Tag noch bei Nacht in das Reichsgebiet ein.»

Die Zahl der versenkten Schiffe, die Gefangenen und der Umfang der gemachten Beute wird angegeben. «Auf dem Schlachtfeld wurde die Leiche des Oberbefehlshabers der 18. russischen Armee aufgefunden.»

Eigene Verluste, eigene Rückschläge werden nie gemeldet. Man sagt den Soldaten eigentlich nur, was sie gerne vernehmen, und was die Moral des Heeres unterstützt.

Sondermeldungen des Rundfunks werden den Soldaten durch vorangehende Posaunenstösse angekündigt. Dann rennen alle in die Nähe des Lautsprechers. Atemlose Spannung herrscht, mäuschenstill verhalten sie sich. Zum Schluss ertönt das Lied, das uns Schweizern immer ein Lächeln entlockt: «Und wir fahren gegen Engeland.» Ein paar Soldaten begleiten summend die Melodie.

«Wo wohnt der Professor? Wo kann ich ihn finden?»

«Im Einsiedlerhaus, im Walde,» heisst es überall. Aber wo befindet sich dieses Einsiedlerhaus im Walde? Dies scheint wirklich ein undurchdringliches Geheimnis zu sein. Endlich – es ist schon mehr als neun Uhr abends – führen mich zwei Ruskis auf einen schmalen Weg. Wir kommen an vielen kleinen Häusern vorbei. Dann geht es durch ein Feld bis zum Wald. Meine Begleiter deuten auf eine Haustür und warten, bis ich hinter ihr verschwunden bin.

«Professor Forster» steht auf einem Schildchen an der Türe geschrieben. Ich warte ein Weilchen, ehe ich klopfe. Vom raschen Gehen bin ich ausser Atem.

«Ah, guten Abend, guten Abend, mein Kind!» Mit diesen Worten empfängt mich der alte Herr, nimmt mich bei den Schultern und führt mich in sein «Allerheiligstes».

«Just habe ich mich intensiv mit Ihnen beschäftigt, und nun sind Sie auch schon hier. Meinen Gedanken gehorchend. – Einfach sieht es bei mir aus, aber ich bin zufrieden. Der Mensch braucht nicht nur Bequemlichkeit. Ach Gott, man hat noch ganz anderes gelernt. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?»

«Herr Professor, wir veranstalten einen Schweizerabend. Nur ganz einfach, eine Art Abendhock unter uns. Da hätten wir Sie auch gerne dabei gesehen. Dürfen wir Sie erwarten?»

«Mich? Von Herzen gerne. Wo findet dieser Abend statt?»

«In unserm Zimmer. Dort ist es am wärmsten und gemütlichsten.»

«Ei, das ist aber lieb, dass Sie an mich denken. Feste, Feste – na, denken wir nicht zurück. Ein richtiges Festchen also, morgen Abend. Abendtoilette?»

«Natürlich, Ihr bestes Kleid, Herr Professor!»

«Schauen Sie da, mein Kind!» Er führt mich zu einem Glasschrank. «Das ist das Wertvollste, was ich hier besitze. Dieses Instrumentchen ist so fein, dass es durch ein einziges Härchen aus dem Gleichgewicht kommen würde. Und dieses Mikroskop! Kein gewöhnliches Ding! Das Ausgeklügeltste, was es gibt, Mitgift der Militärakademie. Ich bin stolz darauf. Ich werde mein Ziel erreichen, ich muss es erreichen. Seit Wochen, ja seit Monaten beschäftigt mich meine Idee. Seife, Seife,» murmelt er mehr für sich, als zu mir gewendet. Dann fragt er mich:

«Sie sind doch auch der Ansicht, dass jedes Ding seinen Zweck hat, ja, haben muss, und dass wir Dummköpfe nur die Augen zu öffnen brauchen, um es uns dienstbar zu

machen. Ich werde es erreichen, ich werde es erreichen,» flüstert er wieder vor sich hin.

Ich stehe vor dem Glaskasten wie vor einem verschlossenen Berg, in dem die kostbarsten Kleinodien der Welt verborgen liegen müssen. Einzig der winzigen, golden glänzenden Messingwaage kann ich einen Namen geben. Die andern Wunderdinge sind mir unbekannt. Es sind nur wenige Instrumente und Apparate, doch des Professors Hand fährt so liebevoll über sie hin, dass mir der Glaskasten beinahe Ehrfurcht einflösst.

Am besten hätte ich mir den Professor im Palais Sans-Souci vorstellen können, im vornehmen altpreussischen Salon. Er mahnt mich irgendwie an die Vergangenheit. Sein ruhiges, langsames Sprechen mit der tiefen Bassstimme, die stark gefurchte Stirne, die fein geschwungene Adler-nase, die zwei gütig blickenden, blaugrauen Augen, das stark gelichtete Haar und der lange graue Schnurrbart, seine straffe, grosse Erscheinung, seine bedachten Bewegungen – das alles scheint mir einfach nicht richtig in die Gegenwart zu passen. Er gehört zu jenen hervorragenden Menschen, deren Nähe sofort eine starke Persönlichkeit verrät.

«Sonst kann ich Ihnen leider nichts mehr vorführen,» erklärt er bedauernd. «Ein Bett wie überall, einen Stuhl, wie üblich und noch einige meiner Bücher. Na, gehen wir! Darf ich Sie begleiten?»

«Ich finde den Weg sicher allein. Sie müssen sich wirklich nicht bemühen.»

«Aber wenn es mir Vergnügen bereitet? Da auf dem Felde, vor meinem Hause sind so viele Löcher, die nur mit Schnee überbrückt sind. Ja, recht tiefe, schlimme Löcher. Man hat schnell ein Bein gebrochen. Auch ich bin neulich ausgerutscht. Die Ebene ist so glitschig. Kommen Sie!»

Er schiebt seinen Arm unter den meinen, richtet seinen Schritt nach mir, und unter heiterem Geplauder erreichen

wir die ersten langgestreckten Mauern eines Krankenhauses.

«Hier verlasse ich Sie nun. Es wäre nicht weise, wenn ich Sie weiterbegleiten würde. Giftige Zungen gibt es überall. Sie brauchen nur noch um die nächste Ecke zu gehen und dann alles geradeaus.»

Die unerwartete Randbemerkung verwirrt mich. Erstaunt blicke ich zu ihm auf.

«Aber Herr Professor, was ist denn schon mit den Leuten? Sie und ich ...» Ich spreche nicht weiter.

«Ja, ja,» lächelt er, «nur nie Geschwätzigen Nahrung bieten. Ich kenne meine Pappenheimer. Ich danke Ihnen recht schön für Ihren lieben Besuch. Kommen Sie gut nach Hause! Morgen Abend werde ich pünktlich um 8½ Uhr erscheinen.»

Es ist acht Uhr. Hilde beendet meine Arbeit, damit ich die letzten Vorbereitungen treffen kann. Ich schiebe Tische zusammen, stelle Kisten auf Kisten, damit die Tafel länger wird. Mit weißem Papier bedeckt, sieht die graue Fläche geradezu festlich aus.

Ich trage Olympiabetten im Zimmer herbei und stelle sie rund um den ganzen Tisch. In leere Weinflaschen werden Kerzen gesteckt. Das soll die einzige sichere Beleuchtung sein. Auf unsere Blechteller häufe ich kleine Biskuits und in Stücke zerbrochene Schokolade. Alles noch Überreste aus der Schweiz. Die Metapfanne wird mit Wasser für den Nescafé gefüllt.

Doch jetzt hätte die eine oder andere der Schwestern erscheinen dürfen. Sonst sind sie doch immer vor mir fertig. Der Zeiger rückt schon auf 8½ Uhr. Aufgeregt gehe ich im Zimmer auf und ab, räume weg, was noch herumliegt, öffne nervös die Fenster, denn es herrscht wieder einmal Tropenhitze bei uns.

Unten geht eine Tür, fällt ins Schloss. Tritte kommen die Treppe herauf. Ich eile in den Vorraum hinaus. Der Professor. Pünktlich um 8½ Uhr, wie er es versprochen hat.

«So, so, da sind Sie also zu Hause! Gross, geräumig, nett. Bin ich zu früh? Wo sind die andern?»

«Sie sind pünktlich, die andern sind zu spät. Langweilig ist das. Ziehen Sie doch den Mantel aus. Setzen Sie sich, bitte. Die andern müssen jeden Augenblick kommen.»

Er entledigt sich des Mantels, aber er setzt sich nicht. Händereibend schreitet er im Zimmer hin und her und behindert mich in meiner hausfraulichen Tätigkeit. Dann beginnt ein belangloses Gespräch: «Schön warm, gut geheizt.»

Ich habe den Eindruck, dass er eine gewisse Befangenheit zu unterdrücken versucht.

¼ vor neun Uhr!

Du meine Güte, wenn mir die andern einen Streich spielen würden? Doch das kann nicht sein! Den beratenden Internisten einer ganzen Armee am Seil herunterzulassen? Nein, so boshaft können sie nicht sein.

«Wenn die andern so lange auf sich warten lassen, dann trinken wir inzwischen eben einen Kaffee. Diesmal ist es kein siebenter Aufguss.»

Beunruhigt bereite ich das Getränk. Das Ganze ist mir peinlich.

Neun Uhr! Und noch niemand ist da. Mir scheint, auch der Professor werde ungeduldig und gebe sich einigen Zweifeln hin.

Fünf Minuten nach neun Uhr – zehn Minuten nach neun Uhr – ein Viertel nach neun Uhr! Wenn mir doch nur ein Gesprächsstoff einfiele! Stattdessen scheint sich in meinem Kopfe eine rasende Windmühle zu drehen. «Wenn sie nur kommen, wenn sie nur ...»

Endlich!

Hastende Schritte kommen die Treppe herauf. Ich habe den Eindruck, auch der Professor atme auf.

Eine, zwei, drei, vier Schwestern treten ein.

«Wo bleibt ihr so lange? Habe ich euch nicht gesagt,

dass ihr pünktlich erscheinen sollt?» schmetterte ich ihnen entgegen. «Und die Herren?»

«Kommen gleich nach!»

Richtig, gemächlich stellen sie sich ein, vier Schweizerärzte, mein Chef, mein «Bruder» und noch ein deutscher Arzt von der chirurgischen Abteilung. Erst lange nachher erscheint unsere Stationeuse. Gegenseitige Vorstellung. Als Ehrengast erhält der Professor seinen Platz zwischen zwei Damen. Man setzt sich. Die elektrische Birne, die ausnahmsweise einmal funktioniert, wird ausgeschaltet. Kerzenlicht flackert auf dem Tisch. Es wird warm und immer wärmer. Professor Forster streckt sich wohligh. Seine Augen leuchten. Er fühlt sich in seinem Element und erhebt sich, das sonst als Zahnglas dienende Weinglas in der Hand.

«Meine Damen und Herrn, liebe Schweizer und deutsche Kollegen. Ich danke, dass ich an diesem Festchen teilnehmen darf, das mir so eindringlich unsere Verbundenheit im Helfen zum Bewusstsein bringt ...»

Das Wort Festchen aus seinem Munde gleisst und funkelt, wärmt die Herzen, mahnt an etwas Wunderbares, das er für immer verloren glaubte, und das sich ihm nun als schönste Gabe wieder schenkt. Er spricht weiter mit seiner tiefen Stimme, langsam und feierlich, hebt das Glas und stösst an. Es klingt hell, die Kerzen flackern und verbreiten Gemütlichkeit. Eine muntere Atmosphäre herrscht. Man scherzt und uzt sich.

«Elsa, mein Sonnenschein, kommen Sie mal hierher!» ruft mein Chef.

«Nein, hoher Vorgesetzter, ausnahmsweise bleibe ich bei meinem ‚Bruder‘.»

«Ich weiss nicht,» vernehme ich neuerdings die Stimme des Professors – und alles wird mäuschenstill – «mir scheint, es müsse gelingen. Nun arbeite ich schon so lange daran. Ja, ja, Schwester Else, Menschenseife, Menschen-seife! Weshalb betrachtet ihr mich alle so entsetzt? Es ist doch dasselbe, wie wenn ich fragen würde: Wie macht man aus einem Hühnerei ein Spiegelei, oder aus was ent-

steht unser Schuhleder! Beides sind Substanzen, die verwe-  
sen, wenn sie nicht behandelt werden. Menschenseife ist  
doch kein Ding der Unmöglichkeit. Wir brauchen Seife.  
Denkt nur an die Desinfektion. Frage ist nur: wer wird sie  
uns liefern?»

Der Professor hat sich erhoben, stützt seine beiden  
Hände auf den Tisch, wippt mit dem Körper hin und her,  
wie er es wohl im Hörsaal vor den Studenten tut.

Die jungen Ärzte lachen. Welch ein Einfall! Uns schau-  
dert. Die Hände waschen mit Menschenseife!

«Wenn es gelingen würde, wären wir mit der Ver-  
sorgung der Heimat schon ein gutes Stück weiter,» fährt  
der Professor unbeirrt fort. – «Die Frage – wie schon er-  
wähnt – ist nur, wer wird sie uns liefern. Die abstürzen-  
den Flieger sind spindeldürr. Da ist nichts mehr zu wollen.  
Eine weitere Frage verlangt Beachtung: Nach wie vielen  
Stunden ist das Fett einer Leiche unbrauchbar geworden?  
Es kommt auf die klimatischen Bedingungen, auf die Kon-  
servierungsverhältnisse in der sibirischen Kälte an. Ihr  
alle wisst ja um das Herstellungsprinzip der Seife: 300 g  
Fett oder Öl mischt man mit 300 cm<sup>3</sup> Natronlauge. Die  
Natronlauge wird mit 60 g Aetznatron und 300 cm<sup>3</sup> Wasser  
hergestellt. Ja, ja, eine ganze Geschichte. Ich frage mich  
nur, ob man statt der vielen Abkochereien und Teilchen-  
zugaben nicht durch ein vereinfachtes Verfahren die gleiche  
homogene Masse hervorbringen könnte? Mir scheint, diese  
durchsichtige Leimmasse müsste auch auf kürzerem Wege  
zu erhalten sein.

Fett – was ist Feit? Chemisch eine Verbindung von  
Glycerin und Fettsäuren. Wird durch Kalk gespalten. Na  
ja, das war schon den alten Ägyptern bekannt. Schon  
damals gab es Kraut und Unkraut. Auch sie wussten ...»

Es pocht. Rasch gehe ich öffnen. Ein blutjunger, blasser  
Unterfeldarzt bleibt angesichts der grossen Gesellschaft  
verwirrt unter der Türe stehen. Dann tritt er ein, salutiert in  
der Richtung des Professors und bittet um die Erlaubnis,  
sprechen zu dürfen.

«Natürlich, mein junger Herr Kollege, aber zuerst stossen wir mal an.»

Heidi sucht verzweifelt nach einem Glas.

«Nein, nein, aus meinem Glas! Kommen Sie, Herr Kollege! Auf Ihr Wohl! Na ja,» ermuntert er den Errötenden mit einem Kopfnicken.

«Ich gestatte mir ...,» eine leichte Verbeugung, und er trinkt das Glas leer.

«Aus welcher Gegend sind Sie, Feldunterarzt?»

«Aus Blumau an der Niederdonau, Herr Oberfeldarzt. Ich studiere an der Militärakademie in Berlin und stehe im dritten klinischen Semester.»

«So, so, von der schönen, blauen und vielbesungenen Donau kommen Sie her. Bei Regenwetter ist sie zwar auch grau. Na, schön!»

Dann erteilt der Assistent seinen Befehl:

«Spritzen Sie dem Verwundeten  $1\frac{1}{2}$  cm<sup>3</sup> Dilaudid ein. Nein, nein, es ist nicht zu viel.»

Der Feldunterarzt schlägt die Absätze zusammen, grüsst militärisch und entfernt sich.

Das Festchen nimmt seinen Fortgang. Erst gegen 2½ Uhr brechen die Gäste auf. Der Professor dankt noch einmal für den entzückenden Abend. Die verschiedenen Weine, die serviert wurden, haben ihn für den Augenblick seine Menschenseife ganz vergessen lassen.

Mein Chef rückt mit einer neuen Idee heraus. Jeden Tag sollen wir ein bis zwei Stunden Mittagszeit nehmen, und sie draussen, in der Umgebung von Smolensk, verbringen.

«Wenn wir gesundheitlich ruiniert sind, können wir den Kranken nicht mehr helfen. Ergo ist Vorbedingung, dass wir auf die Erhaltung unseres Gesundheitszustandes bedacht sind,» lautet seine Parole.

So wechseln die deutsche Schwester und ich ab. Da ich aber neu bin und noch nicht sehr lange unter ihnen weile, beharrt er darauf, dass ich mit ihm gehe.



Meist begeben wir uns auf die grosse Landstrasse hinaus. Hin und wieder gesellt sich ein Schweizerarzt zu uns. Je näher wir der Peripherie der Stadt kommen, desto mehr ganze Häuser gewahren wir.

«Eine Ju 52! Hören Sie? Ich täusche mich nie. Die Junkers 52 ist der schnellste Schwerverwundeten-Transporter.»

Wieder brummt es über unserem Kopf.

«Das ist todsicher eine Messerschmidt!»

So tönt es bei jedem Lärm in der Luft.

Nach einer Weile biegt links ein schmutziger, schlammiger Feldweg ab. Vor unsern Augen erstreckt sich ein riesengrosses Feld. Sein Ende sieht man nicht. Es ist der Flugplatz.

Da wir in Begleitung deutscher Offiziere sind, gestattet man uns, ihn zu besichtigen.

Nach einer Wanderung über das Feld sehen wir eine grossartige Schaustellung: eine Riesenmenge von Flugzeugen, die neben- und durcheinander dastehen. Kleine und grosse, farbige und matte, mit dem Sowjetstern oder dem Hakenkreuz gezeichnete.

Eine leichte Schneedecke liegt über der Ebene. Neben mir befindet sich ein auf Balken ruhender Riesenkoloss. Ich klettere hinauf und verschwinde in seinem runden Loch am Bauch. Wer mag dieses Monstrum gesteuert haben? Welches Schicksal hat ihn erreicht? Wo ist es defekt? Ich gewahre es nicht, halte mich am Steuer fest und versuche, durch das kleine Galalithfenster über mir einen Blick hinaus zu werfen.

Bum, bum, bum!

Dumpf dröhnen die Wände des Flugzeuges. Von drei Seiten werde ich mit Schneebällen beschossen. Beim Aufschlag zerstieben sie und stäuben durch die zahlreichen runden Löcher links und rechts von mir in den Apparat hinein. Mich wehren und das Feuer erwidern kann ich nicht. Der Raum, in dem sich, um mit den Deutschen zu sprechen, meine kostbare Erbmasse befindet, lässt mir keine

Bewegungsfreiheit. Mit den Händen halte ich die Löcher zu.  
«Habt ihr eigentlich einen Pakt gegen mich geschlossen?  
Wo steckt der erlösende Held?»

Ich beginne in dem Eisschrank zu frieren. Plötzlich kommt es mir zum Bewusstsein, dass vielleicht erst vor ein paar Tagen die frühere Besatzung des Flugzeuges hier ihren Todeskampf ausgefochten haben könnte. Ein Schauer des Entsetzens rieselt durch meine Glieder.

«Aussteigen!» ruft mein Chef und erlöst mich von dem Bann, der mich überfallen will. «Zweikampf unter freiem Himmel und von Angesicht zu Angesicht ist fairer!»

Langsam bummeln wir weiter.

«Besuchen Sie doch einmal die chirurgische Abteilung. Wir haben zwei oder drei Verletzte, die von der gleichen Neugierde gepackt waren wie Sie. Nur war das natürlich sofort nach dem Luftkampf, in dem dieser Riese bezwungen wurde. Unsre Pappenheimer besichtigten das russische Flugzeug aber nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Händen. Jetzt müssen sie ihre Pfoten pflegen lassen! Die verfluchten Russen haben den Kasten mit Yperit, dem Tau des Todes, bestrichen gehabt.»

Heidi hütet schon den dritten Tag das Bett. Ihr Nacken ist steif und schmerzt sie. Sie kann kaum liegen. Ist das die Reaktion der zweiten TPT-Impfung, die wir hier in halber Dosis geniessen durften? Mir hat man von der gleichen Ampulle eingespritzt. Ich spüre aber nur, was alle andern auch, ziemlich starke lokale Schmerzen, die sich bis in den Arm hinunterziehen. Wenn diese Vorsichtsmaßnahmen nur bald ein Ende nähmen. Sie wirken nicht gerade anregend auf die Arbeitskraft.

Die Betreuung der beiden Neurologiesäle obliegt Schwester Hilde. Ich betrete diese Zimmer nur, wenn ich ihr die Extrazulagen bringe. Gerne möchte ich in diesen Sälen arbeiten. Aber bald stelle ich fest, dass Schwester Hilde nicht viel mehr darin zu tun hat als ich. Die Insassen sind der Obhut eines Theologen anvertraut, den

man aber höchst selten zu Gesicht bekommt. Für kleine Handreichungen dürfen wir immer ein paar dieser Kranken zur Hilfe rufen, denn auch hier herrscht die moderne Heilmethode Arbeitstherapie.

Man weiss nicht, welcher Arzt die Oberaufsicht hat. Mein Chef ist Lungen- und Herzspezialist. Oft schimpft er über diese Säle, die man ihm auch noch aufhalsen will, und die ihn doch nichts angehen. Zu andern Zeiten lässt es ihn kalt.

«Neurologie schlägt nicht in mein Fach. Ich verstehe nichts davon,« versichert er mir bei jeder Gelegenheit. «Hier in der Stadt und vor allem in Minsk hat es spezielle Lazarette für die Nervenkranken. Scheinbar sind sie überfüllt. Deshalb werden die leichteren Fälle in die andern Lazarette und Spitäler verteilt.»

Als ich einmal Schwester Hilde ablöse und mich um ihre Pflegebefohlenen kümmere, lerne ich Soldat Niemand kennen.

Soldat Niemand sieht blass aus, hat harmonische Gesichtszüge, tiefblaue, doch ausdruckslose Augen. Stumm und bewegungslos liegt er in seinem Bett.

Wie ein Tier, denke ich, und er ist doch ein Mensch.

Ein Rätsel umgibt diesen kaum 20jährigen Burschen.

Was für Schreckensbilder mögen seine Augen gesehen haben, dass sie jetzt auf überhaupt nichts mehr reagieren? Welcher Schock hat ihm den Mund verschlossen? Was ist er, Russe oder Deutscher?

Auf dem Schlachtfeld wurde er gefunden. Nur mit dem Hemd bekleidet lag er da. Seine Erkennungsmarke fehlte.

«Bitte, stehen Sie rasch auf. Ich möchte Ihnen das Bett machen.»

Gehorsam erhebt er sich.

Das Essen riecht er. Wenn ich mit der Verteilung beginne, setzt er sich auf und verfolgt mich mit seinen ausdruckslosen Augen, bis er an der Reihe ist. Er isst und legt sich wieder nieder.

Seit Wochen befindet er sich in diesem Zustand.

Nach und nach gewöhnt man sich auch an Soldat Niemand.

Ich komme in das Anginazimmer. Alle lachen laut.

«Was ist denn los?»

Je mehr ich in sie dringe, desto mehr lachen sie.

«Lasst mich doch an eurem Lachen teilnehmen. Ich lache so gern!»

Der Rheinländer, ein Wachtmeister, setzt sich auf, will zu sprechen beginnen und – fällt lachend in die Kissen zurück.

Ich werde unsicher.

«Lacht ihr über mich?»

Diesen Vorwurf wollen sie nicht auf sich sitzen lassen, und rasch entgegnet mir einer der Soldaten:

«Na, wenn Sie's wissen wollen, Schwester: Gestern muss unsre Matja Wäsche gehabt haben. Schön! Sie spannte von einem Ende des Zimmers zum andern ein Seil und hing ihre ganze Reizwäsche vor unsern Augen auf.»

«Ich hab ihr die Hosen zugenäht,» kichert ein anderer. Und wieder platzen alle los.

Ich suche Matja, deute mit den Fingern in die Luft und zeige ihr eine Schnur. Sie versieht mich sofort.

«O, sestra Hilde nix sagen!» bettelt sie.

Ich sehe die Angst in ihren Augen und versuche sie zu beruhigen. Meine Sprachlehrerin sagt ihr später, dass sie sich in Zukunft einen geeigneteren Trockenraum für ihre Wäsche suchen müsse.

Ich habe den Männern versprochen, abends ein Plauderstündchen bei ihnen zu verbringen. Sie freuen sich wie Kinder auf die bevorstehende Abwechslung.

Gegen neun Uhr setze ich mich auf das Bett des Rheinländers.

«So, nun bin ich endlich da. Fragt jetzt, was ihr wissen möchtet.»

«Sagen Sie mal, wie ist eigentlich die Schweizerfrau?» beginnt einer ohne grosse Umschweife.

«Hm, was soll ich da antworten? Cholerisch, sanguinisch, melancholisch, phlegmatisch, harmonisch ... alles durcheinander und wie es gerade kommt. Je nach der natürlichen Veranlagung gibt es natürlich auch noch verschiedene Abstufungen auf dieser Temperamentskala!»

Sie lachen und sehen das Komische der Frage ein.

«Was erzählt man sich über uns in der Schweiz?»

«Dass der deutsche Soldat tapfer sei, dass es aber doch ein unerhörtes Wagnis war, Russland anzugreifen. Dann versteht man nicht, warum, mit welchem Recht ihr es angegriffen habt.»

Wie von einer Wespe gestochen, fahren alle hoch, und ich bereue, diese Antwort gegeben zu haben, die nur endlose Auseinandersetzungen nach sich ziehen wird.

«Sie hätten uns angegriffen. Man hat Pläne gefunden,» antworten sie alle wie aus einem Munde. «Glauben Sie, der Deutsche sei so kriegerisch veranlagt, sei ein solcher Barbar? Wir lieben den Frieden über alles. Aber wie hätte Deutschland nach dem Versaillervertrag überhaupt noch existieren können?»

«Sehen Sie, der Führer sagt wörtlich ... warten Sie einen Augenblick, damit Sie es ganz genau wissen ...,» und der Heilbronner blättert in einem Büchlein, um mir dann mit erhobener Stimme vorzulesen:

«Wir wollen wieder einen Staat schaffen, an dem jeder Deutsche mit Liebe hängen kann, ein Regime begründen, zu dem jeder mit Achtung emporzusehen vermag, Gesetze finden, die der Moral unsres Volkes entsprechen, eine Autorität befestigen, der sich jedermann in freudigem Gehorsam unterwirft.

Das ist die Idee, für die der deutsche Soldat sein Leben einsetzt,» schliesst er begeistert.

Im Laufe des Gesprächs erwähnen sie, dass im November die Kanonen am Bodensee gegen die Schweiz gerichtet waren. Es habe gar nicht viel gefehlt, und es hätte zu knallen begonnen. Die Befehle seien schon erteilt ge-

wesen und erst im allerletzten Augenblick zurückgenommen worden.

Ich bin schliesslich nicht nur Krankenschwester, sondern auch Schweizerin. So kann ich mich nicht enthalten, sie leicht ironisch zu fragen:

«Hat das Oberkommando der Wehrmacht vielleicht auch Angriffspläne der Schweiz gefunden?»

Sie lachen belustigt auf.

«Entsprechen solche Überfälle der Moral des deutschen Volkes? Wollt ihr vielleicht damit ein Regime begründen, zu dem jeder mit Achtung emporzusehen vermag?»

Wir erhitzen uns, reden und reden, bis wir uns auf weniger brentzigen Gebieten wieder als Pflegerin und Patienten finden.

Es ist unsäglich bedrückend, immer und immer wieder das Resultat einer einseitigen, rein machtpolitischen Erziehung feststellen zu müssen, deren Verfehltheit – um nicht zu sagen Unmenschlichkeit – begreiflich zu machen ausgeschlossen ist, da den seit Jahr und Tag propagandistisch bearbeiteten Männern nicht nur jeder andere Massstab, sondern auch jede Vergleichsmöglichkeit fehlt.

Sie bewundern meinen Pullover und mein Schuhwerk. Dann zeigen sie mir Photographien aus der Umgebung von Minsk – Bilder von Russen, die an Bäumen baumeln, Bilder von gefangenen Partisaninnen, die sie regelrecht zu fürchten scheinen, aber gleichwohl abschätzig «Flintenweiber» nennen.

«Weshalb macht ihr solche Aufnahmen? Glaubt ihr vielleicht, solche Bilder seien schön?»

«Abschreckmittel!» antworten sie kühl und lakonisch.

«Wir sollten bald wieder an die Front können,» meint nach einer kurzen Pause der Rheinländer. «Dieses Faulenzlerleben ist nichts für uns.»

«Was ist nichts für euch?»

«Das Kranksein, die Pflege. Das verweichlicht, Schwester. Wir dürfen nicht weich werden. Wenn das noch lange andauert, na – ich weiss nicht.»

«Mich schmerzt etwas Neues, wenn ich Sie sehe, Schwester. Ihr Anblick tut mir absolut nicht gut,» wirft ein anderer ein. «Ich werde immer kränker, bald bin ich nur noch ein Häuflein Elend.»

«Was macht die Kunst?» erkundigt sich der Heilbronner. «O, ich möchte wieder einmal eine Ausstellung besuchen können, wieder einmal etwas Schönes sehen ! Letztes Jahr wollte ich in München noch die Ausstellung besuchen, doch ich musste sofort einrücken.»

Er sucht lange in einer Kartonschachtel. Dann ruft er mich an sein Bett.

«Gefällt Ihnen das?» fragt er und streckt mir fünf Sulamith Wülfling-Karten hin.

«Sehr,» erwidere ich. «Zum Teil sind mir die beseelten Märchengestalten bekannt.»

«Vorne, im Schützengraben, wenn Ruhe herrscht, brauche ich das. Ich nehme sie hervor und betrachte sie lange, lange. Man muss die Seele wachhalten. Haben Sie ein Bild besonders gern?»

Am folgenden Tag nimmt der Heilbronner Abschied von einem seiner Lieblingsbilder und schenkt es mir mit einer Widmung. Ich fühle, wie schwer ihm die Trennung fällt und möchte es gerne zurückweisen. Doch er will mir eine Freude bereiten und besteht darauf, dass ich es annehme.

Es ist beinahe sechs Uhr abends. Ich beginne die Halswickel und das Gurgelwasser in den Anginazimmern zu verteilen. Das Russenmädchen hat aber wieder einmal den Tee zu machen vergessen.

«Weshalb nicht Tee gemacht?» frage ich etwas nervös und ärgere mich gleich darauf über die falsche Satzstellung. Als ob sie mich so besser verstehen könnte !

«Niè ponimaiu,» meint sie und läuft achselzuckend davon. Wie einfach für sie, während ich wieder einmal mehr in der Patsche bin. Nun aber husch, husch, sonst werde ich nicht fertig vor der Verteilung des Abendessens.

Ich drehe mich um. Vor mir stehen zwei schmucke Offiziere, die ich noch nie gesehen habe.

«Ich möchte Schwester Hilde sprechen,» sagt etwas befehlshaberisch der eine.

«Wer sind Sie?»

Erst rollt er seine grossen, schwarzen Augen, die Blitze zorniger Ungeduld schiessen. Was, da steht jemand, der es wagt, nicht sofort seinen Wünschen nachzukommen, die ja immer Befehle sind?

«Ein Offizier der Wehrmacht!» antwortet er boshaft.

Diese Antwort stachelt meinen Widerspruchsgeist auf. Ruhig frage ich weiter, nur damit er nicht glaubt, ein Offizierskleid beeindrucke eine Krankenschwester:

«Das sehe ich! Doch wie heissen Sie? Was wollen Sie hier?»

Ich erschrecke über den soldatischen Ton meiner Frage. Aber nun habe ich so begonnen und muss so weiterfahren.

«Na, hören Sie,» erwidert er in seinem Berliner Deutsch, «jenügt Ihnen das nischt?»

«Nein! Ich will wissen, mit wem ich's zu tun habe,» gebe ich sehr stolz und sehr gereizt zurück. «Als Offizier werden auch Sie wissen, dass Unbefugten der Eintritt hier strengstens untersagt ist.»

«Gestatten Sie,» sagt er schnippisch und verbeugt sich leicht, «Leutnant Schmidt! Und wer sind Sie? Darf ich endlich Schwester Hilde sprechen?»

«Ich bin eine Schweizer Schwester. Sobald ich einen Augenblick Zeit finde, werde ich nachsehen, wo Schwester Hilde ist.»

Bald darauf erscheint sie. Aus dem Ton der Unterredung entnehme ich, dass sich der Deutsche über mich beschwert. Der Vorfall beginnt mich zu belustigen. Viel Lärm um nichts. Doch warum muss so ein Herr Leutnant sich aufs hohe Ross setzen und glauben, er könne einen in der Arbeit stören?

Ich sehe, dass Schwester Hilde Kaffee braut.

«Siebter Aufguss!» höre ich sie verkünden.



Dann führt sie die Offiziere in unser bestes Zimmer. Also müssen es gute Bekannte oder Freunde sein.

«Schwester Else!» ruft sie mich, «trinken Sie doch auch eine Tasse Kaffee mit uns.»

Diese Passantenabfütterung bei so viel Arbeit schlägt mir auf die Nerven.

«Keine Zeit!» rufe ich und denke an die Ungezogenheit des Leutnants.

Aber sie lässt nicht locker und holt mich:

«Ich möchte Sie gerne vorstellen. Es sind gute Freunde. Leutnant Schmidt ist ein solch netter Mensch,» schwärmt sie. «Ach, bitte, kommen Sie doch.»

Hm, vorstellen – vorgestellt sind wir uns schon, glaube ich. Aber ich muss nachgeben.

«Schwester Else – Leutnant Schmidt – Leutnant Har-sing,» stellt Schwester Hilde vor.

«Wir hatten bereits die Ehre, Bekanntschaft zu schlies-sen,» meint Leutnant Schmidt lächelnd, mit einem ironi-schen Unterton in der Stimme, der mich schon wieder reizt.

«Ja, wir hatten bereits die Ehre und ... das Vergnügen,» antworte ich, reiche ihm die Hand und setze mich.

«Vorzügliches Polizeitalent beweist die Schwester. Sie lässt keinen Unangemeldeten durch.»

«Sehr viel Überheblichkeit beweist Herr Leutnant. Er glaubt, seine Uniform sei ein Passepartout!»

Nach diesem Wortgeplänkel wendet sich das Gespräch einem andern Thema zu und endet mit einer Abmachung zwischen Schwester Hilde und den Offizieren: «Heute Abend um acht Uhr.»

«Schwester Else, Sie sind ebenfalls herzlich eingeladen, unsere Frontvilla zu besichtigen,» sagt mir Leutnant Schmidt. «Mein Fahrer wird Sie abholen.»

«Unter keinen Umständen! Um acht Uhr hab ich meine Arbeit noch lange nicht erledigt.»

«Um Gottes willen, Kindchen, machen Sie keinen Tanz! Teilen Sie Ihre Arbeit ein und dann machen Sie beizeiten Schluss. Ihre Jungens werden zur Abwechslung auch ein-

mal ohne Gutenachtkuss und Wiegenlied einschlafen können.»

«Ich helfe Ihnen,» bietet sich Schwester Hilde aufgeregt an. «Kommen Sie bitte. Allein kann ich nicht gehen.»

Meiner Arbeitsgefährtin zuliebe kann ich nicht länger ausweichen. Zudem würde es mich riesig interessieren, eine «Frontvilla» zu sehen. Doch, wie sollen wir wegkommen, ohne dass die deutsche Oberschwester, die die Aufsicht führt und die moralische Verpflichtung für das ganze Lazarett hat, etwas merkt? Ihr Zimmer befindet sich der medizinischen Abteilung gegenüber. Es gäbe einen Skandal, wenn sie etwas bemerken würde. Sie hat nur Sinn für ihren Beruf. Auch unser Chef soll nichts davon erfahren. Nur durch eine Einladung kann man ihn von der Sache unterrichten. Und diese Einladung möchten wir vermeiden.

Ein Plan wird ausgeheckt. Das Auto, das uns abholt, steht im Dunkel des Wäldchens. Die Türen müssen bereits geöffnet sein, damit wir nur hineinzuhuschen brauchen. Wenn wir unter der Haustüre auftauchen, muss der Fahrer uns ein Zeichen geben, dass er startbereit ist.

Dies geheimnisvolle Vorhaben, das immerhin mit einigen Gefahren verbunden ist, hat für mich einen prickelnden Reiz. Als mich der Leutnant jedoch auszufragen beginnt, wie lange ich mich schon hier im schmutzigen Osten befinde und wie lange ich hier zu bleiben gedenke, als er mit einem höhnischen Unterton in der Stimme höflich sagt: «Eigentlich nett von der kleinen Schweiz, uns helfen zu wollen,» da bereue ich meine Zusage.

Wie abgemacht, steht punkt acht Uhr ein Soldat unter der Türe und verlangt nach mir.

«Schwester Hilde, kommen Sie! Verrückt, wie die Zeit verfliegt! Schon ist es acht Uhr. Wir müssen weg, wir haben es doch versprochen!»

Es wird 8½ Uhr, bis wir uns von der Arbeit losreißen können. Wir eilen ins Dunkel hinaus und hinein in das bereitstehende Auto. Ein Knall, die Wagentüre ist zu. Knatternd

springt der Motor an, ratternd setzt sich der Wagen in Bewegung. Wir ducken uns, als er unter den Fenstern des Lazarettes vorbeifährt. Wir dürfen nicht gesehen werden. Das hätte nicht nur Vorwürfe, sondern ein Donnerwetter abgesetzt, dem ich mich lieber nicht aussetzen wollte. Man denke: sich von fremden Offizieren nachts und im Auto und dann noch in diese Gegend verschleppen zu lassen!

Brr – brr – rätsch – rätsch – holpert das Fahrzeug über Baumwurzeln auf die Landstrasse. Ich bin gespannt auf alles, was kommen wird. Wohin werden wir geführt? Wo wohnen die beiden? Was tun sie? Wie sind sie eingerichtet?

Eigentlich sind wir ihnen nun wehrlos ausgeliefert, diesen guten Bekannten, die mir vollkommen fremd sind, und von denen einer ein ironisches Wesen besitzt, das mich empört und reizt.

Viel kann ich nicht sehen. Der Wagen ist geschlossen, und wir sind tief in Decken eingehüllt. Über Stock und Stein geht es. Bald fliegen wir nach rechts, bald nach links, denn der Fahrer nimmt die Kurven in einem wahren Höllentempo. Wie eine geraubte Beute komme ich mir vor. Plötzlich zieht der Soldat die Bremse mit einem solchen Ruck an, dass wir erst nach hinten und dann nach vorne geschleudert werden. Ein Baumstamm liegt quer über der Strasse und versperrt den Durchgang. Wir müssen ihn umfahren.

Die Häuserruinen werden immer spärlicher. Nun fahren wir schon eine halbe Stunde. Es ist stockdunkel geworden. Wo wird die Fahrt enden? Auf mich allein angewiesen, könnte ich in diesem Wirrwarr von Kurven den Rückweg nicht mehr finden. Und immer noch geht es weiter in voller Fahrt. Felder tauchen auf. Wälder beginnen, und wir fahren immer noch. Noch lange. Schliesslich glaube ich wieder Häuser zu erblicken. Ländliche diesmal.

«Gleich sind wir am Ort!» hören wir den Soldaten, der während der ganzen Fahrt geschwiegen hat, sagen. Und wirklich, er fährt in ein Gehöft, hilft uns beim Aussteigen.

Vom dunkeln Eingang her kommen uns Leutnant Schmidt und Leutnant Harsing entgegen.

«Freut mich, dass ihr glücklich gelandet seid. Herzlich willkommen! Tretet ein!»

«Puh, war dieser Wagen ein Knochenschüttler. Ich muss erst nachsehen, ob sie alle an Ort und Stelle geblieben sind.»

«Wirklich? War es schlimm? Die Nacht ist aber heute auch besonders dunkel.»

Wir schreiten durch einen breiten Flur und biegen nach rechts ab in das Zimmer Leutnant Schmidts. Zwei anwesende Offiziere erheben sich zur Begrüssung. Das Licht ist gedämpft. An der Wand hängt gross das Hakenkreuz und das Bild des Führers. Auf dem Tisch stehen Weine, Liköre, Kuchen und Zigaretten. Aus dem in einer Ecke stehenden Radio ertönt leise Tanzmusik. Gemütlich ist es hier. Leutnant Schmidt spielt den Kavalier und den Komiker in einer Person. Wie er meinen Blick gewahrt, der runde, verstopfte Löcher in der Türe fixiert, erklärt er lachend:

«Schiessübungen! Man hat manchmal so übermütige Launen!»

Ich bitte ihn, seinen Radioapparat auf Beromünster einzustellen. Ohne mit der Wimper zu zucken geht er zum Gerät und dreht und dreht.

Verwundert schaue ich ihn an:

«Ich glaubte, Sie dürften das Ausland nicht hören.»

«Ach was, hier draussen nimmt man es nicht so genau.»

Er führt uns im ganzen Haus herum, das zum grössten Teil aus Holz erbaut ist. Dann will uns Leutnant Harsing auch seine Wohnung zeigen. Wir folgen ihm über den Hof in ein längliches Gebäude und betreten ein grosses Zimmer. Ein riesiger Jagdhund kommt ihm zur gegenseitigen freudigen Begrüssung entgegen. Gegen uns verhält er sich zurückhaltender. Hinter ihm schwänzelt ein Dackel.

«Bello, an deinen Platz!» befiehlt ihm sein Herr. Der Hund gehorcht auf der Stelle.

«Das sind meine beiden Freunde,» stellte er vor, und sich zu Leutnant Schmidt wendend, «ausser dir, Erich. Ich habe sie selbst dressiert. Dich natürlich nicht. Bei dir ist nichts mehr gut zu machen. Bello!»

Er hält den Arm waagrecht und befiehlt kurz: «Hopp!» Und Bello springt elegant über den Arm. Ein Prachtstier. Man spürt die innige Verbundenheit von Mensch und Hund.

«Ein Bauernsohn, unser Wilfried Harsing. Er versteht's,» erklärt sein Freund, «und ein wirklicher Kamerad, was sich hier draussen beweist.»

Ich möchte noch lange bei den Hunden verweilen, aber die andern drängen. Sie wollen zurückgehen in den warmen, gemütlichen Raum, in den Leutnant Schmidt einen Soldaten mit Handharmonika bestellt hat.

Der Musikant sitzt in einer Ecke. Mit sehnsüchtigen Augen spielt er unaufhörlich und wirklich gut deutsche Weisen. Schliesslich verabschiedet ihn der Offizier mit einem Schnaps.

«Nun ist es aber auch für uns Zeit zum Gehen. Wir müssen an das Morgen denken, an die Arbeit, die all' unsre Kräfte verlangt,» sage ich, denn der Zeiger sieht schon auf 1 Uhr.

«Ach was, morgen! Heut ist heut, jetzt ist jetzt – was morgen sein wird, wissen wir nicht. Wir halten uns also lieber an den gegenwärtigen Augenblick. Noch ein Wermuth?»

«Nein, Herr Leutnant, es ist sehr gemütlich bei Ihnen, aber wir müssen gehen.»

«Gut! Aufbruch!»

«Sie kommen doch in meine Karre, ja?» fragt er mich.

«Hat es Ihnen ein bisschen gefallen?» erkundigt er sich im Auto. «Wissen Sie, Sie müssen am Weihnachtstag zu uns kommen. Da arrangieren wir ein Festchen. An Weihnachten oder Neujahr, je nachdem es der Dienst erlaubt.»

Es herrscht Schweigen. Während er steuert, fällt mir sein scharfer, gespannter Blick auf, der nach rechts und links zu spähen scheint. Doch fährt er ruhig und sicher.

«Das nächste Mal, wenn Sie mich wieder besuchen, werde ich umgezogen sein. Ich brauche mehr Platz.»  
Wiederum Stille.

«Was tun Sie eigentlich? Ich meine, in was besteht Ihr Dienst?»

«Wjasma – Smolensk, Smolensk – Wjasma, das ist alles. Manchmal auch noch ein bisschen weiter östlich.»

Die Art, wie er die Lippen aufeinanderpresst, nimmt mir den Mut, weiterzufragen. Ich bitte ihn, nicht direkt vor unser Gebäude zu fahren. Der Lärm eines Autos zu dieser Stunde würde Aufmerksamkeit erregen. Er begleitet mich zu Fuss vor die Haustür, verbeugt sich leicht und berührt meine Hand mit den Lippen.

«Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen.»

Komischer Mensch, dieser Leutnant Schmidt, denke ich. Straffes Soldatentum, Korrektheit und Disziplin, Sarkasmus, Gemühtiefe und waschechter Berlinerjunge sind in ihm vereinigt.

Ein leicht verwundeter Sanitätssoldat kommt auf die Abteilung, um nach seinen Bekannten zu sehen. Wir kommen ins Gespräch, und er gibt mir einen kleinen, winzig kleinen Ausschnitt, aus dem täglichen Geschehen in der Feuerlinie, einen Ausschnitt, der von Leiden, Verstümmelung und Tod berichtet und von Hilfe, Aufopferung und Einsatz.

Die Sanitätsmannschaft der ersten Linie rückt mit der unmittelbar am Feinde stehenden Truppe aus, legt in den vordersten Stellungen Notverbände an und nimmt Blutstillungen vor. Ärzte verschaffen mit Spritze und Nadel dort Linderung, wo schmerzstillende Narkotika das Alleinvertel des Augenblicks ist. Liegend und kriechend arbeiten die Frontsanitäter, denn gleich den Truppen der ersten Linie sind sie den Feuerüberfällen des Gegners ausgesetzt.

Die Verwundeten werden in einer Mulde, einem grossen Trichter, hinter einem zerschossenen Gebäude oder sonst einer notdürftigen Deckung gesammelt. Einzeln daliegende, transportunfähige Schwerverletzte kennzeichnet man rasch

mit einem Taschentuch, dem aufgepflanzten Gewehr oder irgendeinem andern ins Auge fallenden Behelfsstück, damit die Bergungsmannschaft nicht erst lange Zeit mit Suchen verlieren muss.

Ganz schwere Fälle werden sofort abtransportiert. Wer irgendwie marschfähig ist, schliesst sich dem ersten Trupp an. Ein Sanitätsauto mit Raupenantrieb nimmt die Schwerverletzten auf und bahnt sich langsam den Weg zur ersten Hilfsstelle.

Eine gut eingespielte, zuverlässig arbeitende Sanitätsmannschaft ist von grossem Einfluss auf die Moral der kämpfenden Truppe.

Ich kann meinen «Bruder» nicht mehr frieren sehen. Seine Stiefel sind durchlässig, und er wagt nicht mehr, uns auf dem Mittagsausgang zu begleiten. Ich habe ihm meine wollenen Strümpfe geliehen. Wir haben die gleiche Schuhnummer. Auch den Passepartout zu unsrer Bude habe ich ihm gegeben, nachdem mir Schwester Hedi versichert hat, dass seine Gegenwart ihren Schlaf nicht stören werde. Mit einem Buch unterm Arm geht er leise hinauf, setzt sich ans Fenster und liest. Hedi aber tut ihren Tagesschlaf, damit sie nachts frisch und munter ist.

Was heisst schon moralisch oder unmoralisch? Es liegt immer am Menschen. Gerade unter solchen Verhältnissen wie hier wird er immer sein wahres Gesicht zeigen. Schliesslich sind wir Brüder und Schwestern von Adam her und aufeinander angewiesen.

«Sie interessieren sich doch für Kunst und russische Stickereien?» spricht mich der Schweizerarzt an, der von der Kopfstation auf die chirurgische Abteilung versetzt wurde. «Doktor Bowitz weiss eine Quelle. Altartücher usw. Haben Sie Tauschgegenstände?»

«Ja, was wird hauptsächlich gewünscht?»

«Mit einem guten Schnaps können Sie ganz Russland kaufen. Dito mit Rauchware.»

«O weh, in meinem Lager hat es nur noch Kondensmilch, Knäckebrot, Fischkonserven und Tee.»

»Nehmen Sie Ihren Reichtum mit. Heute gleich nach dem Essen.«

Doktor Bowitz, ein deutscher Assistenzarzt, der lange in Polen weilte und den slawischen Sprachen nicht ganz fremd gegenübersteht, führt uns.

Die Lunttasche mit den schon erwähnten Vorräten habe ich mir quer über die Schulter gehängt. Der Schweizerarzt wiegt eine in Papier eingewickelte Flasche wie ein kleines Kindchen auf seinem Arm.

«Was ist in der Flasche?»

«Kognac! Dafür werden sie ihr letztes Hemd hergeben,» antwortet er siegesbewusst.

Aufgeräumt schlendern wir durch die zerstörten Straßen. Die beiden Ärzte fachsimpeln. So kann ich der Umgebung meine ungeteilte Aufmerksamkeit schenken. Doch, was ist das? Eisiges Grauen durchfährt mich. Ich gebe dem neben mir schreitenden Schweizerarzt einen kleinen Stoss und verlangsamt unwillkürlich meinen Schritt. Er packt mein Handgelenk und zerrt mich barsch weiter, denn ich stehe schon im Strassengraben und starre bis ins Innerste aufgewühlt eine Sekunde lang in ein junges, blutüberströmtes Ruskigesicht, das mich aus erloschenen Augen anlotzt. Rechts und links von ihm liegen, wie zum Schlafen gebettet, noch zwei Leichen. Ihre Gesichter sehe ich nicht, aber ihre Regungslosigkeit verrät mir, dass auch sie tot sind.

Der Arzt reisst mich weiter, immer weiter. Doch ich kann und kann den Blick nicht von der Leiche wenden, die mich aus toten Augen anstarrt. Mit zurückgewendetem Kopf lasse ich mich weiterziehen.

«Was war das?»

Noch immer erscheint mir die Wirklichkeit des Geschehenen unfassbar.

«Rebellen, Abschreckmittel!» erwidert trocken der deutsche Arzt.



Rebellen, Abschreckmittel! – Auf der ganzen Wanderung durch die Stadt verfolgt mich das schaurige Bild. Immer und immer wieder taucht die Lehmhütte am Strassenrand vor meinem Blick auf, die lichte, graugrüne Wölbung des Bordes, die drei kürzlich erschossenen Männer. Wenn nur jene Augen mich nicht so angestarrt hätten! Wenn nur die Schläfen nicht noch voll frischen Blutes gewesen wären!

Bei Unglücksfällen eilt der Arzt aus natürlichem Trieb sofort zum Helfen herbei! Hier geht er vorbei, tut keinen Wank, zeigt keine Gefühlsregung!

Rebellen! Wie falsch und verlogen ein solches Wort klingen kann! Wie blutiger Hohn empfinde ich es! Kämpfer für ihr Recht und ihre Freiheit, ja – Rebellen, nein!

Mit welchem Recht masst sich eine eindringende Macht an, den Menschen, die für ihre Freiheit kämpfen, das Leben zu nehmen?

Abschreckmittel? Solche Opfer – die in mir brodelnde Erregung verrät es mir – werden nicht zur Abschreckung dienen, sondern weit mehr ein Ansporn sein. Einer fällt, zehn andere werden seinen Platz einnehmen. Wohin soll das führen, dieses Abschlachten?

Mich übermannt eine solche Müdigkeit, dass ich verzweifelt frage:

«Ist es noch weit?»

Schon mehr als eine Stunde sind wir unterwegs. Ausser den drei Erschossenen haben wir nichts als deutsche Offiziere und Soldaten gesehen, die sich verwundert nach unseren blauen Uniformen umschauen, und gefangene Ruskis, die in Reih und Glied Erdarbeiten verrichten. Es sind etwa zwanzig Mann, von einem deutschen Soldaten bewacht.

Aus der zusammengeschossenen und ausgebrannten Stadt schlägt mir eine Atmosphäre des Grauens entgegen.

Über uns ist Fliegergebrumm.

«Ju 52! Messerschmitt!» wiederhole ich für mich die Worte meines deutschen Chefs, nur um dadurch auf andere Gedanken zu kommen.

Schon längst schreiten wir wortlos nebeneinander. Mir kommt es vor, als müssten wir nicht nur bald das andere Ende von Smolensk, sondern das Ende der Welt erreicht haben.

Endlich biegt der deutsche Arzt nach links ab. Die Häuser beginnen wieder Häusern zu gleichen. Er lässt uns vorerst zurück, steigt eine Treppe hinauf, die direkt von der Strasse aus zu einer Wohnung führt, und pocht an die Tür. Nach einer Weile öffnet ein älterer Mann, erst nur spaltbreit, dann ganz. Nach einem kurzen Wortwechsel, den wir nicht verstehen können, ruft er uns hinauf. Wir treten in ein graues, niedriges Zimmer. Nun zeigt sich auch – etwas schüchtern allerdings – eine armselig gekleidete Frau mit einem farbenprächtigen Kopftuch. Sie holt Tücher herbei, die meistens eine gehäkelte Umrandung zeigen, in der Farbe aber nicht besonders originell sind. Viel alter Kram liegt herum, meist geschnitzte Sachen. Ich kam in Erwartung kostbarer, gestickter Altartücher und bin enttäuscht. Wir stöbern und wühlen in den Stoffen. Nur etwas Echtes möchte ich als Andenken mit nach Hause nehmen können. Das war auch der Wunsch meines Landsmannes, der schliesslich eine gar nicht so üble Tischdecke mit gehäkelter Bordüre entdeckt.

«Das ist vielleicht das einzige Stück, das zu erwerben sich lohnt,» meint er.

«Ich möchte nichts. Es hat keinen Sinn, Dinge durch halb Europa mit nach Hause zu schleppen, wo Ähnliches in Hülle und Fülle verblasst auf dem Estrich herumliegt.»

Übrigens scheinen meine Tauschgegenstände dem Russen nicht zu passen. Knäckebrot kennen sie nicht, und was der Bauer nicht kennt, das isst er nicht. Die Fischkonserven sind norwegischer und nicht finnischer Herkunft; dazu sind sie in einer Tomatensauce, die den Leuten ebenfalls fremd ist. Und gegen schweizerische Ovomaltine

zeigen sie sich dermassen skeptisch, dass ich von Vorneherein jede Hoffnung aufgebe, obwohl der deutsche Arzt sie als ein unglaubliches Kraftmittel darstellt ! Doch sie halten die Ovomaltine bestimmt für eine unbekannte Giftmischung. Ich bin also erledigt.

Aber das Tischtuch! Mein Landsmann scheint sich dafür zu begeistern. Er will es! Doktor Bowitz übersetzt und spricht auf die Leute ein, spricht sich in einen wahren Eifer hinein. Ja, mir scheint, er mache befehlshaberische, fast drohende Gebärden, so dass mir die Leute leid tun und ich den ganzen Handel als unfair betrachte. Schliesslich nimmt er meinem Landsmann die Flasche weg und hält sie den Russen unter die Nase.

«Niè, nie,» erwidert der Ruskimann. «Wodka, Rum, da. Das nié.» Er stösst die Flasche von sich. Beim Gedanken an das vorher so siegesbewusste Verhalten meines Landsmannes kann ich mich eines Lächelns nicht erwehren. Er wickelt die verschmähte Flasche wieder ins Papier und nimmt sie unter den Arm.

«So gehen wir eben! Nichts zu machen!» meint er, plötzlich ganz klein geworden.

Und draussen stehen wir.

Die Dämmerung ist schon stark fortgeschritten. Ich halte die Dynamolampe. Plötzlich ist mir in der Magengegend blöd, und die Müdigkeit scheint sich zu verdoppeln. Vor uns liegt ein so weiter Heimweg! Bis auf die andere Seite des Dnjepr müssen wir gehen, und der Dnjepr ist nicht einmal sichtbar.

Ich lasse meine Gedanken laut werden. Einsilbig stimmen meine Begleiter bei. Unlustig setzen wir uns auf ein mauerähnliches Ding.

«It's a long, long way! Aber jetzt sind wir wahrhaftig nicht so dumm, dass wir unsere Fressalien wieder heimschleppen, während der Magen in allen Tonarten knurrt und brummt,» sage ich.

«Einverstanden. Ich bin für den Schnaps,» assistiert mich Dr. Bowitz.

«Nein, nein, so geht das nicht,» entgegne ich rasch. «Wir sind Leidensgenossen. Teilen ist eine schöne Tugend und gehört unbedingt zum Sowjetparadies.»

Auch der Schweizerarzt ist gleicher Ansicht und überreicht mir seinen von «Laien» verschmähten Reichtum.

Ich beginne zu trinken. Die beiden Ärzte zählen: «Ein Schluck, zwei Schlücke...» Doch beim zweiten Schluck muss ich so husten, dass ich die Flasche gern den Herren überlasse. Inzwischen streiche ich die Sardinen aufs Knäckebrötchen und reiche sie herum. Zum Schluss trinken wir alle aus derselben Büchse Kondensmilch, wobei wir uns sehr in Acht nehmen, dass uns der scharfe Rand und die eckigen Blechkanten ja nicht den Mund zerschneiden.

«So, jetzt fühle ich mich wieder einigermaßen Mensch.» Frohgemut und gestärkt, unsere verlustreiche Expedition von der heitern Seite betrachtend, schreiten wir in die Dämmerung hinein.

Wie wir es abgemacht haben, ziehen wir nach drei Tagen auf eine neue Entdeckungsfahrt. Wohin es diesmal gehen soll, weiss ich nicht. Längs des Weges erblicken wir stets das gleiche Bild: Gefangene, schwer arbeitende Ruskis. Ich habe ein wenig mehr Musse, die Gesichter dieser Männer, die bei unserm Erscheinen die Arbeit unterbrechen und uns nachstarren, zu studieren. Meist sind es ausdruckslose, stumpfe Gesichter mit niederer Stirn und mongolischen Schlitzaugen, Tartaren mit breiten Nasen und einem ausgesprochenen, fast brutal wirkenden Kinnprofil. Ihre Augen, die böse zu blicken scheinen, haben fast keine weissblitzende Sklera und mahnen an Tierblicke.

Eine leichte Schneeschicht bedeckt den Boden. Etwas Dunkles, Mächtiges liegt vor unseren Füßen. Wie ich näher trete, erkenne ich ein Pferd, dessen Knochen kantig herausstehen.

«Verhungert, zusammengebrochen,» meint Doktor Bowitz.

Die Herren schreiten weiter. Ich gehe um den Pferdekadaver herum. Ist es nicht typisch menschliche Grausam-

keil, schutzlose Tiere in ein Chaos hinein zu verwickeln, sie erst leiden und dann krepieren zu lassen?

Meine Begleiter, die einen ziemlichen Vorsprung gewonnen haben, rufen nach mir. Niedergedrückt und mich in Gedanken noch immer mit dem Pferd beschäftigend, gehe ich ihnen nach.

Zusammen betreten wir ein grosses Gebäude. Der deutsche Arzt geht voran. Ein Hausbewohner begleitet uns in den Hinterhof. Dort deutet er auf eine Treppe, die in einen Keller zu führen scheint. Ein blutjunger Soldat übernimmt die Führung und öffnet die Türe.

Stickiger Stallgeruch, schlimmer noch, ein Gestank von Moder und Fäulnis, schlägt uns entgegen.

Ein langer, gerader Gang nimmt uns auf. Links und rechts sind nummerierte Türen. Immer noch weiss ich nicht, wo wir uns befinden. Dann aber lassen die gefühllosen Schilderungen unseres jungen Führers Menschenschicksale vor mir erstehen, deren Tragik unfassbar erscheint. Sieht man aber, dass sie höllische Wirklichkeit sind, werden sie zu einer schwärenden Wunde, die weder Grauen noch Entsetzen, sondern eine Empfindung verursacht, die zu beschreiben unmöglich ist.

«Die Insassen wechseln alle paar Tage,» erklärt der Soldat gelassen, als würde er uns mit einem zoologischen Garten bekanntmachen. «Lange können wir sie hier nicht behalten. Alle Gefängnisse sind überfüllt. Wir haben keinen Platz. Nach der gerichtlichen Untersuchung werden sie meist gleich erschossen. Oft ersparen wir uns auch die gerichtliche Untersuchung. Wozu auch? Zeitverlust! Es sind ja doch alles Partisanen und Judenpack. Manchmal auch ‚Flintenweiber‘. Passt auf!»

Er öffnet eine Türe und sagt: «Politisch!»

An der Zellenmauer sehe ich einen Mann, der regungslos zum Tageslicht hinaufstarrt, das durch ein kleines Fenster hoch oben an der Decke fahlgrau hereinfiltiert. Auch die knarrende Tür reisst ihn nicht aus seiner Reglosigkeit.

In der zweiten Zelle erblickte ich einen jüngeren Mann, der mit geschlossenen Augen gegen die Wand lehnt. Auch er regt sich nicht, bis ihn die eisige Stimme unseres Führers zum Nähertreten auffordert. Er schaut uns an und lächelt geistesabwesend.

Bei jeder weitem Tür, die geöffnet wird, erwarte ich, dass sich ein Mensch mit hasssprühendem Rachedurst auf uns stürzen und uns erwürgen würde.

Und jedesmal, wenn sich eine Türe wieder knarrend schliesst, bin ich aufs Neue erstaunt, wie ergeben sich diese Insassen in ihr Schicksal finden.

Ein unbeschreibliches Grauen packt mich.

Krampfhaft suche ich nach menschlichen Augen. Wie in einer Vision ahne ich Augen, Augen Bedrückter und Gefolterter, die sich schweigend in ihr Schicksal ergeben, weil sie über diese entsetzliche Gegenwart hinaus in eine Zukunft blicken, für die zu leiden sich lohnt, auch wenn sie selber sie nicht mehr erleben werden.

Anders könnte ich mir das Duldertum dieser mit einem Fusse schon im Grabe stehenden Menschen nicht erklären.

Bei einer weitem Tür erklärt der Führer:

«Ein Judenweib! Die muss morgen dranglauben !»

«Was hat sie denn getan?» entfährt es verstört meinem Mund.

«Bah, getan! 's ist eine Jüdin!»

Und das sagt der Mann mit einer Gelassenheit, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, dass man eine Frau abschlachtet, einzig und allein, weil sie als Jüdin auf die Welt kam.

Nur mit Mühe kann ich mich noch aufrechthalten.

Und dieser unbeschreibliche Gestank !

«Werden die Gefangenen täglich auch einmal an die frische Luft geführt, wie es sonst in Gefängnissen üblich ist?» frage ich schliesslich, da ich in der verpesteten Luft nur noch mühsam atmen kann.

«Dies hier ist kein gewöhnliches Gefängnis. Sie müssen in Betracht ziehen, dass das hier eingesperrte Pack höchstens eine Woche dableiben wird.»

«Wo besorgen sie ihre Entleerungen?»

Als Krankenschwester darf ich mir diese Frage gewiss erlauben, obschon das wie blutiger Hohn anmutende selbstsichere Auftreten unseres Führers jede meiner Fragen von Vorneherein zu einer taktlosen Ungerechtigkeit zu stempeln scheint.

«Dafür ist der Raum gross genug!»

Ich wage nicht, mich auch noch zu erkundigen, ob und was sie zu essen bekommen.

Er öffnet auf der rechten Seite die vierte Türe. Zwei Frauen sind in diesem Raum. Die eine hält sich ganz in der Nähe der Türe auf. Wir stehen einander direkt gegenüber. Ich suche ihre Augen. Sie schaut mich an, aber ich – sehe ihre Augen nicht. Ein leerer, erloschener Blick scheint über mich hinwegzuleiten.

Mein Blick gleitet zu dem jungen Führer, seine heruntergeleiterten und abgedroschenen Erklärungen kann ich in meinem Bewusstsein nicht mehr aufnehmen. Es sind Worte, für mich sinnlose Worte.

Ich suche seine Augen. Sie sind blau, doch auch ihr Ausdruck ist leer, nichtssagend. Geistig verkörpert dieser Mensch das Nichts.

Zwischen den Augen unsres Führers und den erloschenen Augen jenes erschossenen Ruskis am Strassenrand scheint mir eine frappante Ähnlichkeit zu bestehen. Wie kann das sein?

Plötzlich weiss ich, woran es liegt.

«Seine Seele ist tot! Er ist stur, stur!» schreit es in mir auf.

Wie oft habe ich den Ausdruck «stur» von meinen kranken Soldaten gehört. Bisher war es ein neues Wort für mich, ein Wort, dessen Sinn ich noch nicht in mir aufgenommen hatte. Jetzt erst ist es mir zu einem Begriff geworden.

Dieser Mensch ist stur! Doch wer, welche Erziehung, hat seine Seele getötet?

Weiter geht dieser höllische Spuk. Der Deutsche führt uns zu unterst in den Flur, in eine Zelle hinein, die geteilt ist. Das erste Gemach besteht aus zwei übereinandergelagerten Holzverschlägen, in denen sich Stroh befindet. Schlafstellen! Das zweite Gemach, das durch eine offenstehende Türe mit dem ersten verbunden ist, mag etwas grösser sein. Es führt geradewegs gegen eine halbrunde, mit Eisenblech ausgeschlagene Wand. Der Boden besteht aus Zement.

«Hier arbeitete die Tschekka. Ihre Opfer wurden mit dem Gesicht gegen die Wand aufgestellt und von hinten erschossen!» sagt unser Führer und stürzt sich mit einem Gesichtsausdruck wahrhaft sittlicher Entrüstung in eine weitschweifige Erzählung von Greuelthaten, die die Russen begangen haben sollen.

Nach dem was ich in diesem Kapitel bei ihm gesehen habe, trifft mich seine Entrüstung über «das verfluchte Russengesindel» wie ein Schlag ins Gesicht.

Was für eine Erlösung, endlich wieder an der frischen Luft und unter freiem Himmel zu sein. Werde ich je diesen Höllenspuk vergessen können?

Neun Offiziere sind eingetroffen, darunter auch Oberarzt Sachs, der am Hauptverbandsplatz Gelenkrheumatis mus aufgelesen hat.

Es gehört für uns Schwestern nicht gerade zur leichtesten Aufgabe, wenn wir Ärzte zu pflegen haben. Sie wollen immer alles besser wissen und einem die ihnen gebührende Pflege vorschreiben.

Von nun an betrete ich das Zimmer, das nur noch Frontärzte beherbergt, stets mit gemischten Gefühlen. Sachs ist ein sehr schöner Mann. Er muss auf den ersten Blick gefallen. Leider weiss er es auch. Weil unser Chef nicht überall gleichzeitig sein kann, verordnet der Oberarzt selber, was mit ihm zu geschehen hat und verschreibt



das Allerweltsheilmittel Wärme, also den Heizkasten, und einen Ichthyolverband mit viel, sehr viel Watte.

Stets hat er etwas zu reklamieren. Einmal hat es zu viel Watte, dann wieder zu wenig von der schwarzen Jodschmiere. Da die Fenster nicht dicht verschliessen, muss ich ihn ins Bett, das an der Wand sieht, legen. Zufällig fliesst kein Wasser, alles muss geduldig auf den Tee warten. Der Herr Oberarzt nimmt kein Blatt vor den Mund... er vergeht vor Durst.

Doch muss ich zugeben, dass er sich als Soldat erweist und nicht der Apathie erliegt, dem sturen, grenzenlosen Fatalismus, der die meisten Fröntler in der Ruheetappe überfällt.

Der Oberarzt schimpft wie ein Rohrspatz, im Grunde genommen aber belustigt ihn die «armseligen Verhältnisse im Hinterland». Er ist kein bissiger Ironiker, obschon seine Zunge sehr scharf sein kann. Ich betrachte ihn vielmehr als den humorvollen Wissenschaftler, der sich auf diese Art und Weise mit einer Notwendigkeit abzufinden sucht.

Natürlich hat er auch an mir stets etwas auszusetzen. Seine Privatfreude ist es, mich unsicher zu machen, was ihm zuweilen wirklich gelingt.

«Fräulein Schwester!» nennt er mich und setzt sich mit übereinandergeschlagenen Beinen auf das Fussende seines Bettes, um die Kurve zu studieren.

«Sehen Sie, das Zeichen des Lichtbades zum Beispiel mache ich im Leipziger Spital so.»

Wie ich die fraktionierte Magenausheberung seines Nachbarn aufschreibe, diktiert er mir die ganze Geschichte, kann es aber nicht unterlassen, eine Unmenge verzwickter Fremdwörter zu gebrauchen, um sich an einer eventuellen Verlegenheit der «Fräulein Schwester» weidlich zu ergötzen.

Das Anlegen seiner Verbände überwacht er mit einer peinlichen Genauigkeit, ohne ein Wort zu sprechen. Erst wenn er fix und fertig verpackt ist, prüft er die Schönheit des Verbandes und vergleicht sie mit der Zweckmässigkeit.

Diese harmlosen Neckereien erfrischen mich und ich gehe trotz des ewigen Examens gerne zu ihm. Bald ist er der gestrenge Herr Lehrer, bald der kleine Schlingel, der nach Schokolade bittet.

«Man sollte Sie wirklich verwöhnen können,» muss ich ihm heute gestehen.

«Ja, das meine ich auch. Aus diesem Grunde hege ich für mich selber geradezu väterliche Gefühle und kann mir nie Liebes genug erweisen.»

Abends sitzen wir wieder bis spät in der Nacht in unserm Zimmer. Wir haben in der Kantine frisch eingetroffene «französische Erbschaften» fassen können. Das muss gefeiert werden.

«Ich habe gehört, dass du für Juchnow vorgesehen bist und schon in allernächster Zeit dorthin kommen sollst,» eröffnet mir Elisabeth, die mit unserm Expeditionsleiter im Operationssaal zusammenarbeitet, also aus frischer Quelle schöpft.

Ich freue mich und denke dennoch betrübt an den Abschied von all den Menschen, die ich lieb gewonnen habe.

«Wieso brauchen sie in Juchnow eine Schwester?»

«Rosmarie hat Diphtherie, Hedi Gasvergiftung. Das sind die einzigen von uns, die dort helfen.»

Ich verwünsche die ganze Schweizergarde, die sich heute Abend wieder einmal in unsrer Bude häuslich niederlässt. Wie gerne möchte ich schlafen, wie sehne ich mich nach dem Bett. Seit einiger Zeit spüre ich eine bleierne Müdigkeit. Und wenn ich abends ein bisschen länger aufbleibe, muss ich es am folgenden Tag büßen.

Doktor Sachs bleibt mein müdes Aussehen nicht verborgen.

«Ich halte es einfach nicht mehr aus,» klage ich ihm. Erst neckt er mich, dann fügt er tröstend bei:

«Fräulein Schwester, ich gebe Ihnen einen guten Rat. Schlafen Sie mittags ein halbes Stündchen und abends verkriechen Sie sich zeitig in die Federn. Dann fühlen Sie

sich gleich wieder besser. Auch ich kann ‚Überstunden‘ nicht mehr ertragen. Ich werde eben alt!»

Er lächelt verschmitzt:

«Wissen Sie, wir müssen wieder einmal ein kleines Fest feiern. Das bedeutet eine kleine Pause, eine kleine Stärkung. Der Mensch verlangt nach einem Ausgleich und hier ganz besonders.»

«Herr Oberarzt, in zehn Minuten werden Sie am russischen Kamin erwartet.»

Und wieder findet ein kleiner Abendhock statt. Der Chef hat Glühwein brauen lassen. Auch die Offiziere Schmidt und Harsing sind eingeladen worden. Wiederum ist keine Möglichkeit, früh ins Bett zu gehen.

Unser zehn sitzen wir um den runden Tisch im lächerlich kleinen Raum, der sonst für die Vorbereitungsarbeiten der Küche dient.

Wie gemütlich ist es, plaudernd bei dem warmen Herd zu sitzen.

Die heutige Gesellschaft ist sehr gemischt. Auch kennt man sich untereinander zu wenig. Ausser den beiden Offizieren und mir sind alles Ärzte, die das Fachsimpeln nicht lassen können.

Es bilden sich drei Grüppchen. Mit einer riesigen Kelle schöpfe ich den stark verdünnten Glühwein und schenke ihn – über die Finger – in die hingehaltenen Gläser.

Der Oberarzt spricht eifrig auf meinen Chef ein, der von Zeit zu Zeit sein altes «Elsa, mein Sonnenschein» über den Tisch schallen lässt. Leutnant Schmidt neben mir palavert in seinem rasch gesprochenen Berlinerndialekt. Ich aber hätte gar zu gern dem Gespräch des Oberarztes gelauscht. Seine leichten, getragenen Bewegungen beim Erzählen, dazu die sprechende Physiognomie des scharf geschnittenen Gesichts sind faszinierend.

Der kleine Leutnant führt sich heute als rechter Störefried auf. Als ob er meine Gedanken und mein Sinnen errate und die teuflische Lust verspüre, mich durch seine

Einmischung vom Oberarzt abzulenken, redet er fortwährend auf mich ein.

Ein Assistenzarzt trägt Schillers Glocke in den bekannten Variationen vor. Er erntet nur höflichen Beifall. Kaum hat er geendet, bilden sich die Grüppchen von Neuem.

Wie mein Chef hinausgeht, nehme ich behend seinen Platz ein und kann nun ungestört den Oberarzt beobachten. Ich liebe es, mich in ein schönes Gesicht und in schöne Bewegungen vertiefen zu können und den wirklichen Menschen zu suchen.

Die ein bisschen spöttisch blickenden, feurigen Rasputinaugen Leutnant Schmidts, die wie zwei glühende Kohlen auf mich gerichtet sind, stören an diesem Platz weniger.

Mein Chef kehrt zurück und setzt sich neben mich.

«Ich weiss,» fährt der Oberarzt zu ihm gewendet fort, «dass es an der Zeit wäre, mich zu verheiraten. Bis jetzt konnte ich nicht daran denken.»

«Wie alt sind Sie?» erkundigt sich mein Chef.

«33. Aber Sie wissen ja, wie lange die Assistenzzeit dauert. Dazu war ich immer vollauf beschäftigt. Na, ja, 's wird schon einmal werden!» – Der Ausspruch klingt wie eine demnächst auszuführende Operation. – «Es ist auch nötig, sonst werde ich leicht zu alt.»

Natürlich kann es mein Chef nicht unterlassen, von der kostbaren Erbmasse zu sprechen, die nicht unweitergegeben ins Grab wandern darf.

33 Jahre alt ist er, der Oberarzt, und spricht vom Heiraten wie von einer unangenehmen Pflicht. Verwunderlich! Die meisten deutschen Soldaten, mit denen ich an der Front bisher zusammenkam, haben im Alter von 27 Jahren zwei Kinder, mit 22 sind sie verheiratet und als 19jährige sind sie verlobt.

Schon zweimal hat mich mein Chef sanft auf meinen Sessel zurückgedrückt. Plötzlich wird mir bewusst, wie spät es schon ist, und ich mache eine impulsive Bewegung. Sofort erhebt sich der Oberarzt – ich weiss ihm Dank dafür –

und der ganze Tisch folgt ihm. Er verabschiedet sich kurz von allen.

Nachdem ich einigermaßen Ordnung geschafft habe, gehe ich durch die Gänge hinaus ins Freie, meiner Behausung zu. Im Dunkeln fasst mich jemand am Arm.

«Wohin des Wegs, Fräulein Schwester?»

«Heim.»

«Wo sind sie zu Hause?»

«Dort, wo das blaue Lichtlein brennt,» erwidere ich und deute mit der Hand auf eine schwach beleuchtete Stelle am gegenüberliegenden Gebäude.

«Das Lied vom blauen Lichtlein,» sagt er fast feierlich in die Nacht hinaus und will mich küssen.

«Weshalb nicht?» fragt er und lässt die Arme sinken.

«Verwöhnen Sie mich jetzt! Sie wollten es doch!»

«Aber nicht so.»

«Wie wollen Sie es denn tun?»

«Man müsste sich als Mensch finden, sich seelisch näherkommen.»

Eine Traurigkeit will in mir aufsteigen. Sich seelisch näherkommen, gibt es das hier?

«Sie frieren, Herr Doktor, so ohne Mantel. Soll ich ihn holen? Wollen wir ein bisschen spazieren?»

«Ja, tun Sie das. Nachher bummeln wir durch die Nacht.»

Er macht eine rasche Bewegung, kehrt sich aber sofort wieder um, lacht und will mich neuerdings an sich ziehen.

«Wie fanden Sie den heutigen Abend?» versuchte ich das Gespräch in weniger gefährliche Bahnen zu lenken.

«O, ganz nett.»

«Es waren zu verschieden geartete Menschen beisammen. Sie haben zwar die Gabe, sich anzupassen,» rühme ich ihn und ärgere mich über die Lüge, denn ich bin vom Gegenteil überzeugt. Ein rein männlicher Typ kann sich nicht anpassen. Ihm sieht Wissenschaft an erster Stelle, Beruf und Arbeit an zweiter, Sport an dritter, und wenn

ihm ein bisschen Zeit verbleibt, sucht er ein Abenteuerchen mit einer Frau.

«Ja,» antwortet er selbstbewusst, «das muss man können.»

«Mir gelingt es nicht. Im Umgang mit den Patienten, ja, aber sonst bricht immer wieder mein Ich durch. Es ist für mich ungemein schwer, den Kontakt mit andern Menschen zu finden.»

Sanft nimmt er meine beiden Hände und berührt sie leicht mit den Lippen. Eine Geste, deren Zartheit ich liebe.

Oberarzt Sachs muss reisen. Zuerst kommt er zur Krankensammelstelle, hernach in die Heimat. Ich erneuere ihm noch schnell den kleinen, beinahe berühmt gewordenen Verband über den Furunkel an der Hand. Nachher schiebe ich ihm nebst Zeitungspapier eine Rolle Toilettenpapier unter den Arm. Sich um einen Menschen kümmern, das nenne ich verwöhnen ! Ob er das nicht einsehen kann?

«Habe ich Sie nun nicht verwöhnt?» frage ich.

«Ein bisschen,» erwidert er. «Im Anfang von etwas Schö-nem liegt stets schon das Ende.»

«Das ist gut. Da bleibt die ungetrübte Erinnerung.»

Meine zweitletzte Ovo-Sport lasse ich in seinen offenen Koffer gleiten und gebe dem Scheidenden das Geleit bis zur Tür.

«Leben Sie wohl! Vielleicht sehen wir uns wieder einmal ... in der Schweiz,» rufe ich ihm nach.

Er lacht zurück und geht raschen Schrittes davon.

Draussen krachen ein paar Bomben, donnert die Flieger-abwehr.

Einige junge russische Mädchen fliehen ängstlich in den dunkeln Baderaum, wo sie Schutz zu finden glauben. Durch Zeichensprache machen sie mich verschüchtert auf die fallenden Bomben aufmerksam. Wie furchtsame Tiere drücken sie sich an die Wand. Der Angriff ihrer Landsleute jagt ihnen namenloses Entsetzen ein.

«Ich weiss wirklich nicht, was sie noch zusammenschlagen wollen,! sagt die Letiländerin. «Wenn nur die Schienen, die Eisenbahn verschont bleibt!»

Im Offizierszimmer schnappe ich die Worte auf:

«Jetzt kann es dem Oberarzt schlecht ergehen. Bahnhof und Eisenbahn sind stets am meisten gefährdet.»

Neben dem Sprechenden steht das leere Bett, das mich an den Weggegangenen erinnert. Jedesmal, wenn ich daran vorbeischreife, glaube ich seine tiefliegenden, blaugrauen Augen wieder zu sehen, die bald herzlich und weise, im nächsten Augenblick aber schon spöttisch und foppend dreinblicken konnten.

Ich gehe auf die kleine Treppe hinaus. Auch diese Türe, die beim Schliessen so lustig kreischt, erinnert mich an ihn. Selbst die nun mächtig klirrenden Fenster, die schon längst mit Zeitungstreifen und Leukoplast überklebt sind, scheinen mir von dem Weggegangenen zu sprechen.

Es ist ein scheussliches Gefühl, einen Bekannten, den man vor kurzem noch in Fleisch und Blut vor sich sah, nun fallenden Bomben ausgesetzt zu wissen.

Doch schon bin ich nicht mehr allein. Mein Chef erscheint und fährt mich an:

«Sind Sie wahnsinnig? Wissen Sie nicht, was Bombensplitter anstellen können?»

Ich blicke ihn erstaunt an. Der Gedanke, wie gefährlich Bombensplitter sind, hat mich noch nie gestreift. Die andern Schweizer ebenso wenig. Zu allen Türen stecken sie die Köpfe heraus und sehen dem Luftkampf zu, wie wenn sich alles auf einer Bühne vor ihnen abspielen würde. Auch mein Chef scheint sich zu beruhigen, denn er verfolgt gespannt die Bahn der Leuchtkugeln, die wie Feuerwerk in der Luft herumtanzen.

Es ist merkwürdig: Wir Schweizer denken bei einer Bombardierung nie an uns selber. Das kommt bestimmt daher, weil uns noch keine Erinnerung an überstandene Lebensgefahr beeindruckt.

Wieder wird Abschied gefeiert. Der Assistenzarzt und ein Waffen-ss.-Hauptmann verlassen uns.

Der ss.-Hauptmann ist als eine Persönlichkeit gefürchtet. In Wirklichkeit aber ist er ein stiller, ausserordentlich geduldiger Mensch. Seine straffe Haltung, die viel Selbstbewusstsein verrät, verliert er keinen Augenblick. Heute komme ich zum erstenmal mit ihm richtig ins Gespräch. Noch drei andere Offiziere sind da, die sich miteinander unterhalten.

«Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann, als der Sanitäter Ihre Personalien aufnahm, bemerkte ich, dass Sie seine Frage nach der Konfession mit ‚gottgläubig‘ beantworteten. Mir schien, dass auch der Soldat Sie nicht richtig verstand, denn er musste Sie zweimal fragen, und ich sah an seinen Gesichtszügen, dass er etwas notierte, das er nicht begriff. Wie ist es gemeint, gottgläubig?»

«Ja, gottgläubig,» wiederholt er ernst. «Doch ohne Kirche, ohne Pfarrer, ohne Bibel. Dafür aber nach den strengen Regeln des Gewissens und den innern Gesetzen, die in uns verankert sind. Sehen Sie, Schwester, frei sein, heisst nicht tun dürfen, was wir wollen, sondern tun müssen, was wir sollen. Darin liegt ein grosser Teil der Religion.

Gewiss, die ss. gilt als die Elitetruppe unseres Führers. An einen ss.-Mann werden unerhörte Anforderungen gestellt. Nur Ausgesuchte kommen dazu. Es dürfen keine erblichen Belastungen, auch keine Selbstmorde in der Familie nachweisbar sein. Aus uns soll ein kerngesundes, starkes Volk erstehen.»

«Wie verhält es sich mit der freien Liebe?» wage ich zu fragen.

Er lächelt.

«Freie Liebe ist alltäglich. Eine werdende Mutter wird von unsern Gesetzen geschützt, auch wenn der junge Vater inzwischen fallen sollte. Das Kind wird seinen Namen tragen. Ebenfalls die Frau, selbst wenn sie noch nicht verheiratet waren. Treue ist Ehrensache. Das steht schon auf



dem Metallknopf des Militärgürtels, und sie gilt auch in solch einem Fall.

Die Vorschrift verlangt, dass ein 25jähriger ss.-Mann mit einer Gleichgesinnten verheiratet ist. Das ist auch ganz normal.»

Weiter spricht er von Eigensiedlungen, eigenen Schulen, eigenen Lehrern, von einem Aufbau, der eigentlich erst beginnt.

Spartanische Zucht und Lebensweise scheint das Ziel dieser Bewegung zu sein, die Ergebenheit und Pflichterfüllung dem Führer gegenüber zu einem Kult erhebt. Ihre Anhänger glauben sich berufen, den Kern eines neuen Deutschlands zu bilden.

Sollte es tatsächlich möglich sein, dass unzählige Menschen sich einem alles umschliessenden Gedanken bedingungslos und von sich aus unterwerfen und ihm zu folgen vermögen? Nach den Darlegungen des ss.-Hauptmanns umschlüsse dieser Gedanke alles Gute, Reine und Edle. Furcht betrachten sie als ihren grössten Feind.

«Der Jugend gehört die Zukunft», fährt er weiter, «in ihr leben wir fort. Für sie leben und kämpfen wir. Für sie sind wir zu sterben bereit. Das ist unsre Auffassung von der Wiederverkörperung des Geistes.

Aus der ss. kann man nicht mehr austreten. Nur ausgestossen kann man werden. Der Ausschluss macht ein Weiterleben unmöglich.

Religiöse und Stammesstreitigkeiten werden in der Bewegung nicht geduldet.»

Dann erzählt er mir von seinen zwei kleinen Mädchen. Er ist stolz darauf, dass ihnen Furcht unbekannt ist.

«Das liegt an der Erziehung. Viele Märchen und Spukgestalten machen das Kind befangen und furchtsam. Des Kindes Phantasie findet in natürlichen Dingen, die es nicht einschüchtern, sondern frei machen, mehr als genügend Beschäftigungsstoff. Furcht vor irdischen Dingen ist die erste Selbsttäuschung. In dieser Furcht wurzeln alle Hemmungen, die später Komplexe bewirken. Frei müssen die

Kinder heranwachsen, frei müssen sie sich entwickeln können, freie, ganze und tatkräftige Menschen sollen sie werden und gegen alles gewappnet sein. Ich freue mich an meinen beiden Mädels.»

Voller Vaterstolz leuchten seine Augen bei diesen Worten auf.

«Leider ist meine Frau furchtsam. Ich habe sie nie dazu bringen können, allein in einen dunkeln Keller zu gehen. Sie wird sich von ihrer Furcht nie befreien können, dazu ist es jetzt zu spät.»

Die Offiziere gesellen sich zu uns.

«Wie kommt es,» erkundigt sich der Assistenzarzt, der in der Feuerlinie Dienst tat, «dass die ss. prozentual am meisten Gefallene hat?»

Mit einem ruhigen, fast überlegenen Lächeln antwortet der Parteimann:

«Das kommt, weil die Jungens nicht daran denken – auch nicht daran denken dürfen –, sich zu schonen. Sie werden an die exponiertesten Stellen geworfen. Von ihnen erwarten wir alles. Unmögliches gibt es für uns nicht.»

«Die ss. wird also in die schwierigsten, nach unserer Auffassung sozusagen aussichtslosen Verhältnisse hineingestellt?» fasst der Arzt zusammen.

«So ist es. Die ss. bietet eine hundertprozentige Einsatzbereitschaft und -sicherheit.»

Das Gespräch wechselte auf Kriegserlebnisse hinüber.

«In Frankreich floh die Bevölkerung schon, wenn sie nur von uns hörte,» nimmt der Hauptmann den Faden wieder auf. «Ich habe auf den Landstrassen Flanderns Tausende von Frauen und Kindern gesehen, die sich mit ihrer armseligen Habe flüchteten. Ein tragisches Bild! Da begegnete mir eine Kutsche. Ich erkannte den Pfaffen des hinter uns liegenden Dorfes. Immer und immer wieder forderte er den Kutscher auf, die Pferde anzutreiben. Peitschenhiebe fielen auf die Pferderücken nieder. Hinten war die Kutsche mit Koffern, Säcken, Kisten und Möbeln beladen. Der

Seelenhirte jagte an all den bedauernswerten Flüchtlingen vorbei und dachte nur daran, seine werthe Person und seine Habe in Sicherheit zu bringen. Bei diesem Anblick übermannte mich eine solche Wut, dass ich den Revolver zog und den Drückeberger niederknallte. So ein Mistvieh hat kein Anrecht aufs Leben.»

Der Assistenzarzt schaut mich an:

«Gelt, wir Deutschen sind Barbaren?»

«Wir sind der Auffassung, dass in Zeiten der Not ein Geistlicher bei seiner Gemeinde ausharren und nicht an seine eigene Rettung denken soll,» spricht der Hauptmann weiter. «Von einem Geistlichen wird das gleiche verlangt, wie von einem König oder von einer führenden Persönlichkeit. Bismark, der letzte grosse Berufene des verflrossenen Jahrhunderts, sagte einmal: ‚Ein König kann auf den Stufen seines Thrones sterben, aber abdanken kann er nicht!‘ Genau so verhält es sich mit einem Geistlichen: Davonlaufen kann er nicht. Tut er es, so ist es eines Amtes unwürdig. Möchten Sie etwas fragen?»

«Eigentlich sehr viel, aber vor so viel Menschen geht es nicht gut.»

Bereitwillig erhebt sich der ss.-Hauptmann.

«Gehen wir ein bisschen abseits.»

Mich quälen all die Schauergeschichten, die man vom Bodensee bis zum Lago Maggiore, vom Genfersee bis in die Bündnerberge hört. Ich möchte mir, wenn nicht Gewissheit verschaffen, so doch ein möglichst objektives Bild machen können.

«Ist es wahr, dass Kinder, die der Hitlerjugend angehören, den Eltern den Gehorsam verweigern dürfen, wenn die Partei es will? Dass eine Mutter ihr Kind nicht züchtigen darf, wenn es die Uniform trägt? Ich habe einst gehört, dass ein siebenjähriger Bengel, der im braunen Hemd steckte, von der Mutter aufgefordert wurde, einige Kommissionen zu besorgen. Der Junge weigerte sich. Die Mutter versetzte ihm eine Ohrfeige. Da verklagte er die

Mutter bei der Partei, die ihn in Schutz nahm und die Mutter zu einer empfindlichen Strafe verurteilte.»

Hell lacht er auf.

«So ein Blödsinn! Welches Land auf Erden begegnet der Mutter und der Frau mit grösserer Ehrfurcht als Deutschland? Beruhigen Sie sich. Bei uns ist so etwas gewiss nicht vorgekommen. Sonst noch etwas?»

«Ja.»

Ich weiss nicht recht, wie ich sagen soll, was mich bedrängt. Eine Wut auf mich selber erfasst mich, weil ich wirklich nicht mehr ganz sicher bin, ob ich nicht dem Einfluss irgendeiner Propaganda unterlegen bin.

«Reden Sie nur ungeniert. Wir sind ja ganz unter uns,» versucht er mir zu helfen, als er mein Zögern bemerkt. «Ich bin gerne bereit, Ihnen offen und wahrheitsgetreu auf alles zu antworten.»

«Wie verhält es sich mit den Zuchtanstalten, die sich besonders an der Grenze zur vollen Blüte entwickelt haben sollen! Ich habe seinerzeit vernommen, dass eine Deutsche ihrer Schweizerfreundin, die sie zu besuchen gedachte, meldete, sie möge an dem vorgesehenen Tag nicht kommen, da Begattungsabend sei.»

Er platzte laut heraus.

«Und die Vergasung von Kriegskrüppeln, die durch einen Tunnel fahren?»

Eine unbeschreibliche Wut packt ihn.

«Lüge, nichts als Lüge! Das erzählt man sich bei euch? Und ihr glaubt an Ammenmärchen und jüdische Hetzlügen? Ihr glaubt wirklich daran? Nur Hass kann solche Lügen gebären. Der Deutsche kann nicht hassen. Der Deutsche ist auch kein Diplomat ... leider! Er verhüllt nichts. Die Juden haben wir vertrieben, weil sie das schmarotzende Ungeziefer unsres Volkes waren und unsern Untergang bedeuteten. Viele von ihnen sind in die benachbarten Länder oder übers Meer geflohen. Sie rächen sich nun, indem sie furchtbar grausame Lügen über das deutsche Volk austreuen. Sie wollen, dass uns die ganze Welt hasst.

Sehen Sie, Schwester, Verrat ruft immer nur Verrat hervor, Aufruhr stets wieder Aufruhr, Hass nur neuen Hass und Rache wieder Rache. ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘, sagen die Juden. Die Revolution, die der Ewige Jude seit Jahrtausenden anzuzetteln verstand, waren Racheakte.

Mit Recht wurde darauf hingewiesen, dass auch die jüngsten Revolutionen der Welt, die russische und die spanische, nichts als jüdische Racheakte sind.

Nein, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: Zuchtanstalten existieren in Deutschland nicht. Dafür steht uns die Frau viel zu hoch. Kein anderes Volk verehrt die Frau wie wir.

Und die Vergasung von Kriegskrüppeln ist ebenfalls eine grandiose Lüge. Der deutsche Soldat wird nicht hinterher von seinem eigenen Volk erdrosselt ! Solche Behauptungen sind erlogen.

Dass wir Irrenhäuser auf humane Weise räumen mussten, ist klar. Und das geht ganz in Ordnung. Geistige Krüppel erlösen wir von ihrem nutzlosen und auch für ihre Umgebung qualvollen Dasein, Kriegskrüppel aber sind uns heilig. Ich vermute, dass dies im Ausland verwechselt wird.

Glauben Sie solchen Lügen nicht, Schwester. Ich kann Ihnen auch versichern, dass für meine Frau und meine Kinder gesorgt wird, während ich an der Front stehe. Der nationalsozialistische Staat tut für seine Kämpfer, was er nur kann!»

Der ss.-Hauptmann und der Frontarzt sind fori. An ihre Stelle sind sieben neue getreten, darunter vier, die von den Sanis mitsamt der eigenen Ausrüstung hergeschleppt worden sind. Vornüber geneigte Gestalten sind es. Ihr Gang ist langsam, beinahe unsicher. Das Gesicht grau, die Züge schlaff, ausdruckslos, die Augen trüb, mit einem Wort, richtige Jammergestalten! Alles tut ihnen weh. Von Kopf bis zu Fuss müssen sie untersucht werden, ohne dass sich ein bestimmtes Leiden feststellen lässt. Trotz Isazen und dreimal täglich einer Dosis Karlsbadersalz nebst Ein-

lauf hat einer von ihnen keinen Stuhlgang. Welch komischer Zustand! Was soll man mit solchen Helden bloss beginnen? Dynamitsuppositorien kann man ihnen doch nicht gut geben !

Sobald die Rede auf ihre Rückkehr zur Truppe kommt, beschwören sie hellseherisch einen Rückfall all ihrer Leiden herauf.

Im ersten Zimmer liegt ein junger, 25jähriger Leutnant. Ein lieber Mensch ! Rasch sind wir gute Kameraden geworden. Weil ich vergass, vor der so sehr geliebten fraktionierten Magenausheberung nüchtern den Magensaft auszupumpen, muss ich mein Sondierungswerk wiederholen. Ich wage es fast nicht, die Hiobsbotschaft dem Leutnant mitzuteilen. Es verschlägt mir direkt die Rede, als er sich freiwillig dazu anbietet, bevor der Chef etwas von meiner Vergesslichkeit erföhre. Die Sonde schluckt er ganz allein, und ich kann nicht umhin, ihn in allen Tonarten zu rühmen und als den Helden des Tages hinzustellen. Ein paar Tränen fallen freilich in die Schale, aber über diese Wasserlein müssen wir herzlich lachen. Beide sind wir überzeugt, dass einzig die unwillkürlich arbeitenden Muskeln sie erpresst haben.

Er ist mein Privatsekretär geworden und schreibt auf Tod und Leben Briefe. Ich komme ja doch nicht dazu, und meine Leutchen in der Schweiz warten auf ein Lebenszeichen.

Nachdem ich ihm einige oberflächliche Angaben gemacht habe, drückt er auf seinen «Seelenknopf» und schaltet die entsprechende Platte ein. Heute muss er zum Beispiel einer jungen, noch ledigen Bündnerin schreiben. Ich stelle sie ihm als eine kleine Zigeunerin dar, und schon schießt er los, ungehemmt, was ihm gerade durch den Kopf fährt. Ich vermute sogar, dass er sich für diese Unbekannte regelrecht begeistert. Hernach schreibt er einer etwas älteren Freundin, die den Beruf einer Innenarchitektin ausübt. Dieser Brief gibt ihm zu schaffen. Ich sehe ihn am

Federhalter kauen, dann wieder im Tintenfass stochern. Jedesmal, wenn ich bei ihm vorbeigehe, muss ich die Natürlichkeit meiner Freundin betonen. Wahrscheinlich müht er sich mit poetischen Ergüssen ab, die nicht zu schwärmerisch klingen dürfen, gleichwohl aber über dem Alltag stehen sollen.

Nur eines kann er nicht begreifen, dass er meinen Namen als Absender auf der Rückseite des Umschlages hinsetzen soll, damit die Ankunft des Briefes auch sichergestellt ist, da der Schweizer Kurier unsre Post mitnimmt. Seine Briefe hingegen müssen immer erst etliche Zensurstellen passieren.

Ich sehe, dass ich ihm seinen Willen lassen muss. Er freut sich so unbändig auf eine eventuelle Antwort, auf einen Briefwechsel mit Unbekannten. Wie ein Bub erscheint er mir, und mich gelüstet, mit beiden Händen durch seine geraden, strähnigen Haare zu fahren.

### Erster Advent !

Ich habe eine scheussliche Nacht hinter mir. Kreuzstechen, Bauchschmerzen und Kopfweh zwangen mich, bereits um zehn Uhr die kleine Gesellschaft am russischen Kamin zu verlassen.

Ich will nicht krank werden ! Die Zeit, die ich hier verbringen werde, ist zu kurz bemessen, als dass ich mir diesen Luxus gestatten dürfte. Die ganze Nacht war mir bald heiss, bald kalt, dazu quälte mich ein unerträgliches Stechen. Am Morgen zeigt das Thermometer 38,1. Dennoch gehe ich an die Arbeit. Ich will nicht krank sein! Die Soldaten müssen auch weiterkämpfen, auf ihrem Posten ausharren. Ich beisse auf die Zähne und lasse schweigend Elisabeths geharnischten Vortrag über mich ergehen, die sich dem Anschein nach für mich verantwortlich fühlt. Tatsächlich meldet sie es «Papa». Die Folge ist, wie vorauszusehen war, dass ich nachmittags ins Bett muss

Dennoch bleibt mir die Erinnerung an den ersten Advent mit den schmückenden Tannenästlein, mit den weissen Tüchern auf allen Gangtischen. Die ganze Atmosphäre ist erfüllt von ... festlichen Gedanken. Die Russen freuen sich wie Kinder. Manch altes Weiblein, das sich noch der früheren Zeiten erinnert, zieht heimlich sein Taschentuch hervor.

Und nun liege ich im Bett und schicke Weihnachtsgrüsse in die Schweiz. Ich bin nicht krank ! I wo! Fein ist es, ein bisschen Zeit für sich zu haben. Seitdem ich hier bin, passiert mir das zum erstenmal.

«Der Schrumpfgermane», der Oberstabsarzt unseres Lazarettes, besucht uns, denn auch Heidi liegt mit hohen Fiebern im Bett.

Schrumpfgermane – ein prachtvoller Name für diesen etwas unteretzten, ledrigen und ... eben zusammengeschrumpften Menschen. Der Name stammt übrigens von meinem Chef. Den richtigen Namen kenne ich nicht.

Nun, Schrumpfgermane macht es sich zur heiligen Pflicht, persönlich den Schweizerinnen ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen, obschon in der Schweizermannschaft ein Mediziner als unser Arzt bestimmt ist.

Heidis Bräutigam, ein Schweizerarzt, ist auf dem andern Bett eingeschlafen und erwacht erst, als der Schrumpfgermane seine Braut auskultiert.

Einmal still liegen können, aller Hast und allem Trubel entflohen sein, das war schon lange mein heissester Wunsch. Aber es verstreicht keine einzige halbe Stunde, ohne dass wir gestört werden. Russenfrauen bringen Essen, Besuch erscheint, oder es irrt sich jemand in der Tür.

Ich würde so gerne vor mich hinträumen, in Gedanken noch einmal all meine Erlebnisse der letzten Zeit durchgehen. Diese sechs Wochen sind wie ein zu rasch abrollender Film an mir vorübergeflogen. Ich konnte nur einen einzigen tiefen Atemzug tun und mich dann kopfüber ins Wasser stürzen, wo ich die Luft so lange zurückhalten musste, dass ich nun erschöpft hier liege.



Es tut gut, einmal von der täglichen Hetze ausgeschaltet zu sein. Ich glaube nicht, dass ich noch mehr in mich aufnehmen könnte. Das Fass ist voll, zum Überlaufen voll. Es ist Zeit, alles Aufgenommene zu verarbeiten.

Den ganzen Tag ist ein Besuch nach dem andern gekommen. Dr. E., ebenfalls ein Schweizer, hat Oberarzt Sachs auch gekannt. Er will zu erfahren suchen, was er treibt und es mir dann mitteilen. Als Entgelt muss ich ihm Bratkartoffeln auftreiben.

«Aber wissen Sie,» setzt er in seiner aufbrausenden, temperamentvollen Art hinzu, «dass er mir an seinem Abschiedsabend sagte, ich solle nun Prophet in der Schweiz sein, mein Typ sei doch ganz germanisch! Solche Menschen sind für mich auf der Stelle erledigt.»

In seiner Stimme schwingt eine masslose Drohung, als müsste sich dadurch auch mein Nationalgefühl auflehnen und den Träger einer solchen Gesinnung schleunigst verdammen. Einen Stich gibt es mir. Taktlosigkeiten kann auch ich nur schwer ertragen. Traurig stimmt mich der Beweis dieses engen und einseitigen Sinnes eines Wesens, das dem äussern Anblick nach mit reichen Geistes- und Gemüts Gaben bedacht worden war. Aber vielleicht war es auch nur ein Spass Sachs, weil er wusste, wie schnell unserm kleinen Doktor das Blut in den Kopf steigt.

Auch unser Sanitäter hat mich besucht und mir mit seinem Palaver die Zeit zu kürzen versucht. Von einem Unteroffizier, der nichts anderes zu tun hat, als Todesnachrichten nach Deutschland zu senden, erzählt er mir:

«Die Sache ist höchst einfach. Die Formulare sind bereits vorgedruckt und lauten immer ähnlich: ‚Als Held im Dienst für das Vaterland gefallen!‘ Er braucht die Zettel nur noch mit den Namen zu versehen. Der ganze Dienstzweig ist nichts anderes als eine Massenabspeisung der Hinterbliebenen.»

«Und wenn die Angehörigen nun noch Näheres wissen möchten?»

«Dann schickt der Feldprediger ein paar tröstende Worte.»

«Aber es ist doch vollkommen ausgeschlossen, dass er wissen kann, wie jeder fiel?»

«Was hat das zu sagen? Der Zweck heiligt die Mittel. Die Hinterbliebenen halten sich an des Feldpredigers Worte. Ein persönlich gehaltenes Schreiben lässt sie ihren Verlust leichter tragen. Sie erfahren, dass der Sohn oder der Vater nicht auf dem Schlachtfeld verblutete, sondern in guter Obhut war und sanft entschlafen ist. Zu wissen, dass der Gefallene nicht durch Partisanenhände fiel, sondern als Held sein Leben fürs Vaterland gab, ist ihnen eine Beruhigung. O, Schwester, heute nimmt man es mit solchen Sachen nicht mehr genau. Futsch ist futsch und hin ist hin!»

Das Fieber ist gefallen, und ich habe die Arbeit wieder aufgenommen. Anderthalb Tage musste ich aussetzen. Das lässt sich noch verantworten. Nur fühle ich mich müde und schwach.

Morgen soll ich in ein Feldlazarett auf die chirurgische Abteilung kommen. Von morgen an sehe ich all die Gesichter, die mich nun sechs Wochen lang umgaben, nicht mehr.

Ich reisse mich zusammen und unternehme mit dem engen «Familienkreis» meinen letzten Mittagsbummel. Hänschen, der blasse Unterfeldarzt aus Blumau, ist inzwischen auf unsere Station gerutscht. Er ist ein lieber Kerl, hilft, wo er nur kann, auch uns Schwestern. Und weil er in Bern geboren wurde und dort seine ersten Lebensjahre verbracht hat, ist er mir doppelt lieb geworden. Auch mein «Bruder», der sich inzwischen mit Hedi befreundet hat, kommt mit unserem Chef. Hedi macht es, wie sie es in den letzten Wochen stets getan hat: Sie unterbricht ihren Schlaf und nimmt an unserer Freiluftatmung teil.

Zu fünft ziehen wir los. Erst geht es den Hügel hinunter in das Tal des Todes, wie wir diese Gegend schon vor einiger Zeit getauft haben, denn in dem schmalen Bachbett,

das jetzt zugefroren ist, liegen massenhaft russische Stahlhelme. Sie sprechen Bände über die im Juni stattgefundenen Kämpfe. Die meisten sind von Kugeln ganz durchlöchert. Ich mag mir keinen als Erinnerung mit heimnehmen, wie Hedi es tut. Lieber möchte ich etwas Schönes. Im tiefsten Elend Schönheiten sammeln wollen, klingt das nicht paradox?

Nun steigen wir wieder die Höhe hinauf und gehen unsern gewohnten Gang, ostwärts einem Föhrenwalde zu. Wieder kommen wir an den herunterhängenden Telephondrähten und an ein paar primitiven Holzhütten vorbei. Hier oben erinnert nichts an den Krieg. Wir sehen, soweit das Auge reicht, Ebenen und Wälder. Unten rechts fließt in zwei grossen Windungen träge der Dnjepr. Die gegenüberliegende Uferseite steigt ziemlich steil empor. Auf ihrem Höhepunkt erhebt sich, gleichsam urmächtig und unzerstörbar, die Kathedrale von Smolensk. Ihre Kuppeln scheinen eine Nachbildung des Himmelsdaches zu sein und entführen mich in den Orient. Orthodoxes Mysterium entströmt ihrem Anblick. In unerschütterlicher Ruhe wartet sie auf die Wiederkehr der alten, tieffrommen Gläubigen. Die rote, von den Tataren erbaute Stadtmauer, die nicht weit von der Kathedrale schützend die Häuser umschliesst, gewahre ich von hier aus fast nur noch als einen Punkt!

Diese Aussicht liebe ich. Dieser kurze Augenblick gehört zu den ganz seltenen Andachtsstunden, die mir die Arbeit gönnt.

Mütterchen Russland! – Eigenartig, dass ich in solchen Augenblicken andächtig niederknien möchte.

Hier empfinde ich beinahe greifbar das Russland, das ich in Dostojewskis Büchern kennenlernte. Mehr noch: Es ist etwas Urverwachsenes, das im tiefsten Unterbewusstsein erwacht, aufsteigt und – eine unendliche Sehnsucht in mir zurücklassend – sich wieder verflüchtigt.

«Wir sollten versuchen, das Gefühl für die Eigenart jedes Landes stets in uns gegenwärtig zu haben. Dann gäbe es

weniger Hass unter den Völkern,» sage ich zu meinem «Bruder», der an meiner Seite geht.

«Und wir würden die Welt in ihrer Ganzheit begreifen, und sie nicht mehr zerstückeln und zerschlagen wollen,» ergänzt er.

Es erstaunt mich, solche Worte aus einem deutschen Munde zu vernehmen. Ist das nicht ein Beweis, dass in allen Menschen ein grosses Gefühl für eine Ganzheit vorherrscht, dass sie sich da sicher finden und einig werden können? Doch nur hervorragende Meister konnten aus dieser Ganzheit heraus schöpfen und in der Sprache der Unsterblichkeit an das Unendliche mahnende Werke gestalten.

Ein Weilchen schreiten wir stumm nebeneinander dahin. Jedes hängt selbstvergessen seinen Gedanken nach. Dann erzählt er mir von seinem Zuhause.

Ein paar Schritte vor uns steckt Hedi dem Hänschen Schnee in den Halsausschnitt. Er rüttelt und schüttelt sich und schwört ihr Rache. Der Chef steht dabei und hält sich den Bauch vor Lachen.

«Warte, wir kommen zu Hilfe!»  
Bumbs!

Uns verschlägt es den Atem. Ganz verduzt schaue ich in das noch verduztere Gesicht meines «Bruders» neben mir, der genau wie ich, nur noch mit dem Kopf aus einer Grube ragt. Wie hätten wir es verhindern können? Der Schützengraben, der uns soeben verschlang, war mit Schnee überbrückt gewesen.

«Lacht doch nicht so blöd! Helft uns lieber aus dieser vertrackten Grube heraus!» rufen wir einstimmig.

Vor Lachen kommen die andern aber nicht dazu, Nächstenliebe walten zu lassen.

«Stand das in eurem Programm?» höhnen sie. «Auf alle Fälle, wenn ihr es abgemacht habt, dann hat es geklappt!»

Mit den Händen schaufeln wir den Schnee bis zum Grabenrand weg und kriechen zappelnd das Bord hinauf.

Kaum stehen wir fest auf den Beinen, geht die Jagd los. Mein «Bruder» stürzt sich auf Hänschen. Hedi hört aber nicht auf, ihn mit Schnee zu waschen. Ich sehe, dass des blassen Hänschens Wangen rosig werden. Tapfer schlägt er mit beiden Armen um sich. Zwei gegen einen? Nein, und ich eile ihm zu Hilfe. Der Chef stürzt ebenfalls herbei.

«Wir jagen die beiden Angreifer in das Tal des Todes. Dort unten werden die Plagegeister tüchtig vermöbelt.»

Nichts ahnend um die Verschwörung, die sich um sie zusammenzieht, lassen sie sich eine Weile von uns treiben, über Stock, Stein und Strauch, hinab in das Tal des Todes. Wir stolpern über Helme, fallen in den Schnee, springen wieder auf und verfolgen die beiden.

Mein Atem geht mühsam. Der Abstand zwischen meinen Verbündeten und mir wird immer grösser. Ich beisse auf die Zähne und schleppe mich nach. «Was will ein müder Körper gegen einen frischen Geist ausrichten?» philosophiere ich keuchend.

Da – spurlos sind die beiden verschwunden. Soeben rannten sie um eine Biegung und nun scheint sie der Erdboden verschluckt zu haben. Ich kann ein bisschen aufschnaufen. Doch schon ruft mein Chef:

«Elsa, mein Sonnenschein, wir werden von oben bombardiert. Die beiden sind auf dem Hügel. Wir stürmen ihn! Angriff! Los!»

Nun muss ich noch diesen Hügel stürmen! Doppelter Kampf: Kampf gegen den Körper, der nicht mehr mitmachen will, Kampf gegen die Hügelverteidiger.

Doch ich gehöre auch zu den Verschworenen. Also, los!

Mein Chef steht im schönsten Trommelfeuer. Der herrlichste Schneemann ist aus ihm geworden. Er scheint wahre Bärenkräfte mobilisiert zu haben und wehrt sich erfolgreich gegen die Übermacht. Dazwischen lacht er, und seine tropfende, schelmische Himmelfahrtsnase zeigt lustig den Hang hinauf, über den Lawinen niedergehen. Wir umgehen den Hügel. Von allen Seifen rücken die Angreifer

vor. Mit Schnee werden wir empfangen. Ganze Lasten fallen auf uns nieder.

Hurra! Oben sind wir! Der Nahkampf beginnt. Alles wirbelt durcheinander, so dass man einen Augenblick lang nicht mehr weiss «Which is which», ob man einen Freund oder einen Feind ergreift. Schliesslich muss sich der Gegner in einem Schützenloch ergeben, fauchend, beschwörend und schimpfend zugleich.

Fröhlich und frisch kehren wir zur Arbeit zurück. Ich zwar mehr fröhlich als frisch.

Am folgenden Morgen nehme ich Abschied von all meinen Bekannten: Vom Professor, von meinem «Bruder», von Hänschen, vom Chef, vom Schrumpfermanen und von all meinen Patienten, den Schwestern und den Russen.

Die Leitländerin fällt mir weinend um den Hals, küsst mich und schluchzt wortlos. Pavelitsch ruft mir ein «Doswidania» zu und lacht nicht.

Als der Abschied überstanden ist, atme ich auf, denn die Trennung ist mir schwergefallen. Auf diese Menschen habe ich mich verlassen können.

Nun stehe ich wieder allein. Was wird mir die Zukunft bringen?

Juchnow habe ich durch den Bettarrest verpasst.  
Ich komme ins Feldlazarett 606.

### III.

#### Im Feldlazarett 606

«Was soll ich von meinem neuen Standort berichten?» schreibe ich zwei Tage nach meiner Versetzung ins Tagebuch und fahre fort:

«Vom Widerstand der Sanitäter gegenüber einer Schwester? (den Feldlazaretten ist sonst kein weibliches Personal zugeteilt.) – Oder soll ich von dem Verletzten mit der Schusswunde am Oberarm erzählen, der nach der Extension im Gang beinahe kollabierte, so dass wir in Hast und Aufregung Spritze und Spritzmittel zusammensuchen mussten? – Von den vielen eitrigen und stinkenden Wunden? – Von dem Verwundeten mit dem zertrümmerten Ellbogen, in dem das Nest einer gramselnden Madenfamilie entdeckt wurde? – Von den schwindsüchtig aussehenden Knabengesichtern? – Von den in Fiebern Phantasierenden? – Vom herzerreissenden Stöhnen der Amputierten? – Von Gasbrand und Nachblutungen, die so häufig sind?

Es ist trostlos hier. Viele Verletzte liegen splitterackt im Bett, weil die Hemden fehlen.

Zehn bis zwanzig warten den ganzen langen Tag im Gang vor dem Operationssaal auf ihre Versorgung.

Ich weiss nicht, wie ich mich durchschlagen soll. Die vielen Zimmer sind mit fahlen Elendsgesichtern vollgestopft.

Drei Tage bin ich im Feldlazarett, und schon packt mich das Unwohlsein wieder.

Ein Ruhrlein !

Nun, das ist hier eine Alltäglichkeit.

Ein Ruhrlein ist schrecklich! Wie muss da erst eine regelrechte Ruhr sein? Wie halten es die Soldaten aus, die wochenlang davon befallen sind?

Bauchgrimmen, Kreuzstechen, Durchfall und Kopfweh.

Allgemeine Therapie: Rizinusöl, Apfelmusdiät und Schwarztee, was hier Aponakur genannt wird.

Mein Chef sagt: «Ein Tag Bettwärme. Damit geht es am schnellsten vorüber.»

Und ich halte mich einen Tag an die Bettwärme.

Vor meinem Fenster stehen unzählige Holzkreuze. Grosse, kleine. Wie ein weicher Mantel liegt der weisse Schnee über all diesen jungen, in der Erde ruhenden Körpern.

Ab und zu trägt ein Kreuz einen Tannenzweig. Das letzte Gedenkzeichen der Kameraden.

«Heldenfriedhof» ... überall Heldenfriedhöfe!

Ja, der Soldat kann nicht mehr als sterben. Und wir, wir können nicht mehr, als uns dieser Art Leben und Sterben anzupassen.

Nicht fragen wozu und weshalb.

Bedrückt lasse ich die schweren, schwarzen Vorhänge fallen und krieche wieder ins Bett. Beim Kerzenschein lässt sich gut sinnieren. Und meine Gedanken eilen ins Nordlazarett, zu dem jungen Berliner Leutnant, meinem Privatkorrespondenten. Meine Koffer hat er gepackt und hinuntergetragen. Hinter dem Lastwagen, der mich auf die andere Seite des Dnjepr führen soll, ist er, gross und schlank, mit verschränkten Armen vor mich hingetreten und hat um ein Andenken aus einer friedlicheren Welt gebeten, das ihn in die Hölle hinausbegleiten soll. Und fast im gleichen Atemzug erkundigt er sich, ob seine Bitte unverschämte sei.

Mit scherzenden Worten wollte ich meine aufsteigende Rührung und Unsicherheit verdecken und ging über seine



Bitte hinweg. Doch jetzt quält mich die Traurigkeit, die merkliche Enttäuschung, die sein Gesicht widerspiegelte. Ich muss ihm schreiben. Irgendetwas Nettes, Erfreuendes. Er muss ja wieder hinaus in die grosse Ungewissheit, die immer mehr zu einer Selbstverständlichkeit wird, hinaus in das grosse Sterben.

Ein paar Tage Arbeit liegen hinter mir. Arbeit? Kann man das so nennen? Wie eine alte, rheumatische Frau komme ich mir vor. Ohne Schwung, ohne Fähigkeit, erleben und miterleben zu können. Ich sage das dem jungen Schweizerarzt, der neben unserer Station arbeitet. Er lacht mich aus, und ich schäme mich, dass ich mich schon wieder so elend fühle.

Wenn ich nur nicht husten müsste! Ich gehe jedesmal in die Toilette, schliesse mich ein, lege mich ganz zusammen, damit ich das rheumatische Stechen links oben beim Schlüsselbein nicht so stark spüre.

Nun beginne ich mich sogar vor dem Niessen zu fürchten, das das gleiche Stechen hervorruft. Und doch ist nichts zu sehen, nichts zu greifen, nur dass mich von Zeit zu Zeit ein unerträgliches Stechen überfällt.

Vielleicht vollzieht sich der Übergang zum Altwerden so plötzlich, denn man wird alt hier.

Ich weiss es nicht.

Ich muss mich damit abfinden, dass mich fast unerträgliche rheumatische Schmerzen quälen.

Schade, dass die Sanis in solch feindlicher Abwehr gegen mich verharren.

Ich habe ihnen doch nichts zuleide getan!

Widerstände zu spüren, erschwert das Arbeiten. Als neues Lazarettmitglied bin ich von meinen Berufskollegen abhängig. Jeder Betrieb hat seine besonderen Verstecke für die tausenderlei Dinge, die man unbedingt benötigt. Und in jedem Haus herrschen besondere Gewohnheiten.

Glücklicherweise ist der Arzt, unter dem ich arbeite, ein ernster, entschlossener Mensch, der gerne Auskunft erteilt. Wenn er mit seinen strengen Augen in den Sälen erscheint, wird es gleich mäuschenstill.

Gestern riefen mich die beiden Laboranten. Noch rechte Jünglinge, die trotz unerhörter Beanspruchung sich in dem kleinen Zimmer, das ihnen als Arbeitsraum dient, göttlich zu amüsieren verstehen. Sauberkeit oder Ordnung darf man bei ihnen allerdings nicht suchen, eher sieht ihr Labor wie ein Maleratelier aus.

Ich muss mich über das beim Fenster stehende Mikroskop beugen und in das runde Zauberglas hineinstarren, während ich die Spannung der beiden neben mir fühle. Ich drehe und drehe den Sucher – komisch, was ist denn das? Riesengrosse, dunkle Augen, ein dunkler Körper mit einem roten Säcklein.

Eine Laus! Eine mit Blut vollgesaugte Laus!

Schärfer sehe ich hin.

Wahrhaftig eine Laus!

«Dieses Biest krabbelte soeben an meinem Arm hoch und füllte sich mit meinem Blut! So ein Luderchen!» schimpft einer der jungen Männer.

Wirklich, Läuse gibt es massenhaft. Die verstochnen und zerkratzten Körper der Soldaten zeugen davon. Man kann der Biester nicht Herr werden. Sie dringen in die Gipsverbände, die man, um die Blutzirkulation nicht zu behindern, nicht allzu eng anlegen darf. Gipsverbände sind sozusagen ihr Lieblingsort. Warm in Watte eingebettet, sind sie vor der gefürchteten russischen Kälte herrlich geschützt. Wenn sie aber zu krabbeln und zu zappeln anfangen, dann ist der Betroffene ein armes, wehrloses Opfer.

Wie oft renne ich mit unsrer Insektenpuderdose, die wir aus der Schweiz mitbrachten, von einem Saal zum andern und pumpe den tötenden Staub tief in die starren Gipsröhren hinunter. Ich wage nicht zu behaupten, dass es viel nützt. Doch wenigstens für kurze Zeit haben die Geplagten Ruhe.

Zudem bewaffnen wir die Verwundeten mit linealähnlichen Holzstäben oder Eisendrähten, damit sie in die Tiefe ihres Verbandes fahren und dem elenden Gejucke etwas abhelfen können.

Doch auch die Wanzen, diese kugelförmigen Mistviecher, sind eine nicht weniger verhasste und in allen Tonarten verfluchte Landplage. Namentlich nachts scheinen sie wahre Freudentänze aufzuführen. Wie es einige der Verwundeten fertigbringen, noch zu lachen und mir am Morgen die Zahl der zur Strecke Gebrachten mitzuteilen, ist und bleibt mir ein Rätsel.

Schliesslich vergeht aber auch den Tapfersten das Lachen. Die Biester treiben es zu toll! Abhilfe muss geschaffen werden. Doch hält es schwer, etwas zu unternehmen, da die Beiten stets besetzt sind. Die Strohmattentzen werden verbrannt, mit einer Gasflamme desinfizieren wir das Eisengestell. Winkel und Ecken werden dem Feuer länger ausgesetzt, denn da scheinen Grosssiedelungen zu sein.

Es nützt nicht viel! Es sind zu viele, und sie vermehren sich zu schnell.

Ich schlafe wieder in einem Viererzimmer mit drei Schweizerinnen zusammen. Sogar eine Tessinerin haben wir unter uns.

Jeden Abend werden Hemd und Höschen gekehrt, gegen das Licht gehalten, und mit Argusaugen fahnden wir nach schwarzen Punkten. Eigenartig, bei mir finde ich nie auch nur das kleinste Läuselein, während meine Mitschwester jeden Tag ein Blutbad anrichten. Ich weiss den kleinen Plagegeistern Dank, dass sie mich in Ruhe lassen, obschon ich mir die Sache nicht erklären kann und nach und nach ein wenig beunruhigt bin.

Heute frag ich mich, ob diese Kreatürlein so feinfühlig sind, dass sie die Krankheit spürten, die schon damals in mir steckte?

Auch ein Graphiker gehört zu unsrer Expedition.  
Jacques.

Er meldete sich als Fahrer und steuerte eines der Schweizerautos bis Smolensk. Im Lazarett verwandelte er sich zum Zeichner, malt und zeichnet Splitter, Verstümmelungen, Wunden, erfrorene Hände, erfrorene Füße zweiten und dritten Grades.

Er malt aber auch Portraits und Landschaften und verewigt unsern Oberstabsarzt.

Mit ihm gehe ich auf Entdeckungsfahrten. In einem Gebäude stöbern wir ein verstaubtes und verstimmtes Klavier auf. Wir lassen es stimmen und in unser Esszimmer stellen, das durch eine Türe mit unserm Schlafzimmer zusammenhängt.

Sterbende werden in den Gang hinausgetragen. Steht gerade eine spanische Wand zur Verfügung, stellt man sie um das Bett. Die Zimmerkameraden wissen, was die Stunde geschlagen hat und sagen kein Wort. Auch der Sterbende weiss es und ... sagt ebenfalls kein Wort.

Ein jeder weiss es, wozu noch Worte?

Der Sterbende stöhnt, ist unruhig oder liegt teilnahmslos da.

So viele habe ich in diesen paar Tagen schon sterben sehen.

Auch jetzt liegt wieder einer im Todeskampf. Alle rennen, um Mittel zur Stärkung des Herzens herbeizuholen. Nur der Oberarzt, mein neuer Chef, bleibt bei ihm, spritzt sogar Coramin direkt ins Herz.

Ich bin sicher, dass er von der Aussichtslosigkeit seines Eingreifens überzeugt ist und es nur zu meiner Beruhigung macht, damit ich mir sagen kann, alles, was nur menschenmöglich ist, sei getan worden.

Es hilft nichts! Wie ein vorbeihuschender Schatten nimmt der Tod den Soldaten mit.

Ein Bild, das sich schmerzhaft in mich eingräbt und mich wohl nie mehr verlassen wird:

Der Rundfunk, der fortwährend und überlaut in Aktion ist, macht mich nervös und verursacht mir Kopfschmerzen.

Wenn ich den Apparat abstellen will, bitten die Soldaten einstimmig: «Lassen Sie uns das, Schwester! Es ist das einzige, was wir haben!»

Nur die Apathischen und die zu sehr von Schmerzen Gequälten schweigen.

Das Leben geht weiter!

Und ich stelle den Apparat wieder ein.

Vorn im Gang tanzen zwei Russinnen zu den Klängen einer grellen Jazzmusik. Zehn Schritte von ihnen liegt der Sterbende, der nicht mehr die Kraft hat, um sein Leben zu kämpfen.

Ich weile in einem Viererzimmer, bei einem graugrün aussehenden Mann, der vor etwa acht Stunden eingeliefert worden ist.

«Können Sie mich etwas höher hinauf betten,» bittet er.

Ich gebe ihm 45 Jahre. Ein reifes Gesicht, das weder Trauer noch Freude ausdrückt. Unberührt vom Leben um ihn, will er dem Schicksal nur noch eines abtrotzen – freier, besser atmen zu können.

Nach und nach ringt er immer mehr nach Luft. Vorerst in langen Zügen. Kaum dass sich die Brust senkt und hebt. Seine unruhigen Augen und seine Stimme bitten immer wieder: «Höher, noch höher hinauf, Schwester! Es geht – so – schwer – Luft!»

Zusehends wird der Atem kürzer.

Das Radio aber schreit!

Jetzt ist die Atmung nur noch oberflächlich. Ich halte ihm den Sauerstoffschlauch direkt unter die Nase.

Wenn nur diese ängstlich umherschweifenden Augen Ruhe fänden!

Dieses verdammte Radiogeheil !

Er ringt nach Luft –

Unter den halb geschlossenen Lidern sieht man nur noch das Weiße der Augen.

Noch einmal zieht er Luft in sich ein.

Das Gesicht verzerrt sich zur Grimasse.

Er hat seinen letzten Atemzug getan.  
Lungenschuss.  
Ich nehme sein Kurvenblatt in die Hände:  
«Horst Kegel, 24 Jahre alt!»  
Fassungslos starre ich darauf.  
Wie ist das möglich?  
Kann das Antlitz eines Menschen so rasch altern?  
Armer Junge! Ich bin froh, dass du tot bist! Bei jedem,  
der sterben kann, werde ich es von nun an sein. Euch tut  
nichts mehr weh. Ihr braucht nicht mehr in die Hölle zurück-  
zukehren. Ihr seid erlöst!  
Kein Wunsch kam mehr über seine Lippen.  
Hatte er seine Mutter noch?  
Ich weiss nichts von ihm, kann auch nichts erfahren.  
Er starb, er musste sterben! Es war die letzte Pflicht, die  
er zu erfüllen hatte. Er hat sie erfüllt.  
Und der Krieg geht weiter.

In einem Fünferzimmer beklagen sich die Insassen, weil  
ein blutjunger Soldat fortwährend stöhnt. Auch des nachts.  
Schmerzstillende Mittel bekommt er mehr als genug. Der  
Chef ist nicht knauserig.

Ob sich der Junge schon an die Betäubungsmittel ge-  
wöhnt hat? Nach kaum zwei Stunden stöhnt er wieder.  
Beklagen sich die andern, geht das Stöhnen in ein leises  
Wimmern über. Und das ist noch herzerreissender.

Er sieht furchtbar blass und abgezehrt aus. Essen mag  
er nicht. Sein Gesicht drückt namenloses Elend aus.

Ich prüfe seine Lage, wechsele die Zellstoffschicht unter  
dem Gesäss und ziehe meine Hände hervor. Sie sind voll  
breiig-schlammigen Eiters.

Dekubitus!

Meine Finger stinken atemverschlagend, ekelerregend.  
Rasch will ich sie waschen gehen, doch keinem Hahnen  
entströmt Wasser. Ich eile ins Badezimmer. Die Wannen  
sollen für den Notfall immer gefüllt sein.

Sie sind leer!

Der stinkende Geruch verfolgt mich. Meine Hände kleben. Ich schütte Äther über sie. Sie sind sofort wieder trocken, stinken aber immer noch. Ich haste in mein Zimmer und reibe die Hände mit Kölnisch Wasser ab. Endlich riechen sie besser.

Zigarettenrauch beginne ich direkt zu verehren. Er allein macht diese widerlich süssliche Eiterluft einigermaßen erträglich. Der Schweizerarzt nebenan qualmt fortwährend. Er raucht sogar beim Verbinden. Er kann's, denn er hat genügend Rauchmaterial.

Auch die Verwundeten dürfen rauchen. Täglich erhalten sie ihre Ration. Auf der medizinischen Abteilung war es anders. Da wurden die aufgespeicherten Rationen bei der Entlassung ausgehändigt, denn im Nordlazarett war das Rauchen strengstens untersagt.

Ich gehe wieder in das Fünferzimmer. Mein erster Blick fällt auf die steife Gestalt des kaum Zwanzigjährigen. Nackt liegt er auf der Bahre. Ich erschrecke. Ein zum Skelett abgemagerter Körper.

«Das ist ja ...»

«Ja, ja, das ist – Fertig – auf !»

Ich halte den Sanitätern die Türe.

«Wohin kommt er?»

«Zu den andern.»

Bei den Feldlazaretten steht jeder Station ein verantwortlicher Sani vor, der ungefähr die Befugnisse eines Oberwärters besitzt. An ihn halte ich mich.

«Wo kommen die Toten hin?»

Eine Weile blickt er mich stumm an.

«In die Kirche, denn die Erde ist steinhart zugefroren!»  
gibt er schliesslich zur Antwort.

In einem Einzelzimmer liegt ein Österreicher. Exartikulation des linken Beines, das heisst Amputation direkt im Gelenk.

Amputation der Glieder erweckt auch in der an vieles gewöhnten Schwester stets ein eigenartiges Gefühl, aber

eine Amputation im Gelenk, so dass der Stummel bloss liegt, versetzt einem jedesmal einen Schlag. Es liegt etwas Rohes darin. Die Wundfläche ist sehr gross, da die meisten Ärzte, die ich an der Front amputieren sehe, direkt absägen und keine Haut überstehen lassen, die der Wunde ihren grauenhaften Anblick nehmen würde.

Im Allgemeinen verbinden wir jeden vierten Tag. Jeder Verbandswechsel verursacht Schmerzen und erhöht die Infektions- und Nachblutungsgefahr. Der erste Wechsel nach der Operation ist der schlimmste. Er wird oft in einer leichteren Rauschnarkose vorgenommen. Obschon der Verband dreimal täglich mit schwefelgelber Rivanollösung oder dem wasserähnlich aussehenden Chloramin überschüttet wird, frisst er sich nach und nach in die Wunde hinein und verursacht bei der Loslösung höllische Schmerzen.

Beim Österreicher sind wir meist zu viert, wenn der Verband gewechselt wird. Vorher wird dem Verletzten die Wohltat einer halben Kirschnerspritze zuteil. Doch alle Schmerzen kann man ihm unmöglich nehmen. Sein Stöhnen und Jammern weckt mich nachts.

Ein Brief meiner deutschen Cousine erreicht mich:

«Es hat mir schon lange niemand mehr eine solch grosse Freude bereitet, wie Du heute früh mit Deinem Brief. Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten und schäme mich dessen nicht. Ist mir doch, als gehörtest Du nun zu uns.

Wir haben lange nichts voneinander gehört. Wohl jedes hat während dieser Zeit viel Schweres, sicher aber auch Schönes erlebt. Meine Gedanken haben Dich oft gesucht – irgendwo in der Welt. Warst Du in letzter Zeit nicht in England?

Als das Radio die Nachricht von der Ankunft der Schweizer Ärzte und Schwestern brachte, da kam mir wohl der Gedanke, Du könntest vielleicht dabei sein. Ich schob ihn aber gleich wieder von mir, weil ich weiss, dass man bei Euch immer nur ein abschätziges Lächeln für das Hitler-Deutschland hat.



Doch langsam vergeht der Welt das Lachen. Sie begreift endlich, wer Hitler ist. Bei uns geht jeder für ihn durchs Feuer. Ich wüsste auch, wo mein Platz wäre, wenn ich keine Kinder hätte. So kann ich Dich nur beneiden. Andererseits ist es aber auch unaussprechbar schön, zwei Schlingel grosszuziehen.

Ich würde Dich so gerne fragen, wie und wo Ihr eingesetzt seid, aber sicher dürft Ihr es nicht verraten. Auch von unsern Männern wissen wir so wenig. Man hat sich das Fragen abgewöhnt. Sicher ist es gut, dass nicht jeder alles weiss.

Du schreibst, es werde gut für Euch gesorgt. Ja, man muss wirklich staunen, wie alles durchorganisiert ist. Deshalb wird uns diesmal keine Macht der Welt bezwingen - auch England nicht. Wir kämpfen diesen Kampf ja nicht für uns allein, sondern für ganz Europa. Was wäre geschehen, wenn diese mordenden, brennenden Horden über Europa hergefallen wären? Wir hätten schon den letzten Krieg nicht verloren, wenn es der jüdischen und der bolschewistischen Zersetzungsarbeit nicht gelungen wäre, Front und Heimat zu vergiften. Das ist heute aus und vorbei; wenn uns auch manche Entbehrung auferlegt wird, wir tragen sie freudig. Denn bald wird auch im Osten der Sieg unser sein. Das hat die Welt nicht erwartet. Und Du darfst mithelfen! Ich bin froh und stolz.»

Müde lasse ich den Brief aus den Händen gleiten.

Ja, langsam vergeht der Welt das Lachen!

Armes Deutschland!

Ein noch nie gesehener Vetter gelangt mit folgenden Worten an mich:

Ihr Beruf ist die Aufopferung für Kranke, und nun gar für Verwundete, die für die europäische Zukunft kämpfen!

Im Lazarett sieht man nur die Schattenseiten des Krieges. Denn was wir in den ersten Tagen der Ostoffensive, als wir 18 Kilometer von der Grenze entfernt waren, erlebt haben, kann sich nur der vorstellen, der dabei war.

Damals gab es viele Verwundete, da der Feind grossen Widerstand leistete. Inzwischen hat sich der Feldzug so grossartig entwickelt, dass die Zahl der Toten und Verwundeten im Verhältnis zum Grosseinsatz gering ist. Wir jedenfalls, im Reserve-Kriegslazarett, haben nur Neuzuweisungen aus Feldlazaretten, die sich schon im Donezbecken befinden.»

Ob die Schattenseiten im Lazarett und all das Elend auf der Welt wohl die «Sonnenseiten» an der Front aufwiegen?  
Armes Deutschland!

Ein paar Tage nach der Ankunft dieser Briefe liege ich wieder im Bett mit mehr als 38 Grad Fieber.

«Alles, was mit mir geschieht, ist mir gleich, ausser, wenn auf der empfindlichen Stelle herumgedrückt wird, was mehr als genug geschieht,» schreibe ich am 7. Dezember nieder. «Mir ist, als würde ich schliesslich in eine Nit-schewo-Atmosphäre versinken. Irgendetwas in meinem ‚Haushalt‘ klappt nicht. Zum Glück zeigt sich beim Hals-eine leichte Schwellung. Wenigstens ein sichtbarer Beweis, dass etwas mit mir los ist und ich mich nicht drücken will.»

So liege ich eine Woche lang. Die Schmerzen werden unerträglich. Zwischen zwölf und ein Uhr nachmittags beginnt es mich zu frösteln. Bald kalt, bald heiss läuft es mir den Rücken hinauf und hinunter.

Ich warte direkt auf diesen Schüttelfrost und habe ihn schon als die natürlichste Sache der Welt in mein Tagesprogramm aufgenommen.

Sobald sich die ersten Symptome zeigen, schlüpfte ich in den Trainingsanzug. Mit dem Wärmebeutel unterm Arm gehe ich in die Personalküche, die nicht weit von meinem Zimmer liegt, zum Sanitätsgefreiten Wehr, einem Rheinländer, und bitte um heisses Wasser. Meist steht er hemdärmelig in seinem Wigwam und schwitzt, wie nur ein richtiger Küchentiger schwitzen kann. Er rührt in der

Pfanne und schüttelt sie. Zwischenhinein fährt er nervös mit den Händen durch seine blonden, langen Strähnen und erteilt den beiden Russenfrauen, die ihm zugeteilt sind, Befehle.

Von Beruf ist er Landwirt, hat sich aber hauptsächlich auf den Weinbau verlegt. Ein grosser, starkgewachsener Mann. Er war schon zweimal verwundet und landete aus diesem Grunde in der Küche. Er hat keine leichte Aufgabe. Der ganze Service ruht allein auf seinen Schultern. Dazu kommt noch die Betreuung des Offizierskasinos und des Schwesternzimmers. Und die Offiziere, in diesem Fall die Ärzte, sind nicht gerade leicht zu befriedigende Kunden. Wie überall, wo es ihnen einigermassen gut geht, verlangen sie die unmöglichsten Plättchen zu den unmöglichsten Zeiten.

Das dem guten Sanitätsgefreiten Wehr vorschwebende Ideal von Pflichterfüllung liegt in erstklassiger Bedienung, die sich bis zum Abdecken des Bettes, Zurechtlegen des Pyjamas und zu Wärmeflaschen für die ältern Semester versteigt.

Wehr untersteht dem Oberzahlmeister, mit dem Quartiermeister in der Schweiz zu vergleichen, der ein ganz gewiegter Geschäftsmann ist. Er weiss einzuhandeln, die Vorräte zu strecken und am richtigen Ort dick aufzutragen. Sein Name hat weit über Smolensk hinaus guten Klang. Sein Ruhm reicht bis nach Juchow, Ghatsk, Wjasma, Roslawl – überall hin, wo Schweizer arbeiten. Und alle beneiden uns um unsre Verpflegung. Wir leben wie in einem guten Hotel. Von der Konfitüre bis zum Honig steht alles auf dem Frühstückstisch. Woraus die Butter fabriziert wird, kann ich nicht feststellen. Tatsache ist, dass man die Margarine nicht herauschmeckt.

Seitdem ich krank bin, lässt mir der Sanitätsgefreite Wehr seine ganz besondere Sorgfalt angedeihen. Gerne würde er mir zahllose Spezialplättchen auftischen. Aber ich mag nichts, habe zum Essen keine Lust. Bedrückt betrachtet mich der gutherzige Küchengewaltige: Es muss

schlimm um die Schwester stehen ! Eifrig macht er mir Zitronen- und Orangenwasser, tut liebevoll Eisbrocken hinein, die den Schleim hinabbefördern helfen.

Der Oberzahlmeister streckt gar oft seine Nase schnell zu mir herein. Mit einem trockenen «Wie geht's?. Wie steht's?» kramt er aus seiner Tasche kleine, blaue Schokoladetafeln, legt sie auf mein Bett und verschwindet. Aber auch die Schokolade kann mich nicht verführen. Schliesslich habe ich einen solchen Vorrat, dass ich den Buben meiner Cousine, die mit Schokolade sicher nicht überfüttert werden, ein Paket schicken kann.

Endlich erhalte ich das erste Zeichen des Arztsoldaten, den ich im Nordlazarett kennengelernt habe.

Russland, den 8. X. 41.

Liebe Schwester,

Nun bin ich endlich doch auf der Reise nach dem Westen. Ich kam gerade zum Abmarsch zurecht. Meine Truppe fand ich verhältnismässig schnell, ohne mich dabei allzusehr anzustrengen, trotz ungefähr 50 kg Gepäck.

Der Betrieb ist für mich nach wie vor derselbe. Die Marschleistung ist nicht gross, strengt mich aber ziemlich an. Doch alles wird gern in Kauf genommen, da es ja ‚Richtung Heimat‘ geht. Ich rechne damit, dass ich bald nach der Ankunft an dem noch unbekanntem Zielort zur Sanitätsstaffel übergehen kann. Hoffentlich ! Recht besehen, habe ich den augenblicklichen Betrieb reichlich satt, besonders angesichts der Tatsache, dass ich ja andere Pflichten erfüllen will.

Haben Sie sich nun etwas eingelebt? So schwer es auch in solch einem Krankenbetrieb sein mag, es geht schon, wenn nur immer die rein menschliche Fürsorge für den Nächsten waltet. Dies kann ja überhaupt nur das einzige Lebensziel sein: Helfen, gleichgültig an welchem Ort, gleichgültig wem.

Und wenn Sie vielleicht im Augenblick nicht durch die rauhe Schale des Soldatenherzens durchzublicken ver-

mögen, die Art, wie Sie zum Kranken treten – ich durfte es selbst erleben –, sie schafft einen Boden, auf dem Seelenfrüchte reifen können.

Diese kurzen Zeilen sollen Ihnen noch einmal meinen Dank zeigen, sollen Ihnen ferner sagen, dass ich die Begegnung in Smolensk nicht nur als Zufall betrachte. Ich hoffe, bald einmal von Ihnen zu hören, wie auch ich wieder berichten werde, sobald ich etwas mehr Ruhe zum Nachdenken und Schreiben habe.

Es grüsst Sie mit vielen guten Gedanken .. »

14. XI. 41.

Nun bin ich schon an Smolensk vorbei, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, Sie noch einmal persönlich zu grüßen. Aber so ist der Dienst ! Ich fand nicht einmal Gelegenheit, den Brief bald abzusenden. In den nächsten Tagen fahren wir auf der Bahn und rollen ins Ungewisse. Ich werde den Tag segnen, an dem wir das Ziel erreichen. Dann dürfte die schlimmste Zeit vorüber sein – jetzt geht es mir nicht gut. Die schlechte Schrift mögen Sie meinen halb erfrorenen Fingern zugute halten ! Nochmals für alles herzlichen Dank.»

Dem Brief sind zwei Gedichte von Steffen beigelegt, sein «täglich Brot», wie der kleine Arztsoldat es nannte.

Das Sterben ist uns allen vorbestimmt,  
die Frage heisst schon nicht mehr, wie sich wehren,  
nur wie man die Notwendigkeit nimmt,  
und diese können uns die Toten lehren.

Die aber lehren: Leben heilig halten,  
nie Schuld vermehren, sondern abzutragen,  
bis dahin und so lang den Geist zu verwalten,  
nicht Schergen helfen, «Schuldige» zu jagen.

Die sich auf einen Tigerrücken schwingen,  
zersprengen wohl die Lämmer auf der Wiese.

Doch wenn sie wiederum zur Erde springen,  
so werden sie im Dschungel-Walde enden,  
indes der gute Hirte im Paradiese  
die Seinen sammelt, um sie auszusenden.

Und das zweite:

Von der Auferstehung wird man sprechen,  
das Zugrundegehen vergessen müssen,  
denn die Toten wollen alles büssen  
und die Götter wandeln das Verbrechen.

Engel beugen sich zu blutigen Leichen,  
die das Wild verschleppt in die Wildnis,  
und sie malen ein Märtyrerbildnis,  
Körperwunden werden Himmelszeichen.

Heben aus dem Uniformen Fetzen  
die zermalmtten Glieder und versetzen  
in die Sphäre sie, eh sie geworden.

Senken Sonnen in erloschne Augen,  
dass zur Menschheits-Liebesschau sie taugen  
und beweinen, ach, das Völkermorden.

Wenn die Temperatur stabil bleibt und die gleichmässige Blutwärme den Körper geheizt hat, wenn die Finger warm sind und der Kopf ein bisschen benommen ist, dann setze ich mich abends gegen vier Uhr oder fünf Uhr, in der Dämmerstunde, die allein schon dem Gemüt Frieden gibt, ans Klavier und spiele das verträumte, trostreiche Brahmsintermezzo aus Opus 118 Nr. 2, das der Komponist, weltverloren in das Wolkenpiel hinaufsinnend, niederschrieb.

In diesem Zustand lässt sich leicht spielen. Kein Mensch stört mich. Mir ist, ich werde weggetragen – immer höher und weiter hinauf. Ich lebe in einer andern Welt, bin erfüllt von ihr.

Ich bemerke nicht, dass sich mit mir noch ein anderes Wesen im Zimmer befindet – in Erinnerungen versinkt und mit hinaufgetragen wird.

Mein neuer Chef! Die Türe in der Hand, steht er Tag um Tag hinter mir, und ich ahne nichts, bis ihm einmal die Türe entgleitet und krachend ins Schloss fällt.

Ich fahre zusammen und beginne am ganzen Leib zu zittern. Was für ein Sturz aus allen Himmeln.

Er entschuldigt sich und murmelt:

«Meine Mutter spielte das auch!» Und weg ist er.

Fortan spiele ich nur noch für ihn, versetze mich in die Rolle seiner Mutter, die für ihr Kind spielt – lasse für ihn die Melodie erstehen, die im fernen, eisigen Osten, in der Umgebung von Sterbenden und Toten, ein Echo aus glücklicher Jugend ist, ein mütterlicher Liebesgruss an den Sohn.

Aber ich selber kann nun nicht mehr hinaufsteigen und mich über die Wolken erheben. Erdgebunden bleibe ich.

Jeden Tag, gegen Abend, kommen abwechselnd Leutnant Schmidt und Leutnant Harsing, um nach mir zu sehen.

Harsing trägt eine Atmosphäre der Kameradschaft in das Zimmer. Anders Leutnant Schmidt.

Immer wieder frage ich mich: «Wozu, weshalb kommt er?»

Natürlich freut mich sein Besuch an und für sich, doch dieses hartnäckige Kommen, um schliesslich nur mit mir zu streiten, zwingt mir diese Frage auf. Zuerst beginnt er ein harmloses Geplauder. Er setzt sich auf den Stuhl neben meinem Bett, erkundigt sich nach meinem Befinden, meinen Wünschen. Dann beginnt er mich zu necken, geht zu politischen Spitzfindigkeiten über, die er schneidend und aufstachelnd vorzubringen weiss.

Bisher hat mich noch keines andern Menschen Weltanschauung verletzt oder gar aufgebracht. Nur traurig bin ich geworden des Missverständnisses wegen. Doch Leutnant Schmidt trägt ein scharfes Messer bei sich und hält es gut versteckt. Bloss hie und da blitzt die Schneide auf, lässt mich hochfahren und wutentbrannt den Standpunkt meiner Heimat verteidigen.

«Tja,» meint er, «die ollen Eidgenossen meinen es gut mit dem Grossdeutschen Reich. Sie stellen ihre Leute bis an die Zähne bewaffnet rings um die Grenze ihres grandiosen Alpengartens. Da spazieren sie Tag für Tag auf und ab und vergessen darüber ihre Felder zu bestellen, Kartoffeln zu graben und Holz aus den Wäldern zu schaffen, denn die Kohlen sind rar und teuer geworden. Wozu promenieren sie mit ihren Schiessprügeln? Ganz einfach, weil sie sich fürchten. Vor wem? Vor Eindringlingen, vor Augen, die nach ihrem patentierten Kräuterkäse schielen könnten. – Sie schicken auch Männer und Frauen an unsere Front. Sicher die kühnsten unter ihnen. Weshalb? Um stumme Fürbitte zu leisten: ‚Bitte, bitte, lasst uns in Ruhe, macht uns nichts, wir tun euch ja auch nichts!‘ – Warum kämpfen die Deutschschweizer nicht mit uns Schulter an Schulter gegen die Bolschewiken, unsern gemeinsamen Feind?»

«Weil wir Schweizer keine Feinde haben, weil euer Grössenwahn uns nicht ergreift, weil wir nicht wollen, dass ein Teil der Welschschweizer die Waffen für de Gaulle ergriffe, die andern aber zu Vichy hielten, die Tessiner mit oder gegen die Faschisten zögen, und die Rätoromanen als Partisanen aufträten und den Deutschen noch mehr Schaden zufügten, als es die Unterjochten ganz Europas ohnehin tun, weil irgendwo in dem Riesenbrand, den ihr frevlerisch angezündet habt, ein Fleckchen sein muss, wo Menschlichkeit noch Geltung haben kann!»

Solche Wortgeplänkel sind häufig. Oft geht es noch schlimmer zu. Jedesmal geraten wir uns beinahe in die Haare und gehen im Streit auseinander, das heisst, der Herr Leutnant entfernt sich wutentbrannt und zornbebend. Manchmal geben wir uns nicht einmal einen Abschiedsgruss. Weshalb kommt er nur immer wieder? Ich bin doch müde und möchte ein bisschen Ruhe haben. Will er seine eigene Unsicherheit beschwichtigen, oder eine schwankend gewordene Überzeugung im Wortgefecht mit mir wieder stärken?



Schmerzend prägt es sich mir ein, dass der Anhänger eines totalitären Staates ein ganz anders gearteter Mensch ist, dass er grundsätzlich anders denkt, entscheidet und handelt. Freiheit, Recht, Selbstbestimmung, loyales Verhalten sind für ihn erledigte Vorurteile. Der Kultur, dem Glauben, dem Gewissen, der freien Forschung, dem persönlichen Rechtsbewusstsein, der Eigenart der Menschen und ihrem Schaffen, all dem, was uns Schweizern Menschsein bedeutet, steht er verständnislos gegenüber.

Das alles bedeutet ihm nichts, das alles pflegt er nicht, das alles hat mit arischer Weltanschauung nichts gemein. Er trachtet nach anderen Werten, hat andere Ziele, geht andere Wege. Und nur was er tut, ist sinn- und zweckvoll.

Sein Glaube – ob er es weiss oder nicht – nennt sich Macht, und er lebt aus dem Willen zur Macht. Darunter versteht er seine eigene Macht, die Macht der Partei und des Staates. Alles andere hat keine Existenzberechtigung, ist «Quatsch». Ob die Mittel, die ihn zum Ziele führen, gut oder böse, human oder grausam, sozial oder asozial sind, ob er über Leichen geht oder auf Herzen herumstampft, ist für ihn belanglos, ja, er weiss es nicht einmal. Die Leiden des Einzelmenschen und die Leiden des Volkes kümmern ihn nicht. Nur eines zählt: Die Erreichung des Zieles!

Ihr Ziel? Die Abendsonne versinkt hinter den vielen, hinter den unzählig vielen Holzkreuzen des «Heldenfriedhofes»! Ist das ein Ziel?

Auch Hedi aus dem Nordlazarett unterbricht ihren Tagesschlummer. Nur dass jetzt der Weg nicht in das Tal des Todes führt, sondern zu mir. Alle zwei Tage läuft es mit Hänschen eine Stunde her und eine Stunde zurück. Dabei balgen sich die zwei wie übermütige Zicklein. Und weil der Gang in der frischen Luft ihren Appetit anregt, essen sie alle meine Vorräte auf. Um mir über das Aufregende einer solchen Ausräuberung hinwegzuhelfen, versprechen sie hoch und heilig, beim nächsten Besuch etwas Essbares mitzubringen.

An einem Tag, da ich mich besonders elend fühle, erhalte ich einen Brief meiner besten Freundin. Ihre Zeilen führen mich heim, in die Schweiz, in meine Vaterstadt. Immer und immer wieder lese ich ihre Worte:

«Ich möchte mir gerne vorstellen, in welchem Winkel Du steckst. Du bist ja unendlich weit weg. Die lange Fahrt wird es Dir auch so richtig zum Bewusstsein gebracht haben. Ich versuche immer, mich in Dich und Deine Umgebung zu versetzen, aber es gelingt mir nicht recht. Auch die letzten kalten und nebligen Novembertage hier können uns ja keine richtige Vorstellung von der grossen Kälte im Osten geben. Und der heutige strahlende Spätherbsttag mit der wärmenden Sonne, die unsere liebe Stadt so schön vergoldet, das Münster, die ganze Reihe schöner alter Häuser hoch über der kühlen Aare mit den letzten gelben und roten Herbstbäumen am steilen Ufer – erinnert direkt an südliches Klima.

Unsere liebe Heimat, erkennst Du sie aus meinen Zeilen? Alles, alles ist sie wert, diese Stadt, das Symbol unseres Schweizerlandes. Siehst Du es, das herzwarme, schöne Bild, spürst Du den Zauber, liebes Elskind? Ich möchte Dir das Leben in unserem Städtchen nahebringen, Dir zeigen, dass es Dir nach all dem Entsetzlichen dort draussen ein tröstender und aufrichtender Hort sein wird. Möge allen den Menschen in den fürchterlichen Kämpfen dort draussen die Hoffnung auf das Nachher Mut und Kraft geben.

Deine Mama hat mir Photographien von Eurer Abreise gezeigt. Sie sind gut. Deine Wuschelhaare sind gar nicht schlimm !»

Die letzten Worte lassen den Abschied im Berner Bahnhof wieder vor mir erstehen. In weiser Voraussicht, dass ich an der Front gewiss nicht Zeit haben werde, meinem ungebärdigen Haarschopf besondere Pflege angedeihen zu lassen, hatte ich mir von der Coiffeuse meine Haarfülle in die allereinfachste Frisur legen lassen. Vor der Abfahrt nun war die Oberin des Mutterhauses – meine Vorgesetzte – auf mich zu gestürzt.

«Mit diesem Lockenhaar gehen Sie mir nicht an die Ostfront!» hatte sie geschimpft. Und meine Erklärungsversuche hatte sie mit den Worten abgetan: «Es ist mir ganz egal, wie Sie sich kämmen, aber ich wiederhole noch einmal: Mit diesen Locken gehen Sie mir nicht!»

Ich müsste keine Bernerin sein, wenn die Art und Weise, wie die Dame mich abkanzelte, nicht meinen Trotz geweckt hätte. Kurzenschlossen verzichtete ich darauf, ihr abschiednehmend noch einmal vor die Augen zu kommen und zog mit meinem von der Natur gelieferten Lockenkopf in die Ferne. Es war schmerzlich, solch ein Hangen an Äusserlichkeiten fühlen zu müssen, in einem Augenblick, wo es wahrhaftig um anderes ging.

Gerne möchte ich jetzt fragen: «Frau Oberin, was schaden meine Locken nun auf diesem Olympiabett? Was schaden sie, falls sie mit in die russische Erde gebettet werden? Würden sie Sie dann auch noch stören?»

Jacques, der Graphiker, ist mein eifrigster Besucher. Er kommt täglich. Unser Expeditionsarzt erscheint trotz all meiner Sehnsucht nach ihm nicht. Er hat viel Arbeit im Roten Haus und vergisst rasch seine zahlreichen Schäflein, die nach allen Himmelsrichtungen verstreut wurden.

Dafür kommen deutsche Ärzte, nicht nur von meiner Abteilung, sondern von allen Nebenstationen. Auch der beratende Internist kommt, vor dem sich alle in Bücklingen ergehen. Leider ist es nicht Professor Forster. Hier pfeift ein anderer Wind, hier herrscht er, ein energisches, kleines Männlein, das kopfschüttelnd und «kann nit verstan» an meinem Schlüsselbein herumfingert. Ich beisse auf die Zähne. Schon die geringste Berührung schmerzt unvorstellbar. Von Tag zu Tag wird es schlimmer. Es wird so schlimm, dass ich es nicht mehr auszuhalten glaube. Da gibt Jacques Alarm und schlägt Krach, bis unser verträumter Expeditionsarzt, dessen Kopf stets mit vieltausend Dingen beschäftigt ist, bestürzt daherkommt.

«Ich übergebe Sie dem Chirurgen. Ich kann da nichts mehr machen.»

Weitere drei Tage verstreichen. Es kommt kein Arzt, kein Chirurg ... Und ich fürchte mich vor den Nächten, in denen ich mit schleimgefüllter Kehle daliege, mich ruhelos umherwälze, den grauenhaften Nächten, in denen jede Bewegung wie ein Messerstich schmerzt, und ein kurzes Einlicken eine Reihenfolge bedrückender, sinnverwirrender Bilder erstehen lässt.

Ich fürchte mich vor dem Sprechen. Ich fürchte mich vor den Abendstunden, vor dem Moment, in dem meine drei hundemüden, aber mit neuen Erlebnissen gespickten Eidgenossinnen in das Zimmer kommen und zu plaudern beginnen. Die Tessinerin trällert Operettenweisen, Solothurn hat einen Radioapparat ergattert, der über meinem Bett am besten funktioniert.

Solothurn ist der reinste Mechaniker. Bestimmt ein bei Frauen seltenes Talent. Aber sie besitzt es in vollem Masse, nimmt den ganzen Apparat auseinander, probelt und lässt ihn so schrill ertönen, dass ich mich unter meine Decke flüchte und mir die Ohren mit beiden Händen zuhalte. In meinem Kopf hämmert es, hämmert es zum Wahnsinnigwerden. Obschon ich jeden Tag fünf Gelodina erhalte, herrscht in ihm ein Aufruhr wie in einem Affenkäfig.

Eine Zeitlang wird es still. «Ich warte bis um 11 Uhr, dann ist es in der Schweiz zehn Uhr. Wir wollen auf Beromünster einstellen und wieder einmal vernünftige Nachrichten hören. Nicht wahr, es macht dir doch nichts aus?» fragt mich höflich die Solothurnerin.

Wie könnte ich sie abweisen! Sie haben ja nichts für sich als die kargen Abendstunden. Der Tag heischt von ihnen all ihre Kraft und Anpassungsfähigkeit. Der kurze Abend muss ein Ausgleich sein.

«Lassen Sie uns das, Schwester! Wir haben sonst nichts,» ertönt deutlich der Soldaten Wunsch in meinen Ohren. Und ich lasse alles über mich ergehen. Falle ich ihnen nicht sonst schon zur Last? Immer müssen sie um Kranke sein, nun gar auch noch nachts. Und wenn ich ihnen nicht zur Last falle – was ich nicht beschwören könnte –, so

beneiden sie mich ein bisschen um meine Bettruhe. Verständlich, denn sie sind meist abgesspannt und zerschlagen. Die Nacht ist zu kurz, um wirklich neue Kräfte schöpfen zu können. Wir brauchen uns auf, zehren an den Reservekräften. Morgens erhebt man sich in einem Zustand, der dem einer alten Grammophonplatte gleicht, die immer wieder mit einer verbrauchten Nadel gespielt wird. Die Töne, die sie von sich gibt, sind auch dementsprechend.

Kinder sind brutal. Das hört man allgemein, kann es auch selbst beobachten. Ausgepumpte Menschen sind nicht besser. Gequält warte ich auf die elfte Stunde, in der das Kratzen über meinem brummenden Kopf wieder losgeht. Sie freuen sich über die Stimme aus der Heimat. Ich leide Höllenqualen.

Wenn ich nur sterben könnte!

Doch man stirbt nicht so leicht. Auch das Sterbenkönnen muss erst verdient sein. In meinen fiebernden Gedanken sehe ich das Stockwerk über mir, sehe die still und ergeben Sterbenden im Gang, sehe die tanzenden Russinnen.

Ein apathischer Zustand ist gewissermassen Selbstschutz.

Ich bin nicht apathisch, kann es noch nicht sein. Ich halte es noch mit den Stöhnenden in den Zimmern. Obschon – ich glaube es wenigstens – kein Stöhnen über meine Lippen dringt.

Nachts richte ich mich manchmal mühsam auf und vernehme die gleichmässigen, tiefen Atemzüge der andern. Ich möchte einen Schluck Zitronenwasser nehmen, damit dieser eklige Schleim, der bis in die Nase hinaufsteigt, wenigstens für kurze Zeit wieder verschwindet. Das Glas ist leer. Soll ich rufen? Sie atmen so ruhig. Sie haben Anspruch auf ihren ungestörten Schlummer, der mir wie der Schlaf des Gerechten erscheint. Ich bringe es nicht über mich, sie zu wecken, krieche behutsam wieder unter die Decke, spucke in das Taschentuch und warte gott ergeben, bis schliesslich der Morgen graut. Bis dahin sinne ich über das Sichergeben und Sichverteidigen nach. Ein gewisser Fatalismus kommt über mich. Ist Ungemach nicht

leichter zu ertragen, wenn man sich sagt: «Malesch! Mir ist alles wurst. Komme, was kommen mag! Mir ist alles recht!»

Und als Ergebnis einer solchen schlaflosen Nacht schreibe ich in mein Tagebuch: «Gelegenheitsfatalist zu sein, ist erlaubt. Doch die Grundstimmung muss festere Kanten haben. Darin besteht der Unterschied zwischen der lammsgeduldigen Masse und dem seinen Weg gehenden Individualisten.»

Ich mache die Zeit des Gelegenheitsfatalisten durch.

Zwei Tage lang habe ich keinen Arzt gesehen. Aber was brauche ich einen Arzt? Die Natur hilft sich doch selber. Der Stärkere lebt, der Schwächere geht unter.

Jacques ist kein Fatalist. Wiederum schlägt er Alarm. Es kommt niemand. Er regt sich auf. Niemand erscheint.

«Sieh, Jacques, dort werde auch ich ein Kreuzlein bekommen!» Ich deute auf das Fenster, dessen Rahmen ringsum mit Stroh abgedichtet wurde und nun weihnachtlich warm anmutet. Kleine Vöglein picken die Körner daraus und finden so spärlich Nahrung. Die Spitzen der schlichten Holzkreuze, die die letzte Ruhestätte der Gefallenen zieren, schauen in mein Stübchen.

«Sprich nicht so dummes Zeug. Wäre es dir egal, in russischer Erde zu liegen?»

«Warum nicht? Eins mehr, eins weniger, was hat das schon zu sagen. Die russische Erde hat noch viel Platz. Ruhen kannst du überall gleich gut.»

Wortlos stapft er im Zimmer hin und her.

Der dritte Tag. Kein Mensch kommt zu mir, nicht einmal Jacques. Um die Mittagszeit spüre ich, dass mich der Schüttelfrost mit einer noch nie erlebten Stärke packt.

«Würdest du mir eine Wärmeflasche machen?» bitte ich eine meiner Zimmergenossinnen. «Mich friert.»

«Ich muss erst essen gehen. Nachher werde ich sie dir sofort füllen. Du kannst doch noch so lange warten?»

«Ja.»

Meine Zähne klappern wie Kastagnetten. Nein, ich kann nicht mehr so lange warten. Einmal mehr nehme ich den

Gummibeutel unter den Arm und krieche aus dem Bett. Mir schwindelt. Die Knie versagen. Noch kann ich mich am Bettrand festhalten, aber nicht mehr ins Bett hineinsteigen. In meinen Schläfen spüre ich das Pulsen des Blutes, spüre Schweiß auf meiner Stirne, spüre ein Zittern und Krabbeln in den Händen. Ich drücke den Kopf auf meinen Schlafsack. Zum erstenmal habe ich das erbärmliche Gefühl, ganz und gar von anderen Menschen abhängig zu sein.

Da öffnet sich die Tür. Zwei Schweizerärzte aus dem Nebengebäude kommen mich besuchen. Rasch werde ich ins Bett bugsiert. Der eine holt seinen Pelzmantel und legt ihn über mich. Der andere vollendet das von mir begonnene Werk und füllt meine Flasche mit heissem Wasser.

Ihnen verdanke ich es auch, dass ich später auf eine Schweizermatratze umgebettet werde. Wir hatten ein paar Schlaraffiamatratzen mitgenommen. Gegen den Austausch meines Olympiabettes habe ich wirklich nichts einzuwenden. Anders verhält es sich für den jungen Arzt, der ein bisschen an Asthma leidet und aus diesem Grunde bisher zu den Bevorzugten gehörte. Er gibt seine Matratze nicht gerade freudig her.

Und wieder wird alles still um mich.

Um drei Uhr hält Hitler eine Rede, der männiglich schon seit Tagen gespannt entgegensteht.

Für den Augenblick pfeif ich auf alle Reden der Welt. Ich bedarf dringend eines Töpfchens, aber es ist keines da. Auch kein Mensch ist da. Das Haus scheint ausgestorben. Nur hin und wieder höre ich eilige Schritte vorüberhasten. Ich rufe, rufe, rufe ..., doch niemand kommt. Sie kleben sehr wahrscheinlich alle an den Radioapparaten. Hitler spricht!

Was soll ich tun? Niemand hört mich. Niemand erscheint, und die Not wird immer grösser. Pflichtgetreu stecke ich das Thermometer zehn Minuten unter den Arm und lege es wieder hin.

Endlich – um fünf Uhr – betritt eine mitleidige Seele das Zimmer, findet mich schweissgebadet, sieht nach dem

Thermometer und – verschwindet wieder, ehe ich auch nur ein Wort anbringen kann.

Mutlosigkeit überfällt mich. Niemand hat Zeit für mich. Und ich selber kann mir nicht mehr helfen.

Wenn ich doch nur sterben könnte!

Nach kurzer Zeit kommt einer der Laboranten ins Zimmer, nimmt Blut aus meinem Zeigefinger, streicht es auf ein Glasplättchen und – verschwindet.

Dann erscheinen ein Schweizerchirurg und unser Internist. Und plötzlich wimmelt es von Menschen um mich her, die aufgeregt miteinander zu verhandeln scheinen. Wieder wird auf der empfindlichen Stelle herumgedrückt, so dass ich laut aufschreie.

«Nehmen Sie sich ein wenig zusammen!»

Der Teufel hole ihn mit seinem sich zusammennehmen. Seit Wochen tue ich nichts anderes! Was haben sie an mir herumzufingern? Geht es denn wirklich nicht ohne das? Helfen können sie mir ja doch nicht.

«In der Tiefe kapselgrosse, dicht abgegrenzte, harte Schwellungen!» lautet der Befund.

Als ob ich das nicht schon längst wüsste!

«Wie ist die Temperatur?» – «41,4.»

«Wie viele Leukocyten?»

«Der Befund kommt gleich. Ah, da ist er schon. 26'000 Leuko, 3 Millionen Erythrocyten.» (Normal sind 6–8'000 weisse Blutkörperchen und 4 Millionen rote Blutkörperchen.)

«Morgen ein Probepunktat.»

Abends stellt sich Leutnant Schmidt ein. Zuerst will man ihn nicht zu mir lassen. Trotzdem huscht er schnell herein, drückt mir die Hand, legt eine Schachtel voll dicker Haushaltkerzen, die man in unserm Lazarett nicht mehr erhält, auf mein Bett und entfernt sich gleich wieder. Ich bin ihm von Herzen dankbar, dass er nicht wieder das Thema Schweiz/Deutschland angeschlagen hat.

Am folgenden Morgen erscheint der Oberarzt, doch nicht wie im Nordlazarett als Arzt, sondern als oberste Aufsicht,



Das Gerücht geht, dass er es nicht ausstehen könne, wenn sich sein Personal zu Bett lege. Krankheit der Mannschaft gebe es für dieses eherne Gesicht nicht. Da er selber kerngesund sei, halte er jeden kranken Sani für einen Simulanten. Mir ist es verflucht nicht recht, nur ein paar Tage hier gearbeitet zu haben, eigentlich krank hierher gekommen zu sein und mich an einem Ort, wo ich noch nichts geleistet habe, pflegen lassen zu müssen.

Ruhig legt er mir die Hand auf die Stirn. Seine Augen lächeln, doch seine Stimme klingt eisern:

«Schwester, wir halten durch, wir gehen nicht unter! Verstanden? Wir halten durch. Nur Mut, es wird schon werden!» Und ich weiss, dass er mich nicht als Simulanten betrachtet.

Dann bekomme ich eine halbe Kirschnerspritze, damit ich den Stich der Nadel beim Probepunktat nicht so sehr fühlen soll. Mit der Spritze wird Flüssigkeit aus der Schwellung herausgezogen und dann untersucht.

Dr. von Wytenbach besucht mich, fragt, wie ich mich fühle. Ich weiss nur, dass ich in meinem Fieber viel Zusammenhangloses spreche und mich ärgere, weil ich mich nicht klarer ausdrücken kann.

Hernach erscheint ein Schweizerarzt, der sich nur für zwei Monate verpflichtet hat, um sich von mir zu verabschieden. Er erkundigt sich, ob er meinen Eltern etwas Besonderes ausrichten solle? Da ich nicht sofort antworte, sagt er ruhig:

«Es geht Ihnen gut, nicht?»

Ich bejahe.

Das Ergebnis der Probepunktion lautet auf haemolytische Streptococci. Ich soll operiert werden. Der Internist erklärt, dass er mich schon lange dem Chirurgen übergeben habe. Der Chirurg hingegen behauptet, er habe von der ganzen Sache gar nichts gewusst, sonst wäre er schon längst gekommen!

Allzu vielen Ärzten anvertraut zu sein, das ist der direkteste Weg, um ins Jenseits zu gelangen.

Meine Gedanken beschäftigen sich mit der bevorstehenden Operation. Ich sehe, wie ich im Bett in den Lift geschoben und in das obere Stockwerk befördert werde. Zwei Sanis schleppen mich über den holprigen Tannenboden durch den Gang. Es wird ein Spiessrutenlaufen werden, denn zu beiden Seiten warten die halb erfrorenen Verwundeten vor den undichten Fenstern, durch welche jetzt die bissige russische Kälte dringt.

Und ich soll da durchgetragen werden – nicht wie sie warten müssen, bis die Reihe an mich kommt? Unerträglicher Gedanke ! Wieviele von ihnen haben über 40 Grad Fieber, sind schwer verwundet, haben erfrorene Glieder, Ruhr und vielleicht noch gar eine Lungenentzündung dazu!

Wir haben einen septischen und einen aseptischen Operationssaal. In welchen werde ich wohl kommen? Der Diagnose nach in den septischen.

Je mehr die Zeit vorrückt, desto unruhiger werde ich, doch nicht wegen der Operation an und für sich. Ich spüre, es muss etwas geschehen, und zwar sofort. Aber vor all diesen Soldaten bevorzugt dazustehen, das ist mir in der Seele verhasst.

Um fünf Uhr öffnet sich die Türe. Sanis schieben eine Karbidlampe herein. Ich werde hier operiert, ich darf in meinem Bett, in meinem Zimmer bleiben. Hurra! Das nenne ich eine frohe Überraschung.

«So, und jetzt tief atmen! Zählen: eins, zwei, drei!» spricht mir Schwester Rosa, eine ältere, mütterliche Schwester, gewohnheitsmässig vor.

Ich aber sage mir: «Nur tief und durch die Nase atmen, um sofort einzuschlafen, die unerträglichen Schmerzen zu vergessen, endlich, endlich einmal von all dem Elend weggehen zu können.»

Ruhig lasse ich sie allein zählen und schlafe gleich ein. Der Ätherrausch ist eine Wohltat. Früher hatte ich stets Furcht, wenn Patienten unter die Äthermaske kamen. Ich empfand diesen unnatürlichen Übergang als brutal, als Vergewaltigung. Heute ist er mir selber eine Erlösung.

Im Traum sehe ich mich auf einer Messe. Karusselle in allen Farben – Menschengewimmel – ein Durcheinander von Stimmen. Ich schiebe mich durch die Menschenmenge. Das Geschnatter um mich hört nicht auf und – ich öffne die Augen. Es sind wirklich viele Stimmen um mich.

«So eine Sauce! Das hätten wir nun,» sagt der Chirurg.

«Schon vorbei? Soeben fuhr ich noch Karussell, und Sie arbeiteten wahrhaftig an mir? Wie lange denn?»

«Zehn Minuten.» – «Nur? Ich war doch so lange weg. Ich habe inzwischen so vieles gesehen und erlebt. Und Sie arbeiteten wirklich an mir?»

Alle um mich sind vergnügt. Ich selber verspüre eine grosse Erleichterung. Der Schleim hat sich zurückgebildet. Ich bin matt, aber unsagbar froh.

Die Wunde wird drainiert. Claviculardrüsenabszess. Wie er dorthin kam, das wissen die Götter, und die sagen es nicht. Die Sterblichen, in diesem Fall die Ärzte, schliessen auf die zweite TPT-Impfung, die ungefähr fünf Wochen zurückliegt. Man erinnert sich an Hedi, an die vier Tage, die es steif im Bett verbrachte. Wir waren aus der gleichen Ampulle geimpft worden. Doch scheint die Zeitspanne gar zu gross zu sein.

«Möchten Sie gerne allein in einem Zimmer sein?» forscht der Oberstabsarzt. «Ich habe auf diesem Boden gerade noch eines frei.» Vor mir gespenstert nur eines: der krächzende und heulende Radioapparat Solothurns! Rasch will ich zusagen, doch schon sind mir meine Zimmergenossinnen zugekommen:

«Ach nein! Hier ist sie doch unter uns. Wenn wir einmal schnell ins Zimmer kommen, dann schauen wir doch auch gleich nach ihr. Dort drüben wäre sie von Gott und aller Welt verlassen... Nachts erst recht!»

Das leuchtet dem hohen Herrn ein.

Die Würfel sind gefallen. Wie feige man doch oft ist, seine eigenen Wünsche auszusprechen !

Am Tage nach der Operation erscheint Leutnant Schmidt und bringt mir eine gebratene Hühnerbrust und eine

Flasche Champagner. Leider kann ich nichts davon genießen. Ich habe heute 16 Tabletten Cibazol geschluckt.

Alles Essen widert mich an. Immer steht mir das Erbrechen zuvorderst. Aber die Cibazolkur muss ich über mich ergehen lassen. Jeden Tag erkundigt sich der Chef darnach. Selbst Sanitätsgefreiter Wehr wacht über der strikten Einnahme. Glücklicherweise bin ich mit Ovomaltine versehen. Das ist die einzige Nahrung, die ich zu mir nehmen kann. Am dritten Tag wird der Drain entfernt, und die Fieber sinken bald bis zur Norm.

Nun mag ich auch die Pakete ansehen, die mir Jacques schon vor vier Tagen geöffnet aufs Bett gelegt hat. Es entströmt ihnen so viel Liebe. Alle, meine Angehörigen, die Freundinnen und selbst unsre Bäckerleute, haben einen Beitrag gestiftet. Die schlichten Zeilen, die beiliegen, spannen die Fäden wieder, die abreissen wollten, führen mich ins Leben zurück, verbinden mich von Neuem mit der Heimat, die ich nie mehr zu sehen glaubte.

Zuerst greife ich nach dem Brief meiner Mutter, die sich – wie wohl tut solche Sorge – angelegentlich erkundigt, ob sie mir keine wollene Leibbinde schicken soll?

«Die Zeitungen berichten, dass Ihr 25 Grad Kälte habt. Hu, da steckt man die Nase nicht gern ins Freie.»

Sie freut sich schon jetzt auf die Einfahrt des Zuges, der uns nach Hause bringen wird, und fragt, ob wir wohl mit dem Bernermarsch empfangen werden?

«Hier wird erzählt, es seien einige von Euch unterwegs nach der Schweiz, weil sie es nicht aushielten. Ich kann das allerdings nicht recht glauben. Schweizer sind nicht zimperlich und eine freiwillig übernommene Pflicht verlassen sie nicht.»

Wie natürlich doch Mama schreibt! Bei anderen Briefen fühle ich aus verworrenen oder sinnlosen Sätzen des Schreibers Angst vor der Zensur heraus, die übrigens gar nicht so streng gehandhabt wird.

Am siebten Tag nach der Operation darf ich aufstehen. «Jeden Tag zehn Minuten an die frische Luft,» lautet

die nächste Therapie. Wie kalt es genau ist, weiss ich nicht. Jedenfalls bitter kalt. Ich entdecke, dass man im Kleppermantel am besten geschützt ist gegen den bissigen Wind, vorausgesetzt, dass man unter dem Mantel all seine wollenen Habseligkeiten trägt.

Glarus besitzt eine Kaninchenpelzmütze. Eine schön gezeichnete, vom Beige ins Dunkelbraun getönte. Fast wehmütig denke ich heute an diese Pelzmütze zurück, die ich seither nie mehr zu sehen bekommen habe.

Sie hatte Unvorstellbares erlebt. Sie war Allgemeingut. Wer gerade ausging, stülpte sie sich auf den Kopf. Gingen zwei aus, hatte natürlich Glarus, die rechtmässige Besitzerin, den Vortritt, und ihre Begleiterin fror an die Ohren.

Also, zehn Minuten an die Luft. Meistens werden es aber mehr. Erst eine halbe Stunde, dann eine Stunde, schliesslich zwei, dann sogar drei Stunden. Anfangs geht es mühsam. Ich schleppe mich wie ein Mensch, der soeben dem Grab entstiegen ist und das Gehen total verlernt hat. Dann wird es immer besser. Ich wundere mich, wie gut ich diese trockene Kälte ertrage. Nur wenn ich um eine Ecke biege und der Wind von allen Seiten auf mich einzustürmen beginnt, muss ich einen Augenblick nach Atem ringen. Ich gehe immer mit Jacques oder meinem deutschen Chef, mit dem ich gut Freund geworden bin. Mein Klavierspiel, besser gesagt das Brahmsintermezzo, hat uns irgendwie verbunden.

Oft sitze ich des Abends bei ihm im Zimmer. Er hat einen Polstersessel, der mit einem weissen Tuch überzogen ist. Das wird mein Stuhl. Wir zünden die kleine Lampe an. Er greift unter den Tisch, wo er seine Bar eingerichtet hat, und tastet nach einem Flaschenhals. Wenn das Tischtuch herunterhängt, ahnt niemand, was für Schätze darunter verborgen sind. Ich hole zwei Zahngläser. Noch nie in meinem Leben habe ich so viel getrunken wie in Smolensk. Es kommt soweit, dass mir der Champagner direkt widersteht.

Dr. Freud besitzt aber auch eine herrliche Schublade, darin sich alle Bonbons der Welt angesammelt haben.

Wenn er aber die Schublade zu seiner Rechten zieht, dann weiss ich, nun tauchen wir in seine Kindheit, in seine Jugendzeit. Er schreibt ein Buch darüber für seine Kinder und verzeichnet all seine Bubenstreiche in einer drolligen Weise. Abend für Abend kann ich ihm gefesselt zuhören.

Sieben Buben waren sie zu Hause. Er beschreibt das Elternhaus am Fluss so lebendig, dass es vor einem steht und ich mit den Buben herumtolle und sie liebgewinne.

«Ich hatte Mut, zu heiraten. Ich hatte nichts, meine Frau noch weniger. Ich habe geschuftet und geschuftet. Nun habe ich ein eigenes Haus, einen Garten, ein Auto. Es macht Spass, aus eigener Kraft und durch anständig verdientes Geld seiner Familie ein schönes Heim zu bieten.»

Er besitzt zwei Töchter. Die ältere studiert Medizin. Sie ist sein Alles. In sie legt er schon jetzt all sein Wissen und Können. Stundenlang kann er mit ihr herumspazieren. In ihr sieht er seine keimenden Gedanken ausreifen.

Er selber ist ein guter Volksarzt mit jener Naturverbundenheit und jenem Fingerspitzengefühl, das man nicht erlernen kann, wenn es einem nicht gegeben ist. Er ist auch ein hervorragender Chirurg, wie ich bald erfahren soll. Aus den stillen Abenden mit diesem Mann habe ich für mein ganzes Leben Kraft geschöpft. Sind diese Plauderstunden so reich und gehaltvoll, weil wir beide weit weg von der Heimat sind? Weil er meistens für sich bleibt, nur selten mit Kollegen verkehrt? Es ist für mich etwas Beglückendes, tief in eines grossen Mannes Seele hineinzublicken.

Bei einem Spaziergang – wir haben eben den höchsten Punkt der Tatarenmauer erreicht – bleibt er plötzlich stehen. Zu unsern Füßen breitet sich die ganze Stadt aus. Weit hinaus schweift unser Blick. Die gelbliche Sonne dringt nur noch schwach durch die grauen Wolkenwände zur schneebedeckten Erde hinunter.

Scharf fasst er mich ins Auge und fragt: «Nicht, Sie glauben doch auch, dass Deutschland siegen wird?»

Die Worte klingen, wie wenn sie in ihm einen Zweifel beschwichtigen, eine schwankende Gewissheit festigen soll-

ten, als wollte er die Worte aussprechen, um selber daran glauben zu können.

«England und Amerika beginnen erst zu rüsten,» gebe ich leise zu bedenken. «Noch haben sie nicht tatsächlich in das Ringen eingegriffen. Russland wird erst in zwei Jahren die Generalmobilmachung durchgeführt haben! Und das nationalsozialistische Deutschland hat sich auch sonst noch so viele Feinde geschaffen, die alle fiebernd auf den Augenblick der Erhebung warten.» Er schweigt eine Weile. Dann bricht es um so heftiger aus ihm heraus:

«Deutschland muss siegen, sonst – wehe unserm Volk! Wenn wir verlieren, muss der dumme deutsche Michel, der sich nicht um Politik bekümmert, sondern nur schaffen will, wieder einmal mehr eine Suppe auslöffeln, die er sich eingebrockt hat. Und diese Suppe könnte nicht nur versalzen, sondern diesmal vergiftet sein! Wann, wann wird der deutsche Bürger, der deutsche Landmann endlich eine Regierung haben, die Ausdruck seines Wesens ist?»

Ruhiger werdend, fährt er fort: «Ich habe neuerdings ein Gesuch gemacht, damit ich in die Feuerlinie komme, unter die kämpfenden Truppen. Erste Hilfe ist so wichtig. Hier sind mir die Hände gebunden. Wenn der beratende Chirurg unserer Armee kommt, dann will er immer gleich Amputationen, um ja kein Leben zu riskieren. Mit dem Verstand... Glieder weg! Er glaubt, dass durch dieses Radikalverfahren der tötende Gasbrandbazillus gar nicht aufkommen kann.

Aber ich meine, auch in solchen Fällen braucht es Fingerspitzengefühl oder eine Art Intuition. Ich lege – und das gilt als Prinzip – die verwundeten Teile sofort ruhig. Sie kennen doch mein System? Mit dem Balken über der Bettstatt und den daran hangenden eingegipsten Gliedern? Ich kontrolliere unablässig die Fieberkurve. Gott, wenn Sie wüssten, von welchen Zweifeln ich oft gequält werde. Jeder einzelne Fall beschäftigt mich immer und immer wieder. Ich überlege und wäge ab. Nachts fahre ich aus dem Schlummer auf, erhebe mich und sehe nach meinen Patien-

ten. Gerade in letzter Zeit konnte ich manches Glied reiten, das mein Vorgesetzter schon aufgegeben hatte. Doch die auf mir ruhende Verantwortung drückt doppelt. Geschieht dem Verletzten etwas, das heisst, verliert er das Leben wirklich durch Gasbrand, dann bin ich sein Mörder. Ich wurde gewarnt. Trotzdem empört sich alles in mir, die Jungens so schnell zu verstümmeln. Herrgott Donnerwetter noch einmal, weggesäbelte Glieder wachsen nicht mehr nach. Ob mein Gesuch diesmal bewilligt wird?»

«Sie dürfen nicht an einen exponierten Posten gehen. Gerade Sie nicht. Hier helfen Sie so vielen. Was können Sie den Schwerverletzten noch sein, wenn Ihnen selbst ein Arm abgenommen werden muss?»

«Ich danke Ihnen für Ihre Worte. Es tut gut, zu spüren, dass ein Mensch an einen glaubt. Sie schmeicheln nicht, machen keine Phrasen. Aber ich weiss nicht, es zieht mich einfach mit allen Fasern dorthin, wo ich mein Höchstes und Bestes leisten kann. In der Feuerlinie könnte ich mich voll einsetzen.»

Nun gehe ich immer in den OP. zum Verbinden. Dort hat man doch gleich alles zur Hand.

Die Sanis sind noch dabei, die Betten wegzutragen.

«Au, au! gebt doch Acht!» schreit ein Verletzter von seinem Bett herunter. Die Sanis schleppen die Verwundeten so rücksichtslos über die holprigen Tannenböden, dass sie hin und her geworfen werden.

Was ist dagegen zu machen? Die Sanis sind erschöpft. Tag für Tag, Wochen für Wochen, und das nun schon jahrelang, haben sie ihre Menschenlasten zu fragen.

Bettwagen habe ich nie gesehen. Und nach Extensionen kann man die Schwerverletzten doch nicht aus ihren Betten reissen, um sie auf Bahren in ihr Zimmer zu tragen.

Im Bett, direkt vor dem Saal, liegt ein Wiener.

«Wie geht's?» erkundige ich mich und sehe, dass der rechte Arm und ein Bein geschient sind.

«Ordentlich!» lacht er sichtlich erfreut, dass sich jemand um ihn kümmert. Er ist ein magerer, blass aussehender



junger Bursche mit einem frohen Gesicht und dem entzückenden «Wianerndialekt». «Bin froh, wenn's vorüber ist. Ich lieg in einer Salatsauce. Aber wie geht's denn Ihnen, Schwesterchen? Sie waren ja auch krank, nicht? Man hat Sie lange nicht mehr gesehen.»

«Danke. Auch mir geht es ordentlich. Bald werde ich wiederkommen. Wo liegen Sie?»

«Auf Zimmer acht.»

«O, das ist ja mein Zimmer. Da werde ich Sie pflegen.» Er freut sich wie ein Kind, und ich freue mich noch viel mehr. Auf der Stelle habe ich den Jungen in mein Herz geschlossen. Nun besitze ich bereits einen Bekannten, wenn ich wieder auf die Station komme.

Ich warte im septischen Saal. Jacques ist auch da und malt schwarz-violette Füße. Sein Modell scheint zu schlafen oder befindet sich in solch einem apathischen Zustand, dass ihm der Maler gestohlen werden kann.

«Weisst du, ob die Zehen abgenommen werden?»

«Man amputiert erfrorene Zehen nicht mehr,» belehrt mich Jacques, der es wissen muss, da er jeden Tag hier sitzt. «Man lässt sie eintrocknen, dann fallen sie von selber ab und bilden keine Infektionsgefahr.»

«Kommst du nach dem Essen hinaus?»

«Ich muss die Kathedrale zeichnen. Das Bild soll auf Weihnachten noch fertig werden. Der Oberstabsarzt will es. Auch der Chef fordert Zeichnungen, alle seine Patienten soll ich portraitieren. Er glaubt, das gehe ebenso rasch wie photographieren. Weisst du, über die Festtage möchte ich doch ein bisschen frei haben. Die andern feiern auch! Ich sehe nicht ein, warum ich immer nur schuftet soll!»

Nach dem Essen brechen wir auf. Jacques hat den Zeichenblock unter dem Arm, in der Hand trägt er die Mappe mit Bleistift und Gummi drin. Ich habe die berühmte Pelzmütze über den Ohren und den Kleppermantel umgehängt.

Zuerst gehen wir in die Kathedrale hinein. Ein herrlicher Bau. Viele breite Aufgangstrepfen führen zu den schneeweissen, dicken Mauern. Links und rechts stehen

russische Panzerkolosse, die noch aus dem letzten Weltkrieg stammen.

Ich hätte gerne erfahren, was die hier zu suchen haben.

Das Gebäude ist unvergleichlich. Stark, trotzig, mächtig erhebt es sich, eine Hochburg des Glaubens. Türen und Fenster haben romanische Bogen. Auf den fünf Kuppeln ragen eiserne Kreuze zum Himmel empor.

Viele Deutsche bestaunen die Innenarchitektur mit ihren komplizierten Schnitzereien, ihrem Gold, ihren Bildern und ihrer Farbenpracht. Russen sind wenige zu erblicken. Die Kirche ist mit Gemälden überladen, als müsse sie die ganze religiöse Kunst dieser Stadt beherbergen und verwalten.

«Der rote Terror duldet die Kirche nicht mehr. Wir befreien sie wieder von der Vergewaltigung,» erklärt «grosszügig» ein deutscher Offizier. «Bilder erstehen, wir wissen nicht wie. Sie wachsen aus dem Nichts. Das Volk kann wieder zu seinem alten, mystischen Glauben zurückkehren, mit dem es viel tiefer verwurzelt ist, als man annimmt. Den kann man nicht ausroiten. Genau wie das Kind der Mutter nie ganz fremd wird, weil es eben ihr Kind ist, genau so kann man, selbst wenn man Gewalt anwendet, das Volk nicht dem entwöhnen, was es mit der Muttermilch eingesogen hat.»

Wir verlassen die Kirche und schwenken links in die Strasse ein, die einen unbebauten, welligen Hang hinunterführt. In einer Mulde hält Jacques an. Wir tragen Holz zusammen, schichten es aufeinander und versuchen, einen trockenen Sitzplatz zu schaffen. Von hier aus ist der Blick auf die Kathedrale wunderschön. Jacques nimmt den Bleistift in die Hand und beginnt zu skizzieren.

«Nein, es geht nicht. Ich bin steif vor Kälte. Bewegen wir uns wieder.»

«Würdest du nicht gut daran tun, in eines jener Häuser dort drüben zu gehen? Dort wärest du vor dem ärgsten Sturm und der ärgsten Kälte geschützt. Mir scheint, du hättest die Kathedrale gerade vor den Augen.»

Gesagt, getan. Ich poche an die Tür. Ein Grossmütter-

chen, das einen kleinen Jungen auf dem Arm trägt, erscheint ängstlich unter der Tür. Wir stellen uns vor. «Swizaia!» Mit allen zehn Fingern versuchen wir, unsern Wunsch zu erklären. Die Alte schaut stumpf auf den Zeichenblock, der ihr nichts zu sagen scheint, und dann wieder mit fragendem Bick auf uns.

Jacques macht kurzen Prozess. Er tritt ein, setzt sich auf die Ruine eines Stuhles in der Fensternähe und beginnt zu zeichnen. Die Frau blickt ihm eine Weile zu. Der vielleicht fünfjährige Junge starrt uns mit Augen an, die übernatürlich gross aus dem blassen Gesichtlein blicken. Aufmerksam verfolgt er jede unserer Bewegungen. Plötzlich beginnt ein Kind im Zimmer nebenan zu schreien. Grossmütterchen eilt hinüber. Ich folge ihr.

Der sich bietende Anblick ist armselig und traurig. Am Boden liegt eine mit Lumpen bedeckte Matratze, auf der das weinende Kind ruht. Die Grossmama spricht auf mich ein, spricht viele Worte, lange Sätze. Ich gebe mir Mühe, mich in diesem Wirrarr von Lauten zurechtzufinden, ihren Sinn zu entdecken. Ja, ich strengte mich unerhört an, um sie zu verstehen. Vergeblich ! Zwei Menschen stehen sich gegenüber und können sich nicht verständigen.

Am folgenden Tag erscheinen wir wieder mit Schokolade und Esswaren für die Kinder. Daraus spüren sie, dass wir ihnen gut sind. Ich lasse Jacques weiterzeichnen und ziehe unternehmungslustig auf Entdeckungen aus.

«Geh nicht zu weit! Du weisst ja!» warnt mich Jacques. Was soll mir schon passieren? Werde ich in den Trümmern von Smolensk verschwinden? Nein, das ist unmöglich. Es hat zu viele Menschen, die durch die Strassen eilen.

Ich möchte Ikonen finden. Alle schwärmen davon. Einige von uns haben schon welche eingetauscht und zeigen sie als grosse Errungenschaft. Ich finde die meisten kitschig. Hinter verschnörkelten Gold- und Silberverzierungen schauen gemalte Heiligenköpfe hervor. Das Geschnörkel kann abgenommen werden. Nein, sie gefallen mir nicht. Es muss noch andere geben.

Zu einer Ikone gehört ein Holzkasten mit einem Glasdeckel. Das Ganze wird an der Wand aufgehängt und mit einem handgearbeiteten Tüchlein bedeckt. Unten kommt ein Gefäss dazu, das das ewige Licht und das Weihwasser enthält. Ein kleiner Hausaltar. Ich glaube, dass es das Fremdartige der Ikonen ist, das uns alle anzieht. Schlaue Einheimische machen sich schnell an die Fabrikation, um von der günstigen Konjunktur zu profitieren.

Meinen eigenen Ikonefimmel habe ich schnell überlebt. Die Ikone scheint mir so fremd, so starr, die Malerei ist meist steif und so kunstlos, dass ich als Andenken lieber ein typisches Landschaftsbild oder ein slawisches Musikinstrument oder eine gestickte Russenbluse nach Hause nehmen möchte. Weil sich Jacques so heiss eine Ikone wünscht, gehe ich für ihn auf die Jagd. Ich dringe sogar in Häuser ein und stelle den auf der Türschwelle erscheinenden Gestalten die Frage: «Ikone?»

«Nié Ikone.»

Nachdem ich einige Male abgewiesen worden bin, verleidet es mir. Ich schlendere durch die Strassen. Zwei Frauen tragen mühsam einen Schrank. «Handanlegen!» das schafft Kontakt. Vielleicht komme ich doch noch zu einer Ikone. Jacques hätte die Erfüllung seines Herzenswunsches verdient, und wäre es auch nur als Dank für all das, was er während meiner Krankheit für mich getan hat. Also packe ich hilfsbereit den Schrank an. Aber schon schieben sie ihn in einen Gang hinein und danken mir durch Kopfnicken für meine Hilfsbereitschaft. Ich bin entlassen. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.

Ich habe den Mut verloren, noch weitere Anknüpfungspunkte zu suchen. Verstimmt kehre ich um und mache mich auf den Weg zu Jacques' Atelier.

Aus einer Kirche rufen mich deutsche Soldaten an. Plötzlich steht ein Offizier vor mir, spricht eifrig in russischer Sprache auf mich ein, wobei er unablässig auf meine braunen Lederschuhe zeigt. Wahrscheinlich verdächtigt er mich, sie gemaust zu haben. Meine verummte Gestalt kann

schon auf eine Russkaia schliessen lassen. Berndeutsch murmle ich: «Chasch mi gärn ha, das si dänk mini Schueh» und schreite gelassen weiter. Ich spüre, dass er mir verblüfft nachstarrt. Sicher sagt er sich, dass meine Worte nicht gerade russisch klangen. Nun, dann soll er mich für eine Tartarin oder eine Mongolin halten.

Es ist mir unangenehm, von Unbekannten angesprochen zu werden. Schleunigst kehre ich zu Jacques zurück.

«Nix Ikone, Jacques,» imitiere ich die Ruskis. «Hab mir viel Mühe gegeben. Nitschewo! Gehen wir heim.»

Am 23. ist der Weihnachtsabend für das Personal. Der Oberstabsarzt hat vom Sender von Smolensk einige Musikanten und einen Komiker bestellt. Die Feier findet im Hörsaal statt und wird mit dem «Alte Kameraden-Marsch» eröffnet. Dann folgt die Ansprache des Oberstabsarztes, der unter anderem anführt:

«Weihnachten wird verschieden gefeiert. Sei es nun als Sonnenwendfeier oder als Geburt Christi. Sonnenwende ist eine alte germanische Feier. Der Lichtenbaum ist vom deutschen Volk nicht mehr wegzudenken. In diesem Sinne können alle Menschen Weihnachten feiern, auch wenn sie das Alte und das Neue Testament ablehnen.»

Darauf singen wir «Stille Nacht» und «O, du fröhliche», zwei Lieder, die nach meiner Ansicht mit Sonnenwende nichts zu tun haben, den Deutschen aber trotzdem zu gefallen scheinen und den Raum mit Feierlichkeit füllen.

Zart setzt die Kapelle ein und spielt leise «O Tannenbaum». Wie aus unwirklicher Ferne dringen die Töne sacht, gleichsam verklärt in den Kliniksaal, während der Oberfeldwebel mit einer langen Stange die erste Kerze anzündet und mit seinem tiefen Bass die Worte spricht:

«Ich zünde die erste Kerze an. Man denke an unsere Gefallenen!»

Totenstill wird es in dem menschengefüllten Raum. Einsam brennt das Kerzenlichtlein an dem grossen Baum.

An die Gefallenen? Es sind zu viele - hüben und drüben - für dieses schwache Lichtlein.

«Ich zünde die zweite Kerze an. Man denke an die Soldaten, die in der Feuerlinie kämpfen.»

«O Tannenbaum,» fängt die Kapelle wieder zu spielen an. Die erste Geige schluchzt. Ich sehe vor mir die Soldaten, zum Teil noch halbe Kinder, mit angespannten Sinnen in den schmutzstarrenden Gräben liegen.

Die dritte Kerze.

«Man denke an die Verwundeten!»

In ihrem Blut sehe ich sie auf dem Schlachtfeld liegen. Von Schmerzen zerwühlt. Wartend in unvorstellbarer Qual, ob Rettung oder Siechtum ihrer harrt, ob sie dem Leben oder dem Tod verfallen sind.

Die vierte Kerze.

«Man denke an Vater und Mutter in der Heimat!»

Meine geistigen Augen erblicken ein schlichtes Greisenpaar aus dem Volke. Mit zitternden Fingern ergreift das Mütterlein die neueste Zeitung, sucht mit bebendem Herzen in der Verlustliste. «Gefallen!» schluchzt es auf und vergräbt den Kopf in den Armen, während die Gestalt des Vaters sich strafft, seine Gesichtszüge starr werden, und er mit einer liebkosenden Gebärde der schwieligen Hand über den Kopf seiner Frau fährt.

Fünfte Kerze. «An Frauen und Kinder!»

Die vielen, vielen verhärmten Frauen, die um das Schicksal ihres Gatten bangen! Die vielen, vielen Kinder, deren Väter an der Front sind und vielleicht schon morgen nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Sieht denn hier niemand das Unsinnige eines Krieges ein? Sagen es die Kerzen nicht deutlich: «Die Waffen nieder! Hört auf, hört auf mit diesem Morden!»

«Und wenn man keine Frau hat?» flüstert hinter mir ein Sani.

Bei der sechsten Kerze soll «Unsres lieben Führers» gedacht werden. Das langsame Anzünden jeder Kerze zwingt einen dazu, in Gedanken das Licht weiterzufragen und die Menschen aufzusuchen, die des Feldwebels ruhige Stimme vor einem erstehen lässt.

Es folgt der gemütliche Teil. Tago Tulpenstiel tritt mit Gitarre und fröhlichen Liedern auf. Er ist die Glanznummer, seine Mimik einfach unnachahmbar. Wie er die Katzenserenade mit ihrem «Miau, miaul» singt, lacht der ganze Saal hellauf, und Tago Tulpenstiel muss den Vortrag wiederholen.

Tänze, Märsche, Lieder aller Art wechseln ab, wobei der Nachbar zur Rechten und Linken einem seinen Arm unterschiebt und man im Takt hin und her wippt. Man steht auf, stellt sich auf den Tisch, fasst den Nachbar am Ohr, an der Nase und wippt. Das schafft Stimmung.

Auch die Sanis produzieren sich und ahmen in einer geradezu genialen Weise ihre Vorgesetzten nach.

Vor jedem stehen eine Flasche Sekt, eine Flasche Rotwein, Zigaretten, zwei Tafeln Schokolade und ein mit Bonbons und Biskuits gefüllter Kartonteller. Wacker trinkt man sich zu. Das Fest dauert bis zwei Uhr morgens.

Sylvester soll ähnlich gefeiert werden !

Am 24. findet die Patientenweihnacht statt, die von allen gespannt erwartet wird. Denn am Heiligen Abend ist es manchem doppelt schwer ums Herz.

Um acht Uhr werden wieder Weihnachtslieder gesungen. Jeder Abteilungsarzt verteilt in seiner Station die Verwundetenabzeichen, tauscht mit seinen Patienten ein paar herzliche Worte. Gegenseitig reichen sie sich die Hände und wünschen sich ein schönes Fest.

Dieses Glückwünschen, dieses Händeschütteln mutet mich fremd an. Doch werde ich ganz einfach mithineingezogen. Jeder streckt mir die Hand entgegen.

Das Pflegepersonal verteilt an die Verwundeten dasselbe, was auch es am Vorabend erhielt. Champagner, Rotwein, Zigaretten, Schokolade, Bonbons und Biskuits. Dazu kommt noch das Päcklein der Heimat. «An den unbekanntem Soldaten.» Der Abend ist festlich, wärmend, schön.

Die anwesenden Menschen stehen einander so nahe. Jede Trennungswand ist gefallen. Aus allen heraus spürt man die Liebe. Wenn diese Macht der Liebe und dieses

gegenseitige Verstehen nur auch den Alltag durchdringen könnten ! Manch einer weint vor Rührung. Es ist ergreifend, diese harten Soldaten weinen zu sehen.

In jedem Zimmer steht ein Bäumlein. Fast auf jedem Stuhl brennt das Kerzlein aus dem Heimatpaket.

Die Patienten teilen alles. Hier muss man naschen und dort versuchen, unaufhörlich anstossen und ein Schlücklein trinken. Ich fürchte mich vor einem Schwips. Aber ich kann mit dem besten Willen nichts zurückweisen. Es würde ihnen weh tun, sie vielleicht verletzen. Man spürt, wie es bei ihnen aus übervollem Herzen quillt.

Ein Zurückweisen wäre für die Patienten eine ernüchternde Dusche gewesen. Sie hätten es als eine Kriegserklärung aufgefasst.

So trinke ich tapfer mit und bleibe bis um neun Uhr auf der Abteilung. Da ich noch als Rekonvaleszent gelte und die Verwundeten nicht kenne, habe ich die Einladung zur kleinen Feier in Jacques Bude angenommen. Beherrscht gehe ich ins andere Gebäude hinüber, wo eine deutsche Schwester einen Lazarettzug aus Karton fabriziert hat, der Schwerverletzte in die Heimat fährt. Der Traum aller Verwundeten! Sie zieht ihr Züglein durch alle Zimmer und ruft: «Einsteigen, alles einsteigen, alles mitfahren, gleich sind wir bei Muttern!»

Am 25. beginne ich wieder zu arbeiten. Mit zwei Stunden soll ich anfangen, und dann jeden Tag zwei Stunden zugeben.

Die ersten zwei Stunden setzen mir arg zu. Ich bin zum Umfallen müde, bin drauf und dran, in Tränen auszubrechen. Dabei hat man mir, um mich zu schonen, einen Saal mit nur acht Schwerverletzten zugewiesen.

Frisch und munter betrete ich am Morgen den Saal und beginne die Betten zu machen, was die Patienten kaum erwarten können, obschon sie jede Bewegung schmerzt. Aber eine andere Lage einnehmen zu können, das hartgewordene und mit Eiter durchtränkte Zellstoffkissen erneuert zu bekommen, das ist für sie eine Wohltat.



Im Allgemeinen ist das Bettenmachen Sache der Sanitäter. Doch ich sehe, dass sie nur für das Auge arbeiten, nur die Laken strecken und nehme es gerne auf mich.

Wie hätte der Theologiestudent, dem dieses Zimmer eigentlich zugeteilt ist, ein Bett machen können? Dazu kommt, dass die Sanitäter einfach nicht mehr können. Nun sind sie schon mehr als zwei Jahre eingesetzt. Der erwähnte Student – sonst sicher ein anständiger Mensch – legt sich jeden Tag einen dicken Verband um den Mittelfinger und erklärt nachher, er habe den Umlauf und könne keine Betten machen. Von dritter Seite erfahre ich, dass das Panaritium sein chronisches Leiden ist.

Ich muss jedesmal lächeln, wenn mir der Junge sein leidendes Gesicht zeigt. So soll er in Gottesnamen das Essen verteilen und die Fiebernden mit Getränken versorgen helfen. Alles andere will ich schon besorgen. Doch muss er sich herbeilassen, mich mit seiner gesunden Hand beim Aufheben der Verwundeten zu unterstützen, damit ich die durchgelegenen und offenen Stellen richtig behandeln kann.

Ich besorge diese Arbeit gewissenhaft – nach Schulsystem, wasche aus, säubere, betupfe, reibe ein, lagere die Bein- und Armsiummel, so sorgfältig ich nur kann.

Doch schon beim dritten Verwundeten muss ich mich setzen. Nach der Behandlung des vierten geht es nicht mehr. Mein Kreuz schmerzt mich, als wolle es bersten. Das Elendgefühl wird stärker als ich.

«Betten Sie mich noch,» bitten die übrigen Patienten. «Sie können es so gut. Bitte, bitte, nur hier, wo diese Falte drückt.» Ich kann nicht mehr, es geht nicht mehr, sonst breche ich zusammen. Und ich schleppe mich in den Gang.

Da ruft aus einem andern Zimmer Wachtmeister Redelix: «Schwester, bitte, bitte, kommen Sie doch. Würden Sie mich besorgen, bitte? Ich kann nicht mehr liegen. Alles schmerzt, drückt, klebt, stinkt. O, man ist doch ein Elendstropf!»

«Bald, Wachtmeister. Gleich – ich komme gleich!»

«Bitte, gehen Sie nicht!»

«Gleich!» wiederhole ich noch einmal unter der Türe.

Ich bin erledigt, restlos ausgepumpt. So schnell mich meine Füße noch schleppen können, flüchte ich mich in mein Zimmer hinunter, werfe mich aufs Bett und breche in Tränen aus. Ich bin überzeugt, dass es weit besser gewesen wäre, wenn ich während meiner Krankheit hätte sterben können. Ich kann ja nichts mehr leisten, bin nichts mehr wert!

Redelix habe ich liegen lassen! Redelix, der sich an mich klammert wie ein Ertrinkender an einen Strohalm, obschon sein Zimmer nicht mir zugeteilt ist.

Redelix, ich möchte dir ja helfen, aber ich kann nicht. Ich habe keine Kraft mehr. Sieh, ich liege da und weine im Bewusstsein meiner Ohnmacht. Habe Geduld, ich komme, sobald ich wieder auf meinen Füßen stehen kann!

Ich muss Redelix leiden lassen! Und er ist ein so sympathischer Mensch. Seine Kriegsvergangenheit ist mir in grossen Zügen bekannt. Schon zweimal ist seine mit fünfzig Mann verstärkte Kompanie aufgerieben worden. Restbestand zwei Mann, Redelix, der das Kommando übernehmen musste, weil die Offiziere, auf die zuerst gezielt wird, gefallen waren, mitinbegriffen. Redelix, der jetzt, Höllenqualen leidend, in einem ungemachten Bett liegt.

Ich sehe die dunkeln, traurigen, bittenden Augen in dem leidverzerrten Gesicht. Und ich werde sie noch lange sehen, diese Augen, vor denen mich eigene Schwäche fliehen machte. Ich sehe sie im Traum, im Wachen. Ich sehe sie noch, als wir schon längst wieder in der Schweiz sind. Sie verfolgen mich, diese flehenden Augen, vor denen ich geflohen bin. Und noch heute, nach 2½ Jahren, durchzuckt mich jedesmal ein stechender Schmerz, wenn vor meinen Augen Wachtmeister Redelix' Gesicht ersteht.

Langsam beginne ich meiner Pflicht wieder gewachsen zu sein, die alle Kräfte erfordert.

Da liegt mein Wiener, dem ich zugetan bin, und den ich bemuttere. Er hat Halsschmerzen und eine heisere Stimme. Er muss viel spucken. Ein klebriger, stinkender,

grauer Auswurf würgt sich den Hals hinauf. Ein Arm des Jungen ist geschient, und mit der linken Hand ist er so ungeschickt, dass er die Schale regelmässig ins Bett ausleert.

Und diese breiige, schlüpfrige Masse zwischen zwei Papieren in den Fingern halten zu müssen, ist noch ekliger. Beim kleinsten Hustenanfall des Jungen eile ich mit einer emaillierten Schale herbei. Er dankt jedesmal so herzlich, dass man ganz instinktiv nicht mit Verstandes-, sondern mit Seelenkräften arbeitet. Das erleichtert mir vielleicht auch das Entleeren der Schalen in dem stinkenden, schmutzigen Klosett, wo immer gefüllte Töpfe von den Ruhrkranken herumstehen. Mit dem fliessenden Wasser hapert es immer mehr.

Die Schale bringe ich sofort zurück. Es hat sicher nicht mehr als vier auf der ganzen Abteilung. So bin ich oft genötigt, diese ekle Masse mittels Zellstoff in die Tiefe zu stossen. Nummer acht, das Ruhrzimmer, ist überhaupt ein Elendszimmer. Bei Dysenterie ist ein Dekubitus beinahe unvermeidlich. Nummer acht ist nicht nur mit Schwerverletzten besetzt, sondern mit Patienten, die ausser ihrer Verwundung noch drei oder vier andere Leiden haben, von denen ein einziges vollauf genügt.

Erschwert wird die Pflege noch durch die russischen Sanitätsartikel, die von den Deutschen erbeutet wurden. Kampfer z.B. ist in anderen Ampullen und hat eine andere Aufschrift. Es braucht Zeit, bis man alles kennengelernt hat.

Ich bin sprachlos über das nun so ganz andere Verhalten der Sanis. Freundlich begrüssen sie mich. Eines Tages frage ich meinen Nachbar, einen Zahntechniker, der den nebenanliegenden Saal ganz allein besorgt und nun plötzlich wie umgewandelt zu mir ist, was er denn in der ersten Zeit gegen mich gehabt habe.

«Sehen Sie,» sagt er, «Feldlazarette sind eine Männersache. Wir haben immer Angst, dass eine Schwester meint, sie könne uns befehlen. Es stimmt, ich habe mich abweisend gegen Sie verhalten,» räumt er offen ein, «aber seitdem ich Sie durch die Türspalte mit aufgelösten Haaren krank

in ihrem Bett liegen sah, sind solche Gefühle wie fortgeblasen. Sie sahen so mädchenhaft aus.»

«Weshalb haben Sie mich nicht einmal besucht?»

«Es war doch verboten, zu Ihnen zu gehen.»

Von diesem Tage an herrscht gute Nachbarschaft. Wir arbeiten einander in die Hände, dass es eine Freude ist.

Am Abschiedstag wird er eine grosse Photographie von sich in ein Kuvert stecken und mir bis vor das Lazarett nachrennen.

«Sie schicken mir aber auch ein Bild, gelt?»

«Brrr! habe ich wieder eine hübsche Arbeit hinter mir!»

Mit diesen Worten kommt ein Sani zu mir und reibt sich seine Hände mit einer desinfizierenden Salbe ein.

«Was haben Sie denn getan?» forsche ich.

«Psst!» macht er, den Zeigefinger auf seinen Mund legend. «Es war wieder einmal höchste Zeit, die Toten in der Kirche drüben einzusargen.» Er schüttelt sich.

«Sie sind alle steinhart gefroren. Ich musste sie erst an den Ofen halten und aufwärmen, damit sie biegsam wurden und in den Schrein getan werden konnten. Ein ekelhaftes Gefühl, Tote so halten zu müssen.»

Die Freunde aus dem Nordlazarett besuchen mich. Ich opfere ohne Weiteres die weihnachtliche Champagnerflasche und den Rotwein. Mein ehemaliger Chef mit seinem ewigen Sonnenschein schmunzelt beim Anblick des Champagners und lässt sich nicht bitten, Schweizer Biskuits zu versuchen. Auch Schwester Hilde, die deutsche Schwester, ist mitgekommen und bringt mir russisches Parfum. Natürlich russische Erbschaft, von ihr mit Frontmark zu reduziertem Preis aus der Kantine erworben.

Nur mein «Bruder» ist nicht gekommen.

«Er hat Urlaub erhalten und ist heim nach Hamburg gefahren,» erklärt mir Hedi. «Du, weisst du, was mir neulich im Offizierszimmer passierte?» – «Nein, schiess los!»

«Da lag wieder ein Neuer und sagte gleich zu mir: «Gut, wieder einmal von einer deutschen Frau gepflegt zu werden.»

«Nun täuschen Sie sich aber,» gab ich zurück.

«Wieso?» wollte er wissen.

«Ich bin keine Deutsche.»

«Na, was sind Sie denn?»

«Schweizerin.»

«Ist ja dasselbe,» gab der Kerl unverfroren zurück.

«So?» dachte ich. «Warte, Jüngelchen, dir will ich heimleuchten.» Zwanglos und unbeschwert begann ich vor mich hinzusprechen, Schweizerdeutsch, Französisch, alles durcheinander. Auch meine paar Brocken Romanisch suchte ich hervor und fragte ihn: «Wotsch an Bütsch?» Den hätte er allerdings nicht bekommen, aber das Wort gehört nun einmal zu meinem Sprachschatz.

«Wie bitte,» forschte er, «ich verstehe Sie nicht. Was sagen Sie?»

«Ich sprach in meiner Muttersprache. Nun sehen Sie, ob es dasselbe ist.»

Aus Kailuga kommt Bericht, dass ein deutsches Lazarett total ausgebrannt sei. Die Verwundeten, die gehen konnten, versteckten sich im Haus, als sie die nahenden Russen hörten und kamen im Feuer um. Die Verwundeten, die das Bett nicht verlassen konnten, fanden die kurz darauf wieder vorrückenden Deutschen auf Bahren in der Nähe des Lazarettes.

Dieser Bericht von Augenzeugen stimmt nur schlecht mit dem in Berlin gehörten überein, wo man uns sagte, dass die Russen alles todknipsen.

Sylvester beschert mir drei Einladungen. Solothurns Gerhart, ein deutscher Offizier, den sie in Smolensk kennenlernte, hätte uns gerne bei sich gesehen. Ohne eine Begleiterin will Solothurn aber nicht gehen.

«Kommen Sie doch! Es herrscht sofort eine ganze andere Atmosphäre, wenn Frauen anwesend sind. Ich hätte gerne wieder einmal im Kreise von Frauen gefeiert. Da fallen faule Witze weg,» sagt Gerhart.

Leutnant Schmidt möchte mir schon lange seine neue Wohnung zeigen. Und schliesslich ist da noch Jacques, der

verlassen wäre, wenn ich anderswohin ginge. Ich denke an meine Krankenzeit und entschliesse mich für Jacques.

Alle Vorbereitungen sind getroffen. Anwesend sind die beiden Russland-Schweizer, die als Fahrer und Dolmetscher an der Expedition teilnehmen – die Eltern des einen besaßen in Wilna eine Fabrik, der andere hofft, von den Deutschen sein Gut in Odessa zurückzuerhalten – eine Sekretärin, Jacques und meine Wenigkeit.

Aus nichts haben wir Geschenke für einander fabriziert. Jacques schenkt mir ein kleines Biskuitherz, das unsere weihnachtlichen Kartonteller schmückte, und auf das er mit weisser Farbe «Erinnerung an Smolensk» gemalt hat. Ich gebe ihm Bombons aus der Schweiz, die ich in ein selbstverfertigtes Papierkörbchen gelegt habe.

Der Schweizer Chirurg, der mich operierte, wird mit der Flasche Rotwein bedacht, deren Hals ich mit einem Tannenzapfen verzierte. Seinem Assistenten verehere ich einen Lebkuchen, den ich von zu Hause erhielt und mit einem hellblauen Band dekorierte, das ich mir bei der Überreichung des Geschenkes gleich wieder ... zurückerbitte. Es stellt nämlich meine Reserve für zerrissene Hemdträger dar.

Die beiden Schwestern, die mich pflegten, bekommen eine Tafel Schokolade.

Die Trennung von all den guten Sachen fällt mir nicht leicht, denn jetzt habe ich einen wahren Wolfshunger.

Um elf Uhr nachts flammt plötzlich der Himmel taghell auf. In der Luft wird es unheimlich lebendig. Leuchtraketen zischen hin und her. Wölkchen bilden sich und zerplatzen.

«Fallschirmjäger!» sagt Jacques, der hinaufspäht. Und ich glaube ihm aufs Wort. Als schweizerischer Fliegeroberleutnant muss er es ja wissen.

Beim Gartenzaun bewegt sich ein Schatten – schleicht auf uns zu.

«Wer da?» ruft er. «Aha, ihr seid's! Ich rate euch an, lieber nicht hinauszu gehen.» Ein deutscher Soldat, der bis an die Zähne bewaffnet seinen Dienst versieht.

«Um Gotteswillen, was ist denn los?»

Er lacht kurz und trocken auf.

«So feiern wir Deutschen im Krieg Sylvester.»

So ein Unsinn! Solch eine Materialverschwendung, ist meine erste Reaktion. Die zweite: Ach, wenn sie doch nur gleich alles verpulvern würden, damit das neue Jahr als Friedensjahr beginnen müsste.

Beruhigt kehren wir in unsere Stube zurück.

Der Spektakel draussen dauert bis um zwölf Uhr.

Einträchtig sitzen wir um den Tisch und plaudern. Schlag Mitternacht erhebt sich der Russland-Schweizer, der bei Odessa ein Gut besass, hält eine kurze Ansprache und überreicht einem jeden einen Tausendrubel-Schein, der noch aus der Zarenzeit stammt.

«Möge er eurer Zukunft Glück bringen!»

Mir kann er weder Glück noch Unglück bringen. Am folgenden Tag zeige ich ihn meinen Soldaten und lege ihn - um damit nicht extra mein Zimmer aufsuchen zu müssen - in eine Schublade der Apotheke. Wie ich ihn etwas später nehmen will, ist er schon auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

«Kommen Sie heute Abend auch zu einem Samowartee auf meine Bude,» lädt mich Tessins deutscher Chef ein.

Und nun sitzen wir beisammen. Zwei Ärzte und drei Schwestern sind in dem netten, sauberen Zimmer des Chefchirurgen.

Leise summt der Samowar ...

Wie oft habe ich das früher in Büchern gelesen und warm bekommen, gerade so warm, wie wenn man von offenem, knisterndem Kaminfeuer spricht.

Der singende Samowar verbreitet eine Atmosphäre des Friedens. Er wärmt, regt an und entführt in Urgrossmutterns Zeiten - in ein altes, vielbesungenes Wien - in Zeiten, die mitsamt ihrem Märchenglanz versunken sind.

Und das Hervorzerrn dieser Zeiten schmerzt, denn man weiss: Sie kommen nie wieder!

«Es war einmal,» beginnt der Chefchirurg und lässt vor uns das alte Zarenrussland erstehen, doch ohne Besitzer-

druck und Sklavenelend zu schildern. Mir scheint, er wolle jeden Schatten fernhalten, der auf den Glanz des hervor-gezauberten Bildes fallen könnte.

Und der Samowar summt sein Lied.

Doch wie der aus seinen Erinnerungen Schöpfende zu Sowjetrussland kommen sollte, bricht er brüsk ab.

Auch der Samowar verstummt.

«Lassen wir uns nicht verdriessen,» fährt er nach einem Weilchen fort. «Die Weltgeschichte hat ihre Perioden, Zeiten der Entwicklung und des Verfalls.

Ein Rückblick zeigt uns nur das Schöne und Gute golden verklärt. Und gerade, weil wir es als Vergangenheit empfinden, als etwas, das unwiederruflich dahin ist, ergreift es uns so tief. Und doch kommt alles wieder. Vielleicht nicht in ganz gleicher Form, aber mit einer ähnlichen Auswirkung.

Und wenn wir später – wiederum am häuslichen Herd, oder aus dem Alltagsleben heraus – unsere Gedanken zurückgleiten lassen in den kalten und fernen Osten, wo das gegenseitige Sichkennenlernen eine solch tiefe Bedeutung gewinnt, dass wir uns sagen müssen, das sei einmalig gewesen, dann ... na, stossen wir darauf an!

Doch keine trüben Gedanken! Lacht und erzählt etwas Lustiges! Ein guter Witz ist das Aroma des Lebens. Wo Humor blüht und gedeiht, bricht jede Tragik zusammen.»

Er lächelt leicht.

«Wissen Sie bereits, dass die Schweizer und die Deutschen sehr gut zusammen fischen können? Natürlich fischt der eine diesseits und der andere jenseits des Stromes. Der Schweizer wirft die Angel ins Wasser. Nanu, da gibt der Zapfen schon an! Hat der aber ein Glück! Und doch scheint es kein blosses Glück zu sein, denn nach jedem Auswerfen zieht er auch schon einen Fisch heraus. Der Deutsche wird nervös. Schliesslich hat er die Taxe auch bezahlt. Aufgeregt führt er die Rute hin und her. Aber es will einfach kein Fischlein anbeissen.

«Wie machen Sie es denn?» erkundigt er sich schliesslich beim Schweizer.



«Ja,» meint der gelassen, «bei uns dürfen sie halt das Maul noch auf tun.» Und so geht es weiter. Und der Deutschen Witze sind schärfer als unsere.

Seit drei Tagen trägt mein Chef den rechten Zeigefinger geschient in der Weste. Er hat sich beim Operieren verletzt und mit den Eiterherden der Verwundeten selber infiziert. Gleichwohl macht er Tag für Tag seine Krankenbesuche. Seine Wangen sind gerötet und die Augen glänzen. Ich nehme ihm trotz seines Widerstrebens die Temperatur. Das Thermometer zeigt 38,5.

Denkt er denn nicht an eine Sepsis? Ich bin beunruhigt. Aber ins Bett bringt man ihn nicht.

«Mensch, wissen Sie eigentlich nicht, dass es um Ihr Bein geht?» donnert er einen Verletzten an, der immer wieder anders gelagert sein will: «Was ist Ihnen lieber, Ihr Bein behalten oder ... ?»

«Mein Bein behalten, Herr Oberarzt!»

«Na, also, das meine ich auch,» gibt er gleich besänftigt zur Antwort.

Ich liebe seine Art. Wo es nötig ist, donnert er, reisst die Burschen aus ihrer Lethargie, indem er sie schonungslos vor die nackte Tatsache stellt.

Er gleicht einem Feldherrn, der sich voll einsetzt und dazu noch die Verantwortung trägt, von seinen Untergebenen aber auch das Höchste fordert. Sie lieben und verehren ihn, wie ich es noch nie, in keinem Spital, erlebte. Freudig legen sie ihr Leben in seine Hand, die wie eine weise Naturgewalt schützt und tragen hilft.

Ein Leichtverwundeter soll wieder zu seiner Truppe zurückpediert werden.

Am Morgen sehe ich ihn bedrückt in seinem Bett liegen. Seine Kameraden witzeln und plaudern wie erwachende Spatzen. Er nimmt nicht teil, schaut trübe vor sich hin.

«Was ist denn los, Noll, was lässt Sie nicht mitlachen?» frage ich und nähere mich seinem Bett.

«Was sag ich bloss meiner Mutter? Sie liegt krank zu Hause. Den Tod des einen Bruders darf sie in ihrem gegen-

wärtigen Zustand nicht erfahren. Mein zweiter Bruder liegt schwerverwundet in der Nähe von Stalingrad. Darüber grämt sie sich beinahe zu Tode. Mich erwartet sie jeden Tag, da ohne meine Verwundung der Urlaub bald fällig gewesen wäre, und jetzt – Ich bin ihr letztes Kind. Wenn ich nur zwei, drei Tage nach Hause könnte, um sie noch einmal zu sehen!»

«Weshalb sagen Sie es dem Oberarzt nicht? Er versteht doch alles so gut.»

«Für mich darf ich um nichts bitten. Ich bin Soldat.!

«Ich will es für Sie tun!»

Er schaut mich überrascht an, während in seinen Augen ein kleiner Hoffnungsschimmer aufleuchtet.

Ich weiss, dass Dr. Freund das Unmögliche tun wird, um dem Soldaten den Urlaub zu verschaffen. Ich weiss aber auch, dass er es mir nicht zugeben wird. Es soll nicht aussehender, als liesse er sich von einer Frau beeinflussen.

Er sitzt an seinem Pult im Arbeitszimmer und liest Krankengeschichten durch.

«Darf ich einen Augenblick stören?»

«Ja, bitte.» Ich trage ihm den Sachverhalt vor.

«Er muss frei werden. Sie müssen ihm helfen.»

«Er ist schon bei seiner Truppe angemeldet. Die Sache ist mehr als aussichtslos.»

Trotzdem kommt kein Zweifel in mir auf. Dr. Freund wird eingreifen und dem Soldaten zu einem Urlaub verhelfen. Ich müsste mich in diesem Mann getäuscht haben, wenn er anders handeln würde.

Zwei Tage darauf schüttelt mir Noll, um dessen Urlaub es mehr als aussichtslos stand, glücklich die Hand.

«Ich fahre in die Heimat. Ich danke Ihnen!»

Es geht einfach nicht mehr. Die Fieber meines Chefs steigen mehr und mehr. Er aber will nicht klein begeben und geht mit zusammengebissenen Zähnen seiner Pflicht nach.

Schliesslich erklärt ihm der Oberstabsarzt scherzend den Krieg. Da dies keinen Eindruck macht, gibt er ihm den

Befehl, sich nicht mehr zu zeigen, sondern im Bett zu bleiben.

Der alte Brummbär mit dem stolzen Willen liegt fluchend auf seinem Lager und will keine Besuche empfangen. Ich wage mich trotzdem zu ihm, setze mich auf meinen weissen Stuhl und warte, bis er selbst das Wort ergreift:

«Beobachten Sie scharf den Fuchs. Er hat mir nicht recht gefallen. Den Tuchsens lassen Sie keinen Augenblick aus den Augen. Professor Schnitter war für sofortige Exartikulation. Ich kann mich nicht dazu entschliessen. Noch nicht, so lange die Fieber schön unten bleiben. Messen Sie dreimal täglich. Die Kurve sagt Ihnen alles. Halten Sie mich fortwährend auf dem laufenden!

Wie ein Vater, der eine Reise unternimmt, übergibt er mir seine Sorgenkinder. Er erklärt den Fall, lässt mich mit seinem Blick die wahrscheinliche Entwicklung sehen und die Prognose ahnen.

Er sieht so weit und so klar!

Ich bin beglückt, dass ein Mensch mich an solch schwerwiegenden Kämpfen teilnehmen lässt und mobilisiere alle meine Kräfte, damit ich mich immer seines Vertrauens würdig erweise.

Schon nach zwei Tagen muss ich ihm eine erhöhte Temperatur Tuchsens melden. Gleich will er sein Bett verlassen und selbst nach Tuchsens sehen.

Es ist, wie wenn zwischen Patient und Arzt eine stumme Verschwörung bestände.

Tuchsens erklärt dem Vertreter des Oberarztes, einem unbedeutenden Menschen, der uns von der Front geschickt wurde, hartnäckig, die Schmerzen nähmen nicht zu. Mir teilt er mit, dass er sich von diesem «Knochenschlosser» nicht behandeln lassen wolle. Er warte, bis der Oberarzt wieder heil sei.

Aber es geht so lange, bis er seine Tätigkeit wieder aufnehmen kann. Drei Wochen lang liegt er. Strengstes Besuchsverbot! Man fürchtet um sein Leben.

So sind wir, ob wir wollen oder nicht, auf seinen Ver-

treter angewiesen, mit dem es mir gleich ergeht wie den Soldaten: Er verschliesst einem den Mund.

Seine bodenlose Gleichgültigkeit löst in mir wahre Angstkrämpfe aus. Dabei ist der Mann 2½ Jahre lang auf dem Truppenverbandsplatz, in der Feuerlinie, gewesen.

Man hätte erwarten sollen, dass er sich dort seiner Pflicht bewusst geworden sei und es ernst nahm mit einer Verantwortung, die über das ganze zukünftige Leben der ihm anvertrauten Soldaten entschied.

Es scheint ihm gleichgültig zu sein, und ich weiss nicht mehr was denken.

Seine Krankenbesuche spielen sich folgendermassen ab: Er eilt durch die Säle und Zimmer, zeigt mit dem Finger auf jeden einzelnen Patienten, als zähle er sie und sagt: «Ihnen geht es gut, Ihnen auch, Ihnen auch!» und schon ist er verschwunden. Den ganzen Tag sieht man ihn nicht wieder.

Er entlässt nur wenige, damit er keine Neuen aufzunehmen braucht und sich mit Anamnesen herumschlagen muss.

Zwei ärgere Gegensätze als den pflichtbewussten Oberarzt und diesen diplomierten Kurpfuscher kann man sich nicht vorstellen. Der eine geht in seinen Kranken auf, lebt und leidet mit ihnen, der andere behandelt sie als «erledigte Ausschussware».

Wieso nur auch? Hat er in der Feuerlinie so viel gesehen, so viel durchgemacht, dass ihm alles, aber auch rein alles, sein eigenes Leben mitinbegriffen, einfach gleichgültig geworden ist?

Mit den Verwundeten fiebere ich der Rückkehr unseres Oberarztes entgegen. Bei Stresse muss man jeden vierten Tag einen Ätherrausch zum Verbinden machen, sonst hält der arme Teufel die Schmerzen nicht aus. Amputation ! Geschient, massenhaft Splitter, Steckschüsse, dazu noch ein zertrümmertes Knie. Dekubitus und Ruhr haben zwei tiefe Löcher in sein Gesäss gefressen.

Wenn er im Ätherrausch liegt, müssen ihn zwei Sanis hochheben, damit man ihn von unten her richtig pflegen kann. Die Salbenlappen streiche ich stets schon vorher,

falte die Unterlage zusammen, damit alles so rasch als möglich erledigt werden kann. Immer sind wir fünf, wenn nicht sechs, die bei diesem Schauerspiel helfen.

Mit dem Oberarzt war es reibungslos gegangen. Wir waren gut aufeinander eingearbeitet. Niemand sprach ein Wort, keine unnütze Handbewegung wurde ausgeführt.

Es klappte.

Gleichwohl lastet dieser vierte Tag auf mir und bedrückt mich. Schon am Morgen erwache ich bedrückt und erhebe mich mit schwerem Herzen. Auch Strese fürchtet sich vor der Narkose und erst recht vor dem Nachher – bis er wieder das richtige Liegeplätzchen gefunden hat.

Gerne hätten wir ihn dieser Folter nur alle fünf Tage ausgesetzt. Aber fünf Tage sind zu lang. Da brennen die Wunden und er kommt aus dem Stöhnen nicht mehr heraus.

Heute behandeln wir Strese zum erstenmal mit dem Stellvertreter. Er steht neben mir und tut keinen Wank. Nur bei der Narkose ruft er dem Einschlafenden, der gerade fünfzig zählt, die Worte zu: «Die Russen kommen! Die Russen kommen!»

Der in seinem Halbschlummer dösende Strese erschreckt derart, dass er laut aufbrüllt und mit den Armen um sich schlägt, sich wehrt und die Arbeit ungemein erschwert.

Bei siebzig reißt der Arzt den Verband herunter, ob schon der Verletzte jammert, und heisst uns verbinden. Dr. Freund wartete bis auf hundertzwanzig.

Ich mache dem Stellvertreter Vorhalte. Er hört mir nicht zu. Etwas Kaltes, Gefühlloses strömt von diesem Menschen aus, den ich für mich fürderhin «Schinderhannes» nenne.

«Ich habe wahnsinnige Schmerzen im Bein,» klagt Fuchs seit ein paar Tagen. Ein stiller, bescheidener Mensch. Ich habe stets den Eindruck, als lebe er hier in einer ihm so vollkommenen Welt, dass er sich nicht zurecht finden kann. Sein Gesicht verrät viel Persönlichkeit, doch er schweigt immer.

Es ist zum erstenmal, dass er klagt. Umso rascher schaue ich nach, bette die Watte ein bisschen anders.

«Ist es besser so?»

«Ein wenig.»

Ich gehe sofort den korrekten, vorgeschriebenen Dienstweg, melde es dem Hauptmann und verlange den Arzt.

Am andern Tag klagt Fuchs wiederum. Seine Zehen, die aus dem Gipsverband heraus schauen, sind kalt anzufühlen. Meine Unruhe steigt. Ich melde es wieder.

«Weiss es denn der Arzt nicht?»

«Doch, ich habe die Meldung gleich weitergeleitet!» Endlich, am dritten Tag, schaut der Arzt nach. Das Bein ist abgestorben. Morgen soll es amputiert werden.

Weiss Fuchs, was ihm bevorsteht?

Nie hatte der Oberarzt etwas unternommen, ohne zuerst die Jungens aufzuklären, ihnen den Sachverhalt genau vor Augen zu führen. Bei ihm hatten sie stets das Gefühl «ich entscheide über mich», und nachher war es für sie viel leichter zu ertragen.

«Weiss es Fuchs?»

«Das ist Sache des Arztes.»

Vorsichtig forsche ich bei Fuchs, wie weit er über sich selbst orientiert ist.

«Morgen wird der Gips aufgebrochen, dann werde ich weniger Schmerzen haben,» erklärt er mir freudig.

«Kommen Sie in den OP?»

«Ja, ich bin so froh, dass etwas geschieht.»

Armer Junge, er weiss also nichts, und ich ... getraue mich nicht, es ihm zu sagen.

Ruhig, wie wenn es das Selbstverständlichste wäre, erwacht er aus der Narkose und lächelt mich an:

«Nun ist der Schreck überstanden!»

Ich stutze. Ja, weiss er denn, was mit ihm geschah?

Unablässig umgebe ich ihn mit besonderer Sorgfalt.

Drei Tage später ruft er mich schreckerfüllt ... Nie werde ich diesen entsetzlichen Gesichtsausdruck vergessen!

«Schwester, jetzt hab ich mich ein bisschen bewegt, glaubte, mit dem linken Bein an das rechte stossen zu müssen und habe es einfach nicht gefunden. Ist... es ... den ...?»

«Ja, Fuchs ! Es war unerlässlich. Ihr Leben hing davon ab. Wissen Sie, ein amputierter Arm oder gar beide, das ist viel schlimmer.» versuche ich, ihm über den grauenhaften Schlag hinwegzuhelfen. «Im Besitze der Arme kann man doch noch alles machen und bleibt unabhängig. Jetzt, wo die Orthopädie solche Fortschritte gemacht hat, bekommen Sie eine recht gute Prothese, die Ihnen nicht lästig fallen wird. Denken Sie, in der Schweiz kenne ich einen Mann, der mit einer Prothese Ski fährt ! Zudem sind Sie nun sicher, dass Sie in die Heimat zurückkehren können.»

Der Skifahrer mit der Prothese imponiert ihm. Er söhnt sich rascher mit seinem Schicksal aus, als ich gedacht hätte.

Mein Wiener ist ganz heiser geworden. Der klebrige, stinkende Auswurf nimmt eher zu als ab. Die Zunge ist dick belegt. Auch die Mundschleimhäute sind mit einer graugrünen Schicht überzogen.

«Ist noch kein Diphtherie-Abstrich gemacht worden?»

«Doch, vor drei Tagen. Negativ. Heute wurde wieder einer gemacht.»

«Und das Resultat?»

«Noch unbekannt.»

Die Temperatur gibt zu keiner besonderen Sorge Anlass. Sie schwankt zwischen 38 und 39 Grad. Was hat das schon zu bedeuten? Gut ein Drittel der Verwundeten hat konstant 40 Grad Fieber. Und doch ist es Diphtherie !

Sofort wird der Wiener isoliert, das heisst auf der gleichen Station in ein Einzelzimmer gebracht. Extraschürzen werden aufgehängt, die man anziehen muss, wenn man sich ihm nähert. Er erhält sein persönliches Essbesteck und -geschirr. Becken mit einer Desinfektionslösung zum Waschen der Hände stehen bereit.

«Gelt, ich werd doch wieder gesund?» fragt er mich, bevor die Umzieherei stattfindet, «zu Haus, do hoab i a Frau und a sechs Wochen oalts Maderl, dös i no goar nit kenn. Dös möcht i so gern sehen.»

«Sicher werden Sie das kleine Wesen sehen. Nur müssen die dummen Bazillen, die übrigens für alle Menschen

eine ganz besondere Vorliebe haben, erst ganz verschwunden sein. Und wissen Sie, im Einzelzimmer, da können Sie nun wenigstens ganz ruhig schlafen.»

In zwei Wochen sollen wir abreisen, und ich hab immer noch keine Balalaika. Wie ich mich erkundige, ob es keine Musikalienhandlung gebe, sagt man mir, dass in Russland Privatgeschäfte unbekannt seien. Nur bei den Genossenschaften könne man sich eindecken, und die hätten jetzt sicher andere Sorgen, als den Verkauf von Balalaikas zu organisieren. In ganz Smolensk sind mir nur zwei Läden bekannt, und auch diese verdanken ihre Entstehung ganz bestimmt dem Krieg. Einer liegt einige zehn Minuten vom Lazarett entfernt. Es ist ein eher ärmlich aussehendes Haus, das jedem anderen Haus in Smolensk gleicht. Von der Strasse

her tritt man direkt in ein düsteres Zimmer. Eine Einrichtung, die nur entfernt an einen Ladentisch mahnt und Bedienung und Kunden voneinander trennt, sieht darin.

Es sind meistens Russen, die hier zu sehen sind. Verliert sich zufälligerweise einmal ein Deutscher in den Laden, so weht ihm eisige Kälte entgegen.

Zweimal suchen Jacques und ich den Laden in Begleitung eines unserer Russland-Schweizer auf, der sich als Dolmetscher betätigt. Dabei habe ich jedesmal meine spezielle Freude. Der Russland-Schweizer benimmt sich, als wäre er hier schon längst gut Freund. Prompt werden wir in einen Nebenraum geführt, wo eine Leiter sieht, auf Tablaren viele Schachteln thronen und abgetragene Kleider herumhängen. Der Russland-Schweizer tritt ganz nahe zu dem Verkäufer oder Besitzer, sagt fortwährend: «Maligne !» wobei er mit den Fingern etwas winzig Kleines andeutet und seine Augen zudrückt.

Diese Gebärde macht mir jedesmal den Eindruck einer Mischung von vertraulich und tigerhaft – falls es nicht beides zugleich ist. Doch glaube ich zu erraten, was er erreichen möchte. Er hat nämlich so etwas wie eine «halbe Braut» und macht nun Jagd auf ein Schmuckstück, das er



ihr verehren möchte. Wenn er aber das Wort «Balalaika» ausspricht, die ihm schon unzählige Male versprochen worden ist, sich aber nie zeigen will, spitze ich beide Ohren.

Nachdem wir auf später vertröstet worden sind, verlassen wir das Hinterlokal, wo vertrauliche Geschäfte verhandelt werden. Vorne, wo die vielen Leute warten, entdecke ich kunterbunt durcheinander: Schmutzige Weingläser, gehäkelte, altmodische Mützen, Ofentüren, Fensterscheiben, Krawatten, gebrauchte Grammophonplatten, verstaubte Bücher, eine Zitronenpresse, leere Flaschen, geschmacklose Bilder – kurz, es sieht schlimmer aus als bei uns in der Schweiz in Friedenszeit in der Gerümpelkammer auf dem Estrich. Nur der frühere «Flohmarkt» in Paris könnte als Vergleich herhalten.

Der zweite Laden befindet sich in der ausgebrannten Hauptstrasse. Vor der Treppe, die in einen Keller führt, steht ein Plakat. Ich folge Jacques und wir betreten ein dunkles, verliessartiges Gewölbe. Durch ein kleines Oberfenster stiehlt sich ein Strahl Tageslicht hinein.

Jacques fragt nach Ikonen. Ich nach einer Balalaika. Die gebückte Gestalt hinter dem Ladentisch erwidert; «Niè Ikone, nie Balalaika!» Mehr wird nicht gesprochen. Übrigens sieht es hier nicht viel anders aus als im Erdgeschossladen. Ein bisschen ordentlicher ist es. Die Waren sind nach Art und Gattung zusammengestellt.

Eine ehemalige Welschschweizerin soll mit einem Smolensker Komponisten verheiratet sein. Sie wird von der Schweizer Garde wie eine alte Freundin aufgenommen.

Wie ich sie zum erstenmal erblicke, mahnt sie mich lebhaft an eine betagte Kupplerin. Ihre Sprache klingt gepflegt, doch ihren Gesten und Bewegungen haftet etwas Katzenhaftes an. Hinter einem freundlichen Lachen scheint sie Fühler auszustrecken und auf der Lauer zu liegen, ob sie nichts für sich erhaschen könne.

Sie lädt Jacques und mich zu sich nach Hause ein. Wir gehen. Ihren Mann, den Komponisten, bekommen wir nicht zu Gesicht. Nur eine Pelzmütze und an Nägeln hangende

Jacken zeugen von der Anwesenheit eines männlichen Wesens. Übrigens wird gemunkelt, dass die beiden geschieden seien.

Jacques, wie bereits erwähnt, brennt für Ikone. Er scheint wie besessen zu sein, Altertümer auszugraben, wertvolle Malereien zu entdecken «einen seltenen Fang zu tun», wie er sich ausdrückt, und fühlt sich von jedem eventuellen Fundort wie von einem Magneten angezogen.

Aus diesem Grunde begleitet uns die Komponistengattin eines Tages in das Haus einer ihrer Freundinnen. Unterwegs werden wir auf die Eigenarten der zu Besuchenden vorbereitet.

Sie hat alles verloren: Mann, Sohn und Tochter. Das Haus gehört ihr, doch lebt sie mit ihrer Schwester zusammen, die ihr jeden Bissen missgönnt, sie auch schon verprügelte und misshandelte. Herrin des Hauses ist die Schwester. «Sie müssen aufpassen, dass sie nichts merkt, wenn Sie etwas gegen Nahrungsmittel eintauschen. Am besten ist es, wenn Sie mir die Ware geben, damit ich sie meiner Freundin überreichen kann.»

Diese Worte erzeugen in meinem Munde einen bitteren Geschmack.

Ihre Freundin soll unter der Wäsche in der untersten Schublade eine wertvolle Ikone versteckt halten. Allerdings ist es fraglich, ob sie sich davon trennen kann. Sie hängt sehr daran. Die Ikone bedeutet ihr viel, denn sie ist ein geheiligtes Familienerbstück. Übrigens gehört ihre Freundin einer der angesehensten Familien aus Moskau an.

So vorbereitet, betreten wir ein grosses, geräumiges Haus. Wir werden nicht anders eingelassen als in allen Wohnungen, die ich bisher in Smolensk besucht habe. Als erste Antwort auf unser Pochen heisst es warten. Dann öffnet sich langsam, langsam eine Türspalte. Hernach zeigt sich zögernd eine armselig gekleidete Frau.

Hier bemerke ich insofern einen Unterschied, als sich die beiden Frauen zuerst durch die noch geschlossene Türe verständigen.

Die hexenähnliche Schwester sehen wir nicht.

Die Wände der Wohnung sind mit Bildern und Photographien tapeziert. Eine Photo stellt ihren Sohn dar. Er trägt einen malerischen Fez und hat ein kaftanähnliches Gewand übergeworfen. Ein straff angezogener Gürtel vervollständigt die Kleidung. Diesem Bild gegenüber hängt das in zarten Farbtönen gehaltene Portrait ihrer schönen Tochter. Hoheit und Grazie sprechen aus diesem antik anmutenden Gemälde, dessen Schöpfer sich eines meisterhaften Pinselstriches rühmen darf.

Auch Jacques bemerkt das auf den ersten Blick. Mit abgöttischer Bewunderung hangen seine Augen an diesem Bild. Er wittert etwas Einmaliges. In Gedanken befördert er es schon in die Schweiz, sieht sich von den dortigen Kunstkennern gelobt und gepriesen, erstens seines guten Geschmackes wegen, zweitens «für den guten Fang».

Doch das Bild ist zu gross, zu schwer, zu umständlich für eine solch mühevollen Reise, wie sie uns bevorsteht. So hängt, wenn das Haus noch steht, dieses Kunstwerk auch heute noch an jener Wand in Smolensk. Doch wenn sich Jacques daran erinnert, dann schlägt sein Herz wehmütig.

Die Frau sieht auffallend blass und verängstigt aus. Um die Augen herum – ja selbst im Augenweiss – hat sie jenen grügelblichen Perlmutterglanz, den man bei anämischen und ausgehungerten Leuten oft gewahrt.

Sie bückt sich und öffnet umständlich die Waschtischschublade, stöbert in der Wäsche herum und zieht ein handgemaltes Madonnenbild hervor. Wo die Nase sein sollte, zeigt sich ein weisser Fleck. Die Farbe ist abgebröckelt.

«Das kann ich selber restaurieren,» erwähnt Jacques schnell. Die Madonna begeistert ihn. Die Frau trennt sich nur schweren Herzens von dem Bild. Doch der Hunger verlangt es gebieterisch. Jacques muss ihr das Versprechen geben, diese Ikone heilig zu halten und nie um Geld zu verkaufen.

Jacques verspricht es hoch und heilig. Er würde noch viel mehr versprechen.

«Du, ich hätte es nicht übers Herz gebracht, unter diesen Umständen einen Tauschhandel zu machen. Sieh, dieser Frau bedeutet die Ikone viel mehr als dir,» sage ich nachher zu Jacques, der die Achseln zuckt und am folgenden Tag der ehemaligen Westschweizerin die ausgemachten Fressalien bringt. Wie er von der Bezahlung zurückkehrt, sagt er trocken: «Die alte Schachtel ist mit der Zuckerration nicht zufrieden. Ich muss noch mehr aufreiben.»

Eine Woche später meldet sich die Vermittlerin bei mir, weil Jacques gerade nicht zu finden ist. Um ihr einen zweiten Gang zu ersparen, gebe ich ihr ein halbes Pfund Zucker von mir. Kaum hat sie sich entfernt, vernehme ich, dass drei Ärzte im nebenanliegenden Gebäude ebenfalls schon Zucker bluteten für Jacques. Ein Licht geht mir auf. Ich verstehe, wie es sich mit der schaurigen Mär von der herzlosen Schwester verhält. Ich begreife, wer für seine eigene Tasche sorgt. Doch zu spät! Den Zucker sind wir los.

Die deutsche Schwester, die vor mir den Wiener pflegte, ist an Diphtherie erkrankt. Er selber sieht schlecht aus. Ich sehe öfters nach ihm. Zum Glück ist unser Oberarzt wieder da. Ich bin so beruhigt, seit er wiederum unter uns weilt und ich meine Kranken seiner Obhut anvertraut weiss.

«Schwesterlein,» sagt der Wiener, «mein Brotsack.» und er deutet an das Kopfende des Bettes, «mein Brotsack ist schmutzig. Könnten Sie mir ihn waschen?» Dieser plötzliche Einfall macht mich lächeln. Ich verspreche ihm, mich in der Wäscherei zu erkundigen, wann ich den Brotsack aus dickem Segeltuchstoff zum Waschen geben könne.

Anderntags klagt er über Lufthunger. Die Rippenbogen sind stark eingezogen. Der Puls fliegt, und die Temperatur sinkt sehr tief herab. Sofort greift der Oberarzt zum Skalpel und öffnet die Luftröhre.

Für den armen Wiener wieder eine neue Operation in seinem ohnehin elenden Zustand. Und er muss doch gesund werden. Er hat ja ein Mädchen, das er noch nie gesehen hat.

Von jetzt an verständigt er sich durch Schreiben mit der

Umwelt. Die ersten Worte, die er kritzelt, lauten: «Ich danke Ihnen, Herr Oberarzt. Sie sind gut!» Es ist rührend, wie dieser Erbarmenswerte noch so dankbar ist.

Seine zweite Niederschrift bittet mich, seinen Brotsack nicht zu vergessen. Wie ich die Worte gelesen habe, schaut er mich an, legt seine beiden Hände zu einer bittenden Gebärde zusammen und macht ein so flehendes Gesicht, dass ich schnell seinen Sack leere, der alles Mögliche enthält nur keine Brotresten, und trage ihn in die Waschküche.

«Fritzchen, können Sie den möglichst bald mitwaschen?»

«Natürlich. Doch weshalb?»

«Es ist der Wunsch eines Schwerkranken.»

«Weshalb soll ich ihn da noch zum Waschen geben. Er braucht ihn ja doch nicht mehr.»

«Nein, nein, er stirbt nicht!»

«Bah, Verwundung, Ruhr, Unterernährung, Tracheotomie.» «Fritzchen, wenn er wirklich sterben muss, Grund mehr, seinem Wunsch zu entsprechen. Beeilen Sie sich damit, damit ich ihm seinen Brotsack noch heute sauber zeigen kann. Er wird sich sicher freuen.»

Nun übernimmt der Hauptsani des Wieners Pflege. Er wacht nachts bei ihm und entfernt sich erst am Morgen.

Zusehends geht es bergab mit meinem Wiener. Er wünscht nichts mehr, wird apathisch. Man gibt ihm nur noch Stunden. Ich renne in die Waschküche.

«Fritzchen, ist der Sack sauber? Geben Sie ihn mir rasch!»

«So schnell schießen die Preussen nun auch wieder nicht».

«Er ist also noch nicht gewaschen? So geben Sie mir fix einen andern. Sie bekommen ihn ja wieder.»

«Dann muss er neuerdings desinfiziert werden. Nanu, wenn Sie's nun mal so haben wollen, weil seine Seligkeit davon abhängt!» Er gibt mir einen Sack. Wir plaudern noch ein Weilchen im Flur. Russen schleppen Riesensäcke auf ihren Rücken herein. Ein besonders schwer Beladener stösst ungewollt gegen Fritzchen.

«Pass doch auf, du Idiot!» fährt er ihn an und pufft den Mann, dass er vorwärts torkelt. Mir schiesst das Blut in den

Kopf. Wie der Blitz stampfte ich mit meinem rechten Schuh auf Fritzchens Füße.

«Stossen Sie ihn doch nicht! Gehen Sie ihm lieber aus dem Weg. Sehen Sie nicht, wie er beladen ist? Er hat Sie ja gar nicht gesehen!

Er lächelt mich an, halb verzeihend, halb beschämt, lächelt, wie man ein unverständiges Kind anlächelt, vor dem man trotzdem Achtung verspürt.

Und nun eile ich mit dem sauberen, fremden Brotsack zum Wiener und zeige ihn ihm. Er aber schaut mich aus eingefallenen Augen leer an. Ich komme zu spät. Er begreift nichts mehr. – Am Abend ist er tot.

Am darauffolgenden Tag wird der Hauptsani mit schwerer Diphtherie isoliert.

In einem meiner Zimmer liegen drei verwundete Ruskis nebeneinander, einer blonder und braunäugiger als der andere. Sonst haben die Russen, die eigentlich als Gefangene gelten, ein Lazarett für sich und werden von ihrem eigenen Personal betreut. Ein Deutscher führt die Oberaufsicht. Das Russenlazarett zu besuchen, ist uns nicht erlaubt.

Diese drei Ruskis aber kämpften auf deutscher Seite. So gehören sie zu den Soldaten der Wehrmacht. Es sind junge, gewandte Burschen, die als Partisanenjäger verwendet wurden. Haften sie doch den Vorteil, die Sprache zu beherrschen und mit den Schlichen ihrer Landsleute vertraut zu sein.

Zwei Karl May-Bücher zirkulieren auf meiner Station. Ich sah die Jungens in sie vertieft, Zeit und sogar Schmerzen vergessend. Kurzentschlossen suchte ich den Feldprediger auf und ersuchte ihn, mir sämtliche Bücher dieses Autors zu verschaffen. Sie wirken wahre Wunder. Wurde nicht auch Old Shatterhand an den Marterpfahl gebunden und verzog keine Miene bei den auszustehenden Qualen? Verschaffte ihm dieses Verhalten nicht alle Achtung der Rothäute, die ihm wiederum die Freiheit schenkten?

Ein Beinverwundeter weinte oft vor Schmerzen. Alle drei bis vier Stunden bekam er eine Spritze. Er sah abge-

zehrt aus und hatte jenes leidende, süsse Wehmutslächeln um den Mund, das den Morphinisten kennzeichnet.

Mit den Büchern Karl Mays gelang es mir, ihn immer mehr zu beschummeln. Erst ersetzte ich eine seiner gewohnten Spritzen mit physiologischer Kochsalzlösung. Hernach zwei. Schliesslich jagte ich ihm eine Woche lang dreimal täglich eine Physiologische unter die Haut. Nach und nach verlor er sein mondsüchtiges Aussehen, seine Wangen färbten sich wieder rosig. Bei der Lektüre der Karl May-Bücher wird er mir gesund.

Karl May macht unsere Station direkt berühmt. Alle andern Abteilungen wollen sich die Bücher holen. Sie bekommen aber immer nur einen Band, wobei sie auf Ehr und Gewissen versprechen müssen, ihn bald möglichst und durch einen dafür Haftenden zurückbringen zu lassen.

Es ist jammerschade, dass ich nicht mehr Zeit für mich selber habe. Gar zu gerne möchte ich meinen Deutschlehrer der letzten Schuljahre wissen lassen, dass sich Karl May seiner Bücher nicht zu schämen braucht, dass die Ostfront sie geprüft und für gut befunden hat. Gerne möchte ich dies tun, hat mir doch der weise Herr einst in meinem achten Schuljahr abschätzig gesagt: «Ich würde mich schämen, ein solches Buch gelesen zu haben!»

Es geht gegen Abend, die Sanis sind beim Essen, die Ärzte schon weg, da werde ich aufgeregt in ein Zimmer gerufen. Soldat Brach mit dem zertrümmerten Knie und den verschiedenen Schüssen im Oberschenkel liegt totenblass in seinem Bett. Kurz vorher habe er über Unwohlsein geklagt. Er ist ohnmächtig, liegt in einem Blutbad. Sein Puls geht schwach, flackert nur noch. Erschrocken fliege ich hinüber ins andere Gebäude und stürze in das Zimmer unseres Oberarztes. Er war nicht Tagesarzt, also nicht verpflichtet, einzugreifen. Doch wäre es mir gar nicht in den Sinn gekommen, einen andern Arzt zu rufen.

«Was gibt's, was gibt's?» erkundigt er sich rasch.

Atemlos stosse ich heraus:

«Nachblutung ... schnell ... schnell ... !»

«Sofort in den OP!» befiehlt er kurz und wirft die Jacke weg, um den Arztkittel anzuziehen. Schon vorher habe ich einen von Brachs Kameraden zu den Sanis gehetzt, die mich nun mit dem leichenähnlichen Verletzten auf der Bahre im Gang kreuzen. Sorgsam, im gleichen Schritt und Tritt, gehen sie dahin. Wunderbar, wie rasch jeder zupackt, wie sich alles wie am Schnürchen abspielt. Wir sind nicht mehr fünf Personen, die verschiedene Verrichtungen vollbringen, sondern nur noch ein Gehirn, ein Gedanke, ein Körper, der zehn Hände hat.

Eine Schweizer Schwester instrumentiert und assistiert zugleich. Die Zeit ist zu knapp, um noch einen Assistenten zu rufen. Zudem arbeitet mein Chef am liebsten mit so wenig Leuten als möglich.

Ich mache meine erste regelrechte Narkose. Rauschnarkosen hatte ich schon des Öfteren gemacht. Theoretisch hätte ich eine Narkose auch einwandfrei darstellen können – doch praktisch und dazu bei einem geschwächten, ausgebluteten, ohnmächtigen Menschen!

Der Schweiss bricht mir aus allen Poren. Ich sehe meinen Chef, der sich nicht um die Narkose kümmern kann. Er selbst arbeitet für drei. Sekundenteile können über Leben oder Tod entscheiden. Er fasst die zermalmt Gefässe und flickt. Jede Bewegung geschieht durchdacht, rasch und konsequent. Jeder seiner Gesichtsmuskeln ist straff, wie die überspannten Seiten einer Geige. Die Atem auf der Stirne treten hervor, und die Augen bohren sich in die Wunde. Kein Wort wird gesprochen. Nur das feine Klirren der weggelegten und aufeinanderfallenden Instrumente zerschneidet diesen hochgespannten, fiebernden Druck, der auf allen lastet.

Mein Blick hängt an der instrumentierenden Schwester. Durch ein Hoch- oder Niederhalten der Finger gibt sie mir das Zeichen, ob ich Äther zugeben oder wegnehmen soll.

«Maske weg!» befiehlt kurz der Arzt.

Ich atme auf! Brach ist dem Leben geschenkt.

Das Schwierigste liegt hinter uns.



Lautlos und wie wenn es das Selbstverständlichste wäre, hat sich schon ein Kamerad auf den Tisch neben dem Schwerverletzten gelegt. Die beiden sind durch ein kleines Tabouret, auf dem der Dreiweghahnapparat steht, getrennt. Auf der einen Seite steckt der Oberarzt die Infusionsnadel dem Spender in die Armvenen, auf der andern dem Empfänger, dessen Vene erst noch freigelegt werden muss. Ein Sani zählt bei jeder driften Bewegung: «10 ... 20 ... 200.»

Erst zittern Brachs Wimpern. Dann öffnen sie sich langsam, fallen aber gleich wieder zu. Allmählich kehrt die Besinnung wieder.

Es gehört zu meinen erschütterndsten Erinnerungen, wie ein blasses Rot Brachs Wangen zu überziehen beginnt und das Leben dieses Mannes wieder zurückkommt. Von nun an bekommt er jeden zweiten Tag eine Transfusion, immer in kleineren Dosen, die er ohne Schüttelfrost erträgt.

Der freiwillige Blutspender erhält während drei bis vier Tagen ein Ei, Schlagrahm und eine Weinzugabe.

In einem der Einzelzimmer liegt der Neffe des Oberstabsarztes, ein junger Oberleutnant.

Es geht das Gerücht, dass jeden Tag eine andere Schwester diesem Neffen des Lazarettgewaltigen das Essen bringen soll, damit ihm recht viel Abwechslung geboten werde. Ich kann es nicht glauben. Es klingt zu haremshaft oder gleicht zu stark einer zoologischen Vorführung.

Ich glaube es nicht bis zu dem Tag, an dem mir die deutsche Oberschwester beim Frühstücksfisch sagt:

«Schwester, morgen ist die Reihe an Ihnen.»

«Um was zu tun?» frage ich ahnungslos.

«Um Oberleutnant Beyer das Essen zu bringen und ein wenig mit ihm zu plaudern. Wir haben es so ausgemacht. Es kommt jede einmal an die Reihe.»

«Aber ich nicht!» War das meine Stimme? Ich selbst erschrecke über den Ton. Alle Blicke wenden sich mir zu. Sprachlos sehen mich alle an.

«Zwingen können wir Sie natürlich nicht,» nimmt die Oberschwester wieder das Wort. «Sie wollen also wirklich

nicht? So sind Sie an der Reihe, Schwester Elisabeth,» sagt sie schon schärfer zu Solothurn.

«Ich? Meine Abteilung gibt mir schon mehr als genug zu tun. Ich habe ein paar Verletzte, die ich füttern muss,» weicht Schwester Elisabeth gewandt aus. Und der Tessin, der nun an der Reihe wäre, sagt errötend: «Ich auch!»

Der Bann ist gelöst. Das ganze Zimmer lacht hell auf. Und weil es Befehl ist, muss eben eine deutsche Schwester den abwechslungsbedürftigen Herrn Oberleutnant servieren.

Im Zimmer der Apotheke, wo zwei Leichtverwundete liegen, erzählt mir Rossi mit der Oberschenkelschussfraktur:

«Ich hab' mir diese Schweinerei in der Feuerlinie zugezogen. Mit diesem Bein, in dem es höllisch rumorte, konnte ich mich weder vor- noch rückwärts bewegen. Links und rechts von mir befanden sich zwei Kameraden, die ebenfalls liegen geblieben sind. Die Russen marschierten an. Dem rechts von mir haben sie den Kopf abgeschlagen, dem links von mir stachen sie in den Bauch. Ich schwitzte unheimlich und dachte: «Mensch, tu keinen Wank. Stell dich tot, dann bist du vielleicht gerettet!» So verhielt ich mich regungslos, unterdrückte sogar das Atmen. Die Russen untersuchten unsere Taschen, nahmen Uhren und Photoapparate, alles, was einen gewissen Wert besass. Mir rissen sie die Stiefel runter. Ich hätte aufschreien können vor Schmerz. Doch für mich gab es keine Wahl, entweder dies ertragen oder sterben müssen! Ich glaubte wahnsinnig zu werden vor Quall Stellen Sie sich vor, von diesem Bein rissen sie die Stiefel! In diesem Augenblick drangen die Unseren wieder vor. Ich war gerettet. Ganz sicher wäre ich auch noch zerstückelt worden, wenn die Unseren nicht gekommen wären.»

«Rossi, Hand aufs Herz: haben Sie das wirklich erlebt? Ich kann es nicht glauben!»

«Schwester,» erwidert er ganz empört über meinen Zweifel, «ich selber habe es durchgemacht, ich selbst habe es erlebt, ich und kein anderer. Mit diesen zwei Augen habe ich es gesehen. Glauben Sie, ich schwinde Sie an?

- Hinter dem Wäldchen von Kailuga wartete eine Reserve-  
mannschaft. Es waren fünfzig Mann im Alter zwischen vier-  
zig und fünfzig Jahren. Nachts wurde ihre Wache überfallen.  
Am andern Morgen fanden wir alle Fünfzig geköpft und bis  
aufs Hemd beraubt. Und da soll einen die Wut nicht packen  
gegen ein solches Lumpenpack?»

«Und Ihnen, was ist denn Ihnen passiert?» Ich gehe zum  
zweiten, der mit verbundenem Kopf im Bett liegt.

«Ach Gott, Schwester, ich mag's Ihnen gar nicht sagen.  
Ich schäme mich wie ein Hund.»

«Weshalb schämen? Sagen Sie mir es doch!»

«Nein, ich kann es nicht,» erwidert er kopfschüttelnd,  
wird dann aber plötzlich lebendig und schimpft:

«So eine Gemeinheit, so ein bodenloses Pech! Stellen  
Sie sich vor: Ich sass mit zwei Kameraden in einem Last-  
wagen auf der Rollbahn, und wir fuhren rückwärts. Ich  
weiss wirklich nicht recht, wie es geschah. Doch plötzlich  
überschlug sich unser Wagen, und wir lagen im Strassen-  
graben. Da hab ich mir diese Löcher geholt. Eine Affen-  
schande! Am Weihnachtstag haben mich meine Kame-  
raden besucht. Ich sagte mir: «Mensch, ein Soldat weint  
doch nicht,» aber ich musste heulen, als ich sie einsatz-  
bereit vor mir sah, während ich durch ein Missgeschick  
auf dem Schrägen liege.»

Dann fragen sie mich, wie schon so oft:

«Weshalb kommen Sie uns eigentlich helfen? Die Schweiz  
ist doch so gegen Deutschland eingestellt? Weshalb hat die  
kleine Schweiz eigentlich mobilisiert? Die würden wir im  
Handumdrehen einsacken!»

Solche und ähnliche Aussprüche sind für mich nun bald  
so alt wie Methusalem und täglich wie Brot. Ich suche ihnen  
die wirkliche Schweiz - nicht die Schweiz der augenblicks-  
bedingten deutschen Propaganda - darzustellen, eine  
Schweiz, die im Grunde genommen weder für noch gegen  
Deutschland ist, wohl aber auf die Anerkennung gewisser  
Lebensrechte dringt, die vom nationalsozialistischen Staat  
missachtet werden. Ich erkläre Ihnen auch das Liebeswerk

Henri Dunants, das wir fortsetzen, und schliesse, nun wirklich einmal etwas aufgebracht:

«Weshalb immer wieder diese Taktlosigkeiten? Könnt ihr euch nicht damit abfinden, dass wir gekommen sind, um den Verletzten und Verwundeten zu helfen, und dass wir es euch täglich beweisen? Warum könnt ihr nicht mehr an anständiges Menschentum bei den andern glauben? Warum seht ihr immer nur euch, euch und nochmals euch? Seid ihr eigentlich mit Blindheit geschlagen? Begreift ihr nicht, dass ihr durch solches Verhalten jeden guten Willen vernichtet und schliesslich die ganze Welt gegen euch aufbringt? Warum pocht ihr immer auf eure militärische Stärke? Passt auf, der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Auch ein Goliath ist von einem David gefällt worden.»

Sie verstummen.

Am Abend will mir jeder eine Tafel von seiner Weihnachtsschokolade geben. Ich nehme sie nicht, weiss ich doch, wie erpicht sie selber darauf sind und wie wenig sie erhalten. Am folgenden Morgen liegen die beiden Tafeln Schokolade mit einer Widmung und meinem Namen versehen auf dem Tisch, auf dem ich die Arzneien vorbereite.

Ich muss zwei mir unbekannte Offiziere zu einem zweiundzwanzigjährigen Verwundeten mit einer Oberschusswunde führen. Nachdem sie sich längere Zeit mit ihm unterhalten haben, verlangen sie den Oberarzt zu sprechen. Wie sie sich entfernt haben, sagt er mir:

«Bläser kommt vor Kriegsgericht.»

«Weshalb?»

«Er steht im Verdacht, sich seine Wunde selbst beigebracht zu haben.»

«Weshalb sollte er das getan haben?»

«Kind, um dienstfrei zu werden, natürlich. Zu Hause haben sie einen grossen Bauernhof. Er ist der einzige Sohn.»

«Wie könnte man feststellen, dass er sich selbst verwundete?»

«Tja, der Schuss soll gekracht haben, als sie sich in Ruhestellung befanden.!

«Was geschieht mit ihm?!

«Wenn man es beweisen kann, wird er als Deserteur vor dem Feind betrachtet und erschossen. Zuerst muss er aber wieder gesund sein.»

«Was wollten die Offiziere denn von Ihnen?»

«Erfahren, wie lange es geht, bis die Wunde geheilt sei.»

«Sie sind doch kein Prophet! Kann man keinen Weg finden, um das Damoklesschwert von ihm abzuwenden?»

«Da haben wir es wieder: der Arzt als Soldat, der Arzt als Mensch. Nein, nichts zu machen,» schliesst er mit Bestimmtheit. «Nur die Wartezeit verlängern können wir, doch das Kriegesgericht steht ihm bevor.»

O, diese Männer! Erst heilen, dann erschiessen! Wie paradox das klingt. Fortan begegne ich diesem rotwangigen Bauernburschen, dessen baldiges Ende folternd vor meinen Augen sieht, mit gemischten Gefühlen.

Mir scheint, die Verletzungen der Neueingelieferten werden immer schwerer.

Ein junger Ingenieur, beide Augen ausgeschossen, beide Arme weg. Ich bin froh, dass ich ihn nicht sehen musste, da er sofort auf die Kopf station gebracht wurde. Er muss grauhaft ausgesehen haben. Manchmal habe ich den Eindruck, das Schicksal nehme gewissermassen Rücksicht auf mich und halte mich von Dingen fern, von denen ich innerlich wohl nie mehr loskäme.

Ein Verletzter mit Blasenschuss. Er muss unvorstellbar leiden. Die Bauchdecke ist gespannt und überaus empfindlich. Unter unheimlichen Qualen bekommt er einen Dauerkatheter eingeführt, doch an seinem Aufkommen wird gezweifelt.

Im Saal, in dem die auf dem Wege der Genesung Befindlichen liegen, herrscht Aufregung.

«Welches ist Ihre Ansicht, Schwester?» bestürmen sie mich. «Muss die Frau, auch wenn der Mann jahrelang keinen Urlaub erhält, ihm unbedingte Treue halten?»

«Ich bin nicht verheiratet,» wirft einer ein, «aber ich bin der Auffassung, dass man sie auf keinen Fall verurteilen darf. Sie ist schliesslich auch nur ein Mensch.»

Alle Blicke hangen gespannt an meinen Lippen. Was soll ich antworten? Vorerst sollte ich wissen, wieso sie auf dieses Thema kamen. Eine allgemein gehaltene Antwort könnte, falls ein besonderer Fall vorliegt, einen seelisch leidenden Menschen noch mehr niederdrücken.

«Eine Frau ist kein Mann. Man darf sie nicht mit uns vergleichen. Sie hat unfehlbar zu sein!» ruft einer erbost aus einer Ecke und dreht sich der Wand zu.

«Was ist, Halle?» frage ich und gehe zu ihm.

Erst schweigt er eine Weile verstockt. Dann bricht es schmerzlich aus ihm heraus: «Ich liebe meine Frau. Noch jetzt. Wir haben drei Kinder. Als ich in Urlaub kam, traf ich sie mit einem andern. Ich kann es ihr nicht verzeihen. Ich kann nie, nie zu ihr zurück!»

«Versuchen Sie grossherzig zu sein, Halle. Versuchen Sie es um der Kinder willen.»

«Ich kann nicht, unmöglich. Ich hab sie zu sehr geliebt.»

«Gerade weil Sie zu sehr geliebt haben, vielleicht zu hohe Erwartungen hegten, aus einem schwachen Menschen einen unfehlbaren Gott machten, gerade deshalb sollten Sie verzeihen können. Halten Sie sich all ihre guten Eigenschaften vor Augen. Denken Sie nur an das, was Sie an ihr liebten, was sie ihnen gewesen ist. Versuchen Sie, den Fehltritt aus Ihrem Gedächtnis zu bannen. Bereut Ihre Frau ihn nicht bereits?»

«Doch, sie hing sich an mich, sie versprach, sie schwor! Aber was geschehen ist, ist geschehen! Etwas ist zerbrochen und wird nie wieder ganz!»

«Mir scheint, gerade weil sie bereut, sollte sich das Verhältnis zwischen Ihnen beiden vertiefen können. Wo sind die Kinder?»

«Bei Verwandten von mir.»

«Und Ihre Frau?»

«Ich weiss nicht, will es nicht wissen. Nein, nein, es hat keinen Sinn – ich will sie nie mehr sehen!»

«Halle, gibt es nicht sonst schon mehr als genug Leid auf der Welt? Wollen Sie es noch vergrössern? Verzeihen Sie Ihrer Frau!»

«Ich kann nicht! Ich will nicht! Wofür stehe ich an der Front? Zur Verteidigung des Vaterlandes? Der Inbegriff des Vaterlandes ist mir mein Heim, meine Frau, meine Kinder! Für das kämpfe ich, für das setze ich mein Leben ein! Der Treubruch meiner Frau ist schlimmer als ein Schuss in den Rücken. Während ich für sie kämpfte, hat sie mich verraten. Mit einer Verräterin habe ich nichts gemein. Kriegsverräter gehören an die Wand!»

«Halle, sagt man dem deutschen Soldaten nicht nach, er sei von eiserner Härte gegen sich, aber hochherzig dem Geschlagenen gegenüber? Seien Sie hochherzig! Vergrössern Sie das Unglück nicht noch, sondern versuchen Sie es durch Ihre Verzeihung aus der Welt zu schaffen. Sicher würde von nun an das Band zwischen Ihnen und Ihrer Frau unzerreissbar sein. Wollen Sie es nicht versuchen?» taste ich vorsichtig. Lange schweigt er. Schliesslich knurrt er in seiner Ecke: «Wollen Sie so gut sein und mir ein bisschen Schreibpapier bringen?»

Ein rekonvalenszenter Leutnant verehrt mir einen Wolchowstecken, den er aus einer Haselrute geschnitzt hat. So habe ich doch ein Andenken an Smolensk, wenn ich ohne Balalaika nach Hause fahren muss.

Am Abend findet im Stadtzentrum eine Zusammenkunft aller Schweizer statt. Dr. von Wyttenbach hat uns eine Mitteilung zu machen.

«Ich muss euch enttäuschen,» beginnt er. «Doch haltet euch stets die vor Augen, die noch ein schwereres Los zu ertragen haben.»

Unsere Abreise war auf Mitte Januar festgesetzt. Leider können wir noch nicht reisen. Die Fahrtprognose ist sehr schlecht. Die Eisenbahnlinien werden bombardiert. Russische Flugzeuge gefährden fortwährend die Strecke.

Die zweite Ärztemission ist in der Schweiz abgereist. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird sie bis nach Warschau gelangen, weiter nicht. Um unser Entgegenkommen zu beweisen, habe ich erklärt, dass wir noch vierzehn Tage ausharren. Dann aber müssen wir reisen, auch wenn der Ersatz für uns noch nicht da sein sollte. Unsere Arbeit in der Schweiz muss auch getan werden.

Murrt nicht wegen der vierzehn Tage, die im Vergleich zu dem, was die Deutschen auf sich nehmen müssen, nur eine Kleinigkeit bedeuten. Im Übrigen könnt ihr darauf zählen, dass ich mein Möglichstes tue, um euch immer auf dem Laufenden zu halten.»

Wir reisen aber nur vier Tage später ab, als eigentlich vorgesehen war. Ersatz für uns habe ich keinen gesehen.

Massenandrang von Verletzten mit erfrorenen Gliedern. Sie werden in einem grauenhaften Zustand zu uns gebracht. Männer heulen, wenn sie an die Wärme kommen.

Einstimmig sagen die Verwundeten, dass der Zug für die 350 Kilometer lange Strecke von der Moskauer Front bis nach Smolensk vier volle Tage unterwegs war. Überall mussten Verwundete eingeladen werden. Man kam nicht nach mit Verladen. In Viehwagen und auf Stroh fuhr man die traurige Fracht in dieser grimmigen Kälte zu uns. Nur ab und zu konnte einer der Sanis seinen Dienst noch versehen. Beinahe alle waren selber verwundet.

Durch das Rütteln und Schütteln entzündeten sich die schon infizierten Wunden noch mehr. Die Grosszahl der Verwundeten hatte 40 Grad Fieber und darüber. Niemand war da, der ihnen Tee bringen konnte. Alles war gefroren. Geschosse, die in der Nähe lebenswichtiger Organe steckten, brachen durch. Der Verletzte verblutete.

In Smolensk hob man Tote und Lebende aus den Wagen.

Zum erstenmal gewahrt man, dass alles drunter und drüber ging. Versagt die deutsche Organisation? Die letzte Zeit, die wir noch in Smolensk verweilen, ist schrecklich. Eine wirkliche Krisenzeit ! Es klappt etwas nicht mehr. Hat



sich die Armee verbraucht? Wir wissen es nicht. Wir sehen nur an den eingelieferten Verwundeten, dass die Hölle vorne noch höllischer geworden sein muss.

Der Abschiedsabend bei den Leutnants Schmidt und Harsing ist da. Diesmal holt mich Schmidt selber ab. Sein Chauffeur steuert.

Die Abfahrt spielt sich diesmal vor aller Augen ab. Das Feldlazarett ist nicht wie das Nordlazarett, von allen Seiten zugänglich und von Bäumen umgeben, sondern von einer hohen Steinmauer eingefasst, vor deren Tor zwei Soldaten mit aufgepflanzttem Bajonett patrouillieren.

Die Fahrt scheint mir kürzer.

«Sie versprechen mir aber, mich spätestens um ein Uhr heimzuführen?»

Seit meiner Krankheit bin ich immer sehr rasch ermüdet.

Zwei grosse Räume machen Leutnant Schmidts neue Wohnung aus. In dem einen ist ein langer Tisch festlich gedeckt worden, mit weissen Tüchern, Kerzenbeleuchtung und dekorierenden Tannenzweigen.

Die Vertreter des Nordlazarettes, mein früherer Chef, mein «Bruder», Hänschen, Schwester Hilde und eine Schweizer Schwester sind schon da. Die lieben, guten Bekannten aus dem Norden! Ein Soldat serviert, wie es sich in einer high society gehört, eine wunderbare, gelbbraune Hühnersuppe, in der tatsächlich Fetiäuglein herumschwimmen, Büchsen Gemüse, Poulet, fein und zart, so viel das Herz begehrt und der Magen aufnehmen kann. Dazu gibt es Wein, Champagner, später Likör und Konfekt.

«Man würde nicht glauben, dass ein Mann hinter dem fein ausgedachten Arrangement steckt,» meint Schwester Hilde bewundernd. «Unser guter Leutnant Schmidt versieht, Feste zu feiern.»

«Von wo kommen auch die vielen Poulets?»

«Psssi!» lächelt Leutnant Schmidt, der meine Frage gehört hat. «Bei uns springen sie doch alle im Hof herum. Haben Sie unsere Hühnerfarm nicht gesehen? Nie fragen woher und wohin!» wiederholt er das alte Sprichwort.

Tanzmusik ertönt. Leutnant Schmidt verneigt sich galant vor mir und bittet um den Tanz.»

«Ja, dürfen Sie denn tanzen? Ich dachte, der Krieg verbiete es!»

«Wenn man an die Gefallenen denkt! Aber das wollen wir heute Abend nicht tun.»

Er tanzt sehr gut, Leutnant Schmidt.

«Sie sollten sich mit einem verheirateten Mann nicht einlassen,» sagt er plötzlich.

«Einlassen? Mit wem?» Ich verstehe ihn nicht.

«Mit dem Chefarzt. Sie necken sich doch fortwährend!»

Nun erst begreife ich, was der Leutnant sagen wollte. Aber ohne das gewohnte «Elsa, mein Sonnenschein» kann ich mir den Lungenspezialisten gar nicht mehr vorstellen!

Was hat er nur, der Leutnant Schmidt?

Selbstvergessen gibt er sich dem Tanzen hin. Sein schwarzen Augen brennen in einem mystischen Glanz. Er wird mir unheimlich. Da ich mich zugleich erschöpft fühle, erteile ich ihm Körbe.

Hänschen setzt sich zu mir. Er hat keine Tänzerin. Plötzlich, ohne dass ein Wort darüber verloren worden wäre, duzen wir uns.

«Du, Hänschen, könntest du mich nicht heimbringen? Ich muss unbedingt schlafen gehen. Sieh, an den Schweizerabend ging ich nicht, und hier bleibe ich nun so lange. Es wird doch langsam langweilig. Schau nur unsern alten Chef an. Er hat bestimmt zu viel Flüssigkeit in sich. Man sollte nichts übertreiben.»

«Du hast schon recht, aber wie wollen wir da wegkommen! Ich würde diesen Rückweg niemals finden. Auch würdest du Leutnant Schmidt tödlich beleidigen.»

«Er hat es mir aber versprochen, dass ich zeitig heim kann,» beharre ich.

«Ach, es ist das letzte Mal. Bleib noch ein Weilchen. Ausserdem kennst du das Passwort?»

«Wie sollte ich es kennen? Es ist ja das erste Mal, dass es für mich in Frage kommt.»

«Na, siehste, du musst also noch hier bleiben.»

Schwester Hilde gesellt sich zu uns.

«Schwester Else, Sie sollten sich noch ein bisschen Leutnant Schmidt widmen. Er war doch immer so nett und hat für die Vorbereitung dieses Abends so viel getan!»

Er war doch immer so nett – ja, besonders wenn er das Thema Schweiz/Deutschland anschnitt.

Da keine Aussicht besieht, heimzukommen, verkrieche ich mich in einen Winkel und überlasse mich auf einem Stuhl dem Halbschlummer. Langsam verschwindet das Zimmer, die Menschen vor mir. Die Musik scheint sich immer weiter zu entfernen. Ich weile nicht mehr unter ihnen. Hänschen wacht wie ein treues Bruderherz neben mir.

Um vier Uhr endlich wird aufgebrochen.

«Elsa, mein Sonnenschein, wenn Sie Hochzeit feiern in der Schweiz – und das werden Sie, schon wegen der Erbmasse – dann laden Sie mich dazu ein, nicht? Vergessen Sie Ihren alten Chef, den Sie im Sowjetparadies kennenlernten, nicht. Für Sie ist der Krieg ja nun aus!

Zum letztenmal habe ich ihn gesehen und gehört.

Wiederum steuert der Fahrer. Leutnant Schmidt und ich sitzen allein hinten im Wagen.

Die Nacht ist hell, und die Kälte grimmig. Am Tag soll das Thermometer 42 Grad unter Null gezeigt haben.

Leutnant Schmidt hüllt mich sorgfältig in Decken ein und legt seinen Arm um meine Schultern.

Lange Zeit fahren wir wortlos dahin.

«Geben Sie mir einen Kuss,» sagt er plötzlich und drängt sich dicht an mich.

«Nur einen Abschiedskuss,» bittet er weicher.

«Habe ich Sie beleidigt? Habe ich nicht alles für Sie getan?» fährt er fort, da ich mich nicht bequemen will.

«Bitte Herr Leutnant, ich bin Ihnen dankbar für alles, was Sie für mich getan haben. Verlangen Sie aber kein Abenteuerchen von mir. Ich habe Sie als preussischen Offizier kennengelernt und für Ihre soldatische Haltung auch schätzen gelernt. Lassen Sie mir diese Erinnerung.»

Er starrt vor sich hin.

«Schade, Sie wären die Frau für mich gewesen. Leider trennt uns die Nationalität,» sagt er schliesslich stolz und selbstbewusst.

«Ganz abgesehen davon, dass ich mir meinen zukünftigen Mann ein bisschen anders vorstelle, muss ich Sie noch darauf aufmerksam machen, dass zwei Menschen, die sich wirklich lieben, durch eine Nationalitätsfrage sicher nicht ge  
. . . »

Ich kann den Satz nicht vollenden. Ruckartig hält der Wagen vor dem weissen Portal, das im hellen Mondlicht wie reines Silber schimmert. Sprachlos stehe ich vor der Pracht dieser Nacht. Nie hätte ich mir ein solches Wunder träumen lassen. Ich werde es auch wohl kaum wiedersehen.

Der Himmel ist dicht von weiss blinkenden Sternen besät. Die schneebedeckte Landschaft flimmert und gleisst wie Kristall. Die unbewegte Luft ist eisig, doch angenehm.

Ein Märchenbild! Tief ergreifender Zauber der russischen Nacht!

Leutnant Schmidt gibt das Passwort. Langsam öffnet sich das Tor. Er verbeugt sich, führt meine Hand leicht an seine Lippen und sagt ernst:

«Leben Sie wohl, Schwester Else!»

Soldat Urbaneck dreht einen Brief in seiner Hand. Er ist ratlos. Da sein rechter Arm und sein rechtes Bein in Gips liegen, besorge ich, soweit es meine Zeit erlaubt, seine Korrespondenz.

«Der schreibt so fein,» murmelt er immer wieder. «Ich weiss nicht, wie ich da drauf antworten soll. Lesen Sie mal, Schwester. Er ist aus der Heimat, von meinem ehemaligen Vorarbeiter.»

Nachdem der Brief beantwortet ist, bitte ich Urbaneck, das Schreiben als Erinnerung an die Ostfront behalten zu dürfen. Er schenkt es mir nur unter der ausdrücklichen Bedingung, dass ich es ja immer in Ehren halte.

Als Zeitdokument und als Ausdruck des Kameradschaftsgefühls, das den Arbeiter in der Heimat und den Frontsoldaten verbindet, scheint mir dieser Brief typisch:

«Lieber Walter,

Von Deinem Soldatengeschick habe ich eben durch Deinen Brief Nachricht erhalten. Na, Walter, die Hauptsache: Es heilt alles wieder gut aus. Unsere Onkel Doktors haben ja darin allerhand auf dem Kasten. Man kann ihnen schon vertrauen.

Wie Du schreibst, hast Du das Ding am Wolchow ver-gast bekommen. Da hast Du ja in der grössten Scheisse dringelegen. Ich kenne den Kampf im Schlamm von Flandern her. Schön ist anders. Das weiss ich, aber es wird alles überwunden, weil wir es wollen und wissen, worum es geht.

Ich muss Dir schon sagen, Walter, Euer Einsatz da draussen ringt mir altem Grabenschwein No. 14-18 Bewunderung ab. Ob wir in der Heimat Euch da draussen das jemals werden danken können! Ich glaube es nicht. Unsere nachfolgenden Generationen werden noch jener gedenken, die gerade im Osten die Kultur und Sauberkeit der Völker Europas durch ihren Einsatz schützten.

Die Gefallenen aber, Walter, das weiss ich, werden nie tot sein. Sie werden ewig leben, denn ihr Tod und ihre Bereitschaft zum Sterben im Kampf ist und bleibt der einzige Garant für das Leben der Nation, das ewig sein wird, da uns unsere Mütter und Frauen immer wieder die Zukunft Deutschlands in unseren Kindern unter Eurem Waf-fenschutz schenkten.

Gewiss ist es hart für den Einzelnen und seine Angehörigen, nicht mehr zurückzukommen. Als Kämpfer des ersten Weltkrieges weiss ich das. Ich weiss auch, Walter, dass es schwer für den Einzelnen ist, alles zurückzulassen. Doch was ist dieses Leben, wenn es in Not und Sklaverei geführt werden soll? Was nützt dieses Leben, wenn man unsere Kinder will elendiglich verrecken lassen? Lange vor uns haben viele ihr Leben gegeben, damit wir leben, und wir führen dieses ewige Gesetz weiter, und dieses, nur dieses ist die Waffe und die Kraft, an welcher der Jude und seine Knechte zugrunde gehen werden und

müssen. Und weil diese Kraft in uns ist, weiss ich, dass unsere Frauen uns unsere Kinder nicht umsonst schenken.

Du, Walter, ich glaube, dass die Frauen, die uns Kinder schenken, denselben grossen Glauben an die Ewigkeit der Nation haben, wie jene Männer, die da draussen an den Pranken ihr Leben geben. Und darum Walter, siehst du, glaube ich, sind unsere Gefallenen nicht tot.

Walter, wie weit die Sache mit Deinem Arm geheilt wird, weiss man noch nicht. Solltest Du aber Deinen Arm nicht mehr gebrauchen können und Deinen Beruf aufgeben müssen, so lass den Kopf nicht hängen. Für Deine Zukunft werde ich schon sorgen, so, dass Du und Deine Familie leben können. Nur lass mich dies dann rechtzeitig wissen. Ich will Dich dann in unserem Werk umschulen lassen, als was, werden wir schon sehen. Auf jeden Fall steht Dir hier jede Möglichkeit offen, und dämlich bist Du ja auch nicht.

Ich selbst habe augenblicklich an einer alten Schussverletzung sehr zu leiden. Als kleines Pflaster einige Zigaretten. Im Übrigen der alte Wahlspruch von Stosstrupp 248 bleibt: «Uns geht die Sonne nicht unter!»

Werde gesund! Es grüsst Dich und Deine Kameraden. Stets Dein ...

Heil Hitler! Der Stosstrupp wünscht Dir alles Gute!»

Ich bin immer wieder etwas verduzt, wenn ich Briefe an die Frauen oder Mütter diktiert bekomme. Am liebsten möchten sie mir auch noch das Abfassen des Briefes überlassen. Scham, ihr Inneres zu zeigen, scheint ihnen den Mund zu verschliessen. Einen Soldaten muss ich einmal direkt fragen: «Ja, erhält Ihre Frau keinen Gruss?»

Alle verhalten sich gleich: Sie verbergen ihre Verletzungen. Und wenn sie eingestehen müssen, dass sie im Lazarett liegen, dann erwähnen sie sofort, dass es sich nur um eine harmlose Sache handelt. Nicht der Rede wert! Sogar ein Amputierter lässt mich den Seinen melden, dass er wohlauf sei! Seine Mutter soll es nicht erfahren.

Dagegen fordern sie rücksichtslos Zigaretten, immer nur Zigaretten. Dabei wissen sie ganz genau, dass die Hei-

mal weniger erhält als die Front. Aber es entgeht ihnen nach und nach, dass Heimat und Front zwei grundverschiedene Dinge sind. Der Frontsoldat wird irgendwie der Heimat entfremdet. Wie könnte es anders sein? Mit beiden gleich vertraut sein kann nur der, der zwischen den beiden Polen hin- und herpendelt.

«Komm mit,» sage ich zu Glarus, ich möchte einmal ohne Herrenbegleitung auf die Balalaikasuche. Zum letztenmal will ich mein Glück versuchen. Verständigen kann man sich schon. Balalaika ist international. Natürlich darfst du die Pelzmütze anziehen.» Und wir brechen auf. Glarus war noch nie in dem bereits erwähnten Laden und findet es überaus belustigend, die vielen Menschen und die eigenartige Verkaufsware zu betrachten.

«Balalaika?» frage ich und erhalte die schon oft vernommene Antwort:

«Nié Balalaikal»

«Wie?» forscht eine schwarzgekleidete Frau, die sich durch das Gedränge schlängelt, und fährt in stark gebrochenem Deutsch weiter: «Balalaika? Begleiten Sie mich?»

Glarus und ich gehen zu ihren beiden Seiten. Sie führt uns durch viele gewundene Strassen. Langsam beginne ich zu zweifeln, ob wir je den Heimweg wieder finden. Schliesslich betritt sie den Gang eines grossen Gebäudes. Hinter jeder Türe scheint eine Familie oder eine alleinstehende Frau zu hausen.

Nachdem wir eine Treppe hochgestiegen sind, stösst unsere Führerin eine Türe auf und heisst uns eintreten. Eine bekleidete, alte Frau liegt auf dem Bett. Sie spricht langsam und hat etwas Gütiges in ihrer Stimme. Unsere Führerin verschwindet und kommt nach ziemlich langer Zeit mit einer verstaubten Balalaika vom Estrich zurück.

Wortlos überreicht sie mir das Instrument.

In allerletzter Stunde halte ich eine Balalaika in der Hand, die mir gehören soll. Ich bin überglücklich und erkundige mich, was sie dafür wolle.

«Nichts!» erwidert sie lächelnd.

«Nichts?» wiederhole ich fassungslos.

Gibt es das noch, einen Menschen, der sich im Krieg von sich aus von einem Gegenstand trennt, ohne einen Gegenwert dafür zu verlangen?

Ich verspreche ihr, wiederzukommen.

Meine Balalaika fest an mich drückend, eile ich mit Glarus so rasch als möglich ins Lazarett zurück, raffe meine Reichtümer, Kondensmilch, Tee und alles, was essbar und portabel ist, zusammen und bringe es der gütigen Frau, die den Wunsch einer Unbekannten erfüllte, ohne einen Gegendienst zu verlangen oder auch nur zu erwarten. Und es ist für mich unsagbar köstlich, dass ich nebst meinem so lange gesuchten Musikinstrument auch solch eine beglückende Erinnerung an einen russischen Menschen mit nach Hause nehmen darf.

Der letzte Abend in Smolensk.

Zum Abschied sind wir alle miteinander in die Stadt eingeladen worden. Vier saallange Tische sind festlich gedeckt. Die weiblichen Wesen verschwinden fast unter den vielen, vielen Offizieren. Auch das Radio-Orchester von Smolensk ist erschienen.

Auf Wunsch unseres Lazarettes muss Tago Tulpenstiel wiederum die Katzenserenade vortragen. Vor dem offiziellen Schluss der Abschiedsfeier wird ein eigens für die SHA. verfasstes Gedicht vorgelesen und hernach verteilt.

Jedem von uns wird ein Stückchen roter Sandstein von der Tataren - Stadtmauer überreicht. Mein Nachbar zur Rechten kritzt gleich ein Sprüchlein ein.

Kurz nach zwölf Uhr, wie ich mich ein bisschen umsehe, bemerke ich überrascht, dass die meisten Tische schon verlassen sind. Nur der unsrige ist noch dicht umlagert. Den Rückzug der andern haben wir gar nicht gewahrt. Die noch Anwesenden rücken zusammen. Auch die Musiker setzen sich an unsern Tisch. Nun wird es richtig gemütlich. Selbst ein General weilt unter uns, der sich von einer ganz umgänglichen Seite zeigt.



«So, nun sollen uns die Schweizer einmal etwas bieten. Ihr habt so schöne Alpenlieder!»

Kuleyef, der Auslandschweizer, und ich sehen verzweifelt im Kreise herum, von der Schweizergarde ist sonst niemand mehr da. Also ist die Aufforderung an uns gerichtet.

«Bah,» meint Kuli wegwerfend, «das werden wir schon noch fertigbringen. Jodeln kann ich übrigens nicht.»

«Ich bin heiser. Zudem hab ich wieder Halsschmerzen. Ich kann wirklich nicht singen.»

«Wenn man singen soll, hat man Schmerzen. Das ist eine alte Geschichte!»

«Es geht wirklich nicht! Sehen Sie in uns bitte ja nicht die Vertretung der Schweiz. Wir machen schlechte Reklame!»

Kuli macht nicht viel Federlesens. Da er keinen Ausweg sieht, beginnt er frisch fröhlich mit seinem vollen Bass «Vo Luzärn uf Weggis zue» zu singen.

Ziererei wirkt dumm, und so falle auch ich ein. Das Duo wirkt in dem grossen Saal wie verloren. Zudem bilde ich mir nicht ein, dass es ein besonderer Ohrenschaus hätte sein können. Aber sie wollten es ja haben. Beim Schluss unseres Kuhreigens habe ich das vage Gefühl, dass sie entweder höflichkeitshalber klatschen oder der Wein in ihren Köpfen unsere Töne verschönert hat.

Kuli drängt heimzugehen. Er will sich nicht noch einmal einem Vortrag aussetzen müssen.

Doch der Augenblick scheint schlecht gewählt.

Es ist bereits zwei Uhr.

Auch unser Oberstabsarzt ist noch anwesend. Ich wiege mich in der Hoffnung, in seinem Auto heimfahren zu können.

Kuli pufft mich aufmunternd, als sich der Oberstabsarzt erhebt und sich beim General abmelden will.

«Die Gelegenheit beim Schopf packen,» flüstert er mir zu.

Schon stehe ich hinter unserm Lazarettgewaltigen.

«Nein,» höre ich den General antworten, «Sie haben noch hier zu bleiben.»

Gehorsam, wie ein kleiner Schuljunge, sucht der Oberstabsarzt wieder seinen Platz auf.

Ich bin einen Augenblick wirklich verdutzt. Wie kann man nur diesem eisernen Gesicht etwas befehlen?

Kann ich jetzt, nachdem unser Vorgesetzter so abgewiesen worden ist, meinen Wunsch noch vorbringen?

Nach guter Vätersitte versetzt mir Kuli von hinten einen solch kräftigen Stoss in die Seite, dass ich gleich weiss, was ich zu tun habe.

«Ich möchte mich verabschieden,» sage ich einfach.

«Schon? Bleiben Sie doch noch ein bisschen bei uns. Es ist so nett, Sie hier unter uns zu haben.»

Auch sein Gegenüber bittet und verspricht, mich heimzuleiten.

Kuli gähnt leicht in meinem Rücken. Ich spüre, dass er ungeduldig von einem Fuss auf den andern tritt.

«Es tut mir wirklich leid, aber ich möchte doch gehen!»

Sofort erhebt sich der General und verbeugt sich:

«Wir bedauern es alle sehr, dass Sie uns verlassen wollen. Doch – Ihr Wunsch ist mir Befehl!»

Kuli ist froh, endlich unten im Flur zu sein, wo der Chauffeur unseres Oberstabsarztes auf- und abmarschiert.

«Führen Sie uns schnell heim, bevor der Oberstabsarzt seinen Wagen benötigt.»

Wir stürzen ins Auto, und der Fahrer rast mit uns davon. «Schneller, schneller, schneller!» feuern wir ihn an. Brrr – brrr – brrr – macht der Wagen bei jeder Kurve. «Weisst Kuli, ihr würdet schon nie sagen: ‚Ihr Wunsch ist mir Befehl!‘ Ihr gebt nur Rippenstösse. Das ist eure Sprache. Ich finde, ein wenig galanter dürftet ihr mit euren Damen schon umgehen. Das würde euch gar nichts schaden. Du hast ja jetzt gesehen, wie viel von uns abhängt. Du hättest noch so meckern können, ohne mich hättest du dich seinem Befehl unterziehen müssen.»

«Ich weiss nicht,» fahre ich nach einer Weile mehr für mich selber fort, «man fühlt sich gehoben. Man kann erst da eigentlich so richtig Frau sein. Man sollte vom vis-à-visigen Geschlecht viel mehr Achtung zu spüren bekom-

men, um das sein zu können, was man im Grunde genommen ist. Aber das verstehst du natürlich nicht, Kuli!»

Und schon hat er einen Rippenstoss weg.

Als ich mein Zimmer betrete, sehe ich auf meinem Bett ein kleines Paket liegen. Ein Inselbüchlein von Rainer Maria Rilke und eine Federzeichnung, die den Namen meines Chefs trägt.

Ich fühle mich ergriffen.

Der Abschied von ihm fällt mir am schwersten. Noch nie habe ich mit einem Arzt so gut zusammengearbeitet wie mit ihm. Noch nie hat mir das Pflegen eine solch tiefe Befriedigung gewährt wie in dieser Zeit. Ich glaube nicht, dass ich diese tieferen Befriedigung noch einmal erleben werde.

Bei Beginn meiner Tätigkeit befürchtete er ein bisschen, dass ich mit den Jungens nicht fertig werde. Da ging er hin und empfahl die neue Schwester der Ritterlichkeit der deutschen Soldaten, und ich sprach ihnen mit felsenfester Überzeugung von dem Wissen und Können ihres Arztes. Dieses gute Einvernehmen zwischen Arzt und Schwester muss sich als eine positive Kraft bei den Patienten ausgewirkt haben.

Wie ich mich von ihnen verabschiede, habe ich tatsächlich ein schlechtes Gewissen. Sie müssen ausharren, ich kann entfliehen. Wieso habe ich ein besseres Los verdient als sie?

Früh am Morgen kommt der Oberarzt auf mich zu. Fest fasst er meine Hand und sagt:

»Ich danke Ihnen, Schwester Else. Sie waren uns mehr, als Sie ahnen können. Denken Sie in der schönen Schweiz hie und da an uns. Entschuldigen Sie, dass ich Sie nicht auf den Bahnhof begleite. Nicht einmal bis ans Auto möchte ich kommen. Ich kenne mich,« sagt er mit gepresster Stimme. »Der Abschied tut mir weh. Die nächsten drei Wochen werden für mich scheusslich sein. Leben Sie wohl!«

Ich kann nichts erwidern. Alles, was mir noch auf der Zunge liegt, scheint mir zu banal, zu schwach. Übrigens

hat er sich schon abgewendet und stürzt sich in die Arbeit, macht seine Krankenbesuche, erteilt seine Befehle wie immer. Neben ihm steht der Sani mit dem Notizbüchlein.

Ich gehe von einem Bett zum andern und reiche jedem Verwundeten die Hand. Der mit dem Blasenschuss sagt zum erstenmal etwas zu mir. Er dankt mir, wünscht mir gute Heimreise. Kurz, ganz kurz leuchten seine Augen dabei auf.

Immer schwerer wird mir zumute, immer mehr habe ich das Gefühl, an den Verwundeten ein Unrecht zu begehen.

Vor ein paar Tagen hat der Oberarzt unseren Leiter gefragt, ob ich nicht länger hier bleiben könne.

Mit meinem Einverständnis hatte er es getan. Und dieses Einverständnis hatte ich gegeben, weil meine Dienstzeit unter diesem Arzt die befriedigendste meiner zehnjährigen Schwesiernütigkeit geworden ist, weil es das Schönste ist, mit einem Menschen arbeiten zu dürfen, der als Mensch und als Wissenschaftler in seinem Beruf aufgeht, für den man eine solche Verehrung empfinden kann, wie ich sie dem Arzt Doktor Freund aus Hessisch-Oldendorf entgegenbrachte.

## IV.

### Heimwärts

Am 19. Januar 1942 verlassen wir Smolensk. Zwischen neun Uhr morgens und zwölf Uhr nachts werde der Zug abfahren, wird uns schonend mitgeteilt.

Deutsche Ärzte und Offiziere begleiten uns zur Bahn. Das Thermometer zeigt 45 Grad unter Null. Auf ausdrücklichen Wunsch eines Komiteemitgliedes habe ich meinen privaten Schlafsack unserm Sanitätsgefreiten überlassen und erhalte dafür einen alten von der SHA. Als Entgelt steckt mir der Sanitätsgefreite fünf Büchsen Kondensmilch zu. Da ich aber schon mit der Balalaika, dem Wolchowstecken, dem Rucksack, der Lunchtasche und dem Koffer beladen bin, weiss ich kaum, wie ich diese Büchsen auch noch tragen soll.

Die Deutschen versorgen uns gut für die Reise. Brot, Butter, Fleischkonserven, alles Mögliche stecken sie uns zu. Ja, es gibt sogar noch Weine und Schnäpse, damit wir uns erwärmen können.

«Dort drüben steht unser Wagen,» heisst es, «Gepäck einladen !»

Doch der Weg bis zu jenem Wagen ist noch weit. Das lange Draussenstehen und jetzt noch die Wanderung zum Eisenbahnwagen lässt uns vor Kälte fast vergehen. Alle sehen blau und verfroren aus. Die ersten stürmen den Zug

und suchen sich gute Plätze aus. Ich habe zu viel Gepäck und muss warten.

«Um Gotteswillen!» fährt mich ein Schweizerarzt an, «stellen Sie Ihr Gepäck ab. Ihre Nase ist schon ganz abgegrenzt. Rennen Sie zurück in den Offiziersaufenthaltsraum. Ich werde mich um Ihre Siebensachen kümmern!»

Meine Nase schon ganz abgegrenzt? Ich habe überhaupt kein Gefühl mehr. Nirgends.

Der anempfohlene Raum ist vollgepfropft. Rucksäcke und Koffer liegen herum, worauf meine Kameraden sich niederlassen. Ich bewege mich von einem Bein aufs andere.

«Ziehen Sie Ihre Schuhe aus,» befiehlt mir ein Arzt aus Basel und macht sich gleich daran, meine Füße zu bearbeiten, sie zu kneten und zu massieren. Ich spüre nichts. Sind das meine Füße? Gehören sie wirklich mir? Eine Viertelstunde vergeht, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde. Nach fast dreiviertel Stunden verspüre ich endlich wie ein aus weiter Ferne kommendes Kribbeln. Der Arzt macht sich hinter die Füße einer andern Schweizerin. Und ich nehme mich selber in die Kur. Schmerzhaft ist's, wie der Blutkreislauf seine Tätigkeit wieder aufnimmt.

Wir gehen in den nebenanliegenden Raum, wo Strohlager hergerichtet sind. Schwester Gertrud, die erst kürzlich die Scharlach gehabt hat, hat sich schon hingelegt und warm zugedeckt. Da es Mitternacht werden kann, bis die Abreise Tatsache wird, nehme ich ebenfalls einen Liegeplatz in Anspruch. Hedi gesellt sich zu mir:

«Weisst du, dass dein Bruderherz aus Hamburg zurückgekommen ist? Er lässt dich grüssen. Hier hast du noch ein Fresspäckli von Hänschen. Wir sollen es uns zusammen zu Gemüte führen.» All seine gesparten Bonbons- und Schokoladerationen ! Wie lieb!

«Und, was ist mit meinem Bruderherz? Tu doch nicht so geheimnisvoll!»

«Er befand sich in einer furchtbaren Verfassung. Du weisst ja, dass er ganz unverhofft in Urlaub konnte. Da hat er seine Frau in den Armen eines andern gefunden.

Du weisst auch, wie er an seiner Frau hing. Er glaubte, diesen Treubruch nicht überwinden zu können. Jetzt will er scheiden und verlangt die Kinder.

Er hat mich dann jede Nacht auf der Wache besucht. Und da – da hab ich ihm gesagt, dass ich ihn lieb hab.»

16 Uhr 45 können wir endlich den Zug besteigen. In den Wagen herrscht eine Temperatur von 27 Grad unter Null. Was bleibt da anders übrig, als alle Sitzgelegenheiten auseinanderzureissen, die Schlafsäcke auf den Boden zu legen und in den Schlafsack zu kriechen.

Um 8 Uhr beginnt der Zug zu rollen. Nach und nach wird es wärmer. Um ein Uhr morgens erreichen wir Orscha und – bleiben für elf Stunden liegen.

Nachmittags um drei Uhr erreichen wir Borisow und die Beresina. Jedes hat vollauf mit sich zu tun und findet keine Zeit, sich mit dem Fluss zu beschäftigen. Wir haben ihn ja schon einmal gesehen!

Zur Mittagszeit des folgenden Tages kommen wir nach Minsk, dürfen aussteigen und in der Soldatenkantine heisse Suppe trinken. Der Raum ist von Soldaten aller Waffengattungen angefüllt. Es herrscht ein unvorstellbares Gedränge und Gedrücke.

Von Minsk an wird die Reise geradezu scheusslich. Die Kälte ist unerträglich. Obschon wir in unsern Schlafsäcken beinahe hermetisch abgeschlossen sind, frieren wir erbärmlich. Mein Hals fängt wieder an zu schmerzen. Das altbekannte Frösteln zieht den Rücken hinauf. Rasch nehmen die Schmerzen zu und ich melde es. Sofort werden mir 3'000 J. E.-Serum eingespritzt. Zwischen 9 und 10 Uhr abends glaube ich, die Schmerzen nicht mehr aushalten zu können. Auch ist es mir unangenehm, meinen Coupénachbarn zur Last zu fallen. Sie helfen mir, in den vordersten Wagen umzuziehen, wo unsere Kranken liegen.

Die Insassen der Wagen, die wir passieren müssen, liegen heiser und fröstelnd herum und gleichen beinahe Mumien. Der Expeditionsarzt öffnet den Wagen:

«Was, schon wieder jemand! Hätten Sie nicht früher kommen können? Wir haben keinen Platz. Bei uns liegen die Koffer aufeinandergetürmt.»

Kein netter Empfang. Glücklicher, wer in solchen Augenblicken unempfindlich ist. Er leidet nicht.

Schliesslich zieht mich der Doktor gleichwohl hinein und jongliert schimpfend und wetternd die Koffer umher, um für mich ein Plätzchen frei zu machen. Die körperliche Bewegung scheint ihm gut getan zu haben, denn er entschuldigt sich, er habe es nicht schlimm gemeint, es sei nicht gegen mich gerichtet gewesen, er sei übermüdet.

Unsere Schwerkranken, ein Russland-Schweizer mit einer Pneumonie, ein Arzt mit Diphtherie, ein zweiter, der sehr wahrscheinlich ein remittierendes Fieber hat, liegen auf Polstern in Spezialabteilung. Auf den Holzbänken dieses Seuchenwagens, wie er später benannt wird, liegen unsere Matratzen. Darauf lässt sich gut sein, besonders da es hier ein bisschen wärmer ist als in den anderen Wagen.

Mein Los teilt auch unser Rechnungsführer. Sehr wahrscheinlich hat er eine Diphtherie. Er wird zum «Seuchen Herr Oberleutnant» gestempelt und ich für alle «'s Seuchen-Elsi!» Weiter weg liegt ein Basler Arzt, der sich von den Folgen einer schweren Lähmung erholt.

Am 22. Januar erfahren wir, was Kälte ist und was frieren heisst. Wer sich nicht mit Kölnisch Wasser waschen oder die Zähne putzen will, sucht das Dampfwater der Lokomotive vergebens. Es ist keines vorhanden.

«Wir reisen auf Gnade oder Ungnade der erbettelten Lokomotiven!» meint der «Seuchen Herr Oberleutnant». Und so ist es tatsächlich, bis wir nach Deutschland kommen.

Anita verteilt das Essen. Ein grosser Genuss ist das Frühstück nicht. Das gefrorene Brot knirscht wie Eis zwischen den Zähnen. Zu trinken haben wir nichts.

Wir fürchten um unsere Ampullen, die wir prophylaktisch mit uns führen. Wer sein Dasein im Schlafsack zu bringt, hat die Pflicht, sie durch seine Körperwärme nicht gefrieren zu lassen. In Baranowitschi bleiben wir zur Ab-



wechslung wieder eine Zeitlang stecken. Wie sich der Zug langsam in Bewegung setzt, stürmt unser Arzt herein:

«Habt ihr die vielen Schweizer gesehen?»

Wie hätten wir auch, da wir uns still auf unsern Plätzen verhalten haften?

«In Deutschland sollen noch 4'000 sein, die ausgebildet werden,» fährt er aufgeregt weiter. «Hier waren es 700, die an die Front kommen. Einer heulte. Er wäre gern mit uns zurückgefahren. Geschieht ihm recht. Er soll's nur merken, wie es tut. Wenn nur keiner von ihnen zurückkommt. Sie haben es sich selbst eingebrockt. Alle zusammen sollten an die Wand gestellt werden.»

Vor mir erhebt das Bild Henris, des Elsässers, den ich im Nordlazarett kennenlernte.

«Und wenn sie das tägliche Brot zu diesem Schritt zwang? Was wissen wir um ihre Verhältnisse? Nichts,» versuche ich, wenn nicht das Schicksal dieser bedauernswerten Abtrünnigen verständlich zu machen, so doch ein Funken von Mitgefühl für sie zu erwecken.

Doch da komme ich schön an!

«Was?» faucht er, «wenn es ihnen in der Schweiz nicht mehr gefällt, sollen sie nur da draussen verrecken. In meinen Augen sind das keine Schweizer. Wenn Sie sie gesehen hätten! Meist blutjunge Burschen, die schwarz über die Grenze gingen. Nun sollen sie's auch haben!»

Hat er nicht recht? Aber leider kennen nur die wenigsten Ärzte wirkliche Not. Die meisten stammen aus gutsituierten Familien. Der Vater bezahlt das Studium. Vom siebten Jahr an schreitet der Sohn unbesorgt vorwärts, besucht die Schulen, die Universität. Das unerbittliche Leben mit all seinen Härten bleibt ihm fremd. Den Kampf ums nackte Dasein muss er nie ausfechten. Da fällt es leicht, selbstgerecht ein strenges Urteil zu fällen.

Nach einer Nachtfahrt gelangen wir nach Brest Litowsk, um erst gegen Abend hin weiterbefördert zu werden.

Wir haben noch so viel Büchsenfleisch. Der «Seuchen Herr Oberleutnant» will eine meiner Büchsen öffnen. An-

griffslustig setzt er den Büchsenöffner an den Aluminiumdeckel. Pf ... pf ... pf ... pffff !

Wie aus einem zischenden Geiser fährt eine jauchenartige Flüssigkeit zur Decke hinauf.

Der eben eingetretene Internist schnüffelt, riecht und verzieht sein Gesicht zu einer Grimmasse.

«Was in aller Welt ist denn das? Jetzt auch noch hier! Genügen die aufgetauten Toiletten, die uns den ganzen gestrigen Tag verstärkerten, nicht?»

Nein, es scheint nicht zu genügen.

«Riechen Sie lieber, woher das Düftchen stammt,» sage ich und halte ihm das Büchsenloch unter die Nase.

Im gleichen Augenblick scheint es in dem Hexenbüchselein wieder lebendig zu werden. Pf ... pf ... pffff !

Und da diesmal die Wagendecke durch des Doktors Kopf geschützt ist, spritzt ihm die ganze Sauce in Nase, Mund, an Wangen, Stirn und Kleid.

Er bekommt einen gelinden Tobsuchtsanfall. Wir aber, die ihn mit dem braunen Safi übergossen und wetternd dastehen sehen, können uns kaum noch halten vor Lachen.

Nachher will niemand mehr in seine Nähe. Wir fliehen ihn wie die Pest. Das ganze Abteil scheint eine Jauchegrube geworden zu sein. Kommt Besuch aus einem andern Wagen, so lautet der Gruss unfehlbar:

«Hm, hier stinkt's aber erbärmlich!»

Neues Gelächter, und der arme Doktor, dem seine Zerstreut- und Verträumtheit schon längst einen Übernamen eingetragen hat, geht mit langen Schritten und auf dem Rücken verschränkten Armen verzweifelt durch das Abteil.

Wir rauchen wie die Türken, verbrennen Weihrauch und Räucherkerzen, zerstäuben Kölnisch Wasser nach allen Richtungen. Doch das Übel siegt über das Gute.

«Akklimatisieren!» ist unser einziger Trost, und gezwungenermassen müssen wir uns ihm ergeben.

In aller Frühe des 24. Januar bleiben wir vor Warschau stecken und müssen vier Stunden warten. In Warschau soll die zweite Schweizerexpedition bereits an der Arbeit sein.

Es bleibt uns unverständlich, dass man in der Schweiz nicht unsere auf gesammelte Erfahrungen fussenden Vorschläge abwartete, ehe die zweite Expedition ausgesandt wurde. Sehr wahrscheinlich sollte sie unsere Ablösung sein. Doch Smolensk war schon zu gefährlich. Da es sich um eine freiwillige Hilfsaktion handelt, stellte man die Schweizer nicht an die exponiertesten Posten.

So sollen wir in Warschau Landsleute begrüßen können. Ein Tagesaufenthalt ist vorgesehen.

Um zehn Uhr nimmt der Zug sein Schneckentempo wieder auf und erreicht Schlag zwölf Uhr Warschau, wo wir von einigen Schweizern erwartet werden.

Ein Tag Aufenthalt? Fix laden wir unsere Kranken aus den muffigen Wagen. Auf Bahren sollen sie bis zur Abfahrt des Zuges in ein Krankenhaus gebracht werden.

Wir kommen mit den Bahren kaum zurecht. Die Wagengänge sind so schmal. Es braucht viel Ach und Krach, bis unsere Kranken auf dem Perron liegen, wo sie, wie alle Verwundeten und Kranken, warten müssen.

Auf altbekannte Art werden wir in Autocars gesteckt und in ein Lazarett im Stadtzentrum geführt. Hier erwartet uns zum erstenmal seit Smolensk wieder ein richtig warmes Essen. Und da alte und neue Expeditionsmitglieder beieinander sind, werden Erinnerungen ausgetauscht und Ratschläge erteilt. Nachmittags erhalten wir freien Ausgang, müssen aber um vier Uhr wieder zurück sein.

Zu dritt schlendern wir durch die menschengefüllten Strassen. Überall stechen uns deutsche Affichen, deutsche Namen in die Augen. Wir besuchen drei, vier Läden, können uns aber zu keinem Kauf entschliessen. Die Preise sind horrend. Ein Apfel, ein einziger Apfel kostet zwei Mark, eine Orange drei. Weine sind unerschwinglich.

Hedi und ich schnüffeln in Juwelierläden nach Altertümern und Schmuckstücken. Doch sind wir keine gewiegten Kenner und anschmieren lassen wollen wir uns nicht. Die restlichen Reichsmark können wir schliesslich auch in Deutschland in Bücher verwandeln.

Statt, wie vorgesehen, am andern Morgen, fahren wir schon abends um fünf Uhr in Warschau-West ab. Nachts elf Uhr liegt die Stadt, die einen schmutzigen Eindruck auf mich machte, hinter uns.

Für unsere Kranken war es wirklich eine Zumutung, für solch kurze Zeit derart drangsaliert worden zu sein.

Die Chauffeure und die Ärzte, die in Warschau unsere Autos der zweiten Expedition übergeben haben, und von dort weg mit uns reisen, wissen viel zu erzählen. Waren sie doch einen ganzen Tag vor uns angekommen und hatten Zeit gehabt, die Stadt in Augenschein zu nehmen. In einem Auto liessen sie sich auch durch das Ghetto führen, das, von einer Mauer umgeben, einer kleinen Stadt in der grossen Stadt gleiche. Hinter dem Tor stehe ein Polizist und weise den Weg. Der gleiche Polizist hatte ihnen auch gesagt, dass die Ghettabewohner nur noch drei Jahre zu leben hätten !

Die Nacht verbringen wir zu dritt im Seuchenkabinett. Ein Arzt aus der Westschweiz, der ebenfalls mit den Wagen bis nach Warschau reiste, hat sich dabei eine Grippe aufgelesen. Wie Sardinien verpackt, Fuss voran, Kopf voran, Fuss voran, ruhen wir in unseren Schlafsäcken und versuchen, uns gegenseitig zu erwärmen.

Es herrscht eine friedliche, gelassene Stimmung in unserm Abteil. Wir lesen, schreiben, plaudern. Anita rennt mit Thermometern und Fläschchen herum. Sie sieht schlecht aus. Der Umlauf plagt sie. Die Finger müssen geschient und schliesslich doch noch inzidiert werden. Da wird mir die Pflege meiner Leidensgenossen übertragen.

Posen ist die nächste Haltestelle. Das Schlimmste liegt hinter uns. Gott sei Dank! Um drei Uhr nachmittags hüpfen wir aus dem Zug und fassen am Bahnhof Limonade für die Kranken. Abends um sieben Uhr geht es weiter.

Berlin erreichen wir um elf Uhr des folgenden Tages. 24 Stunden sollen wir hier verweilen können. 24 Stunden, um uns instand zu setzen, uns wieder einigermaßen ein zivilisiertes und menschenähnliches Aussehen zu geben.

In den Strassen gehen truppweise Israeliten mit dem Judastern vorne auf der Brust und am Rücken. Sie sehen wie Erdarbeiter aus und haben etwas Gleichgültiges an sich. Zwei Sachen fallen mir besonders auf: Vor vielen Läden und Restaurants befindet sich ein Anschlag: «Juden sind nicht erwünscht!» oder «Juden haben von fünf bis sechs Zutritt!»

Das zweite sind die Kriegskrüppel, nach denen ich mich besonders umblicke. Immer noch stehe ich unter dem Eindruck der seinerzeit vernommenen Mär, sie würden vergast. Jedesmal, wenn ich einen sehe, und ich sehe viele, atme ich erlöst auf.

Wir werden im Schwesternheim «Dalem» untergebracht. Ein Bad, ein richtiges Vollbad ist das erste, das mein Herz begehrt. Unter Einsatz aller Kräfte scheuere ich hernach Anita, die ihren eiternden Finger zur Wanne hinaushält.

Dann zerstreuen wir uns in alle Winde. Die letzten Reichsmark müssen ausgegeben werden. Wo sie anbringen? Für Frauen eine leicht zu beantwortende Frage. Einige lassen sich Dauerwellen machen. Andere, die sonst noch nie in ihrem Leben auf einem Manikürestuhl sassen, halten ihre Hände zur Pflege hin. Ich suche nach einer Ausgabe sämtlicher Beethoven-Sonaten. Sie sind nicht zu bekommen. Schliesslich begnüge ich mich mit einem Lehrheft für die Balalaika.

Ich werde von meiner Freundin, die am Wannsee wohnt, mit Ungeduld erwartet. Vor zehn Jahren haben wir uns in London kennengelernt. Ich erschrecke bei ihrem Anblick. Ihr rotwangiges, blühendes Antlitz war wächsern und starr geworden.

Wie ein Halbgott komme ich mir vor, der nach einer Streife durch irdische Moorgebiete wieder nach Walhalla zurückkehrt. Es ist etwas Köstliches um einen gepflegten Haushalt. Und bei meiner Freundin sieht es wirklich gepflegt aus. Nur eine Wolke verfinstert den Horizont ihres Privatlebens und lastet wie ein drohendes Ungewitter auf ihr. Ihr Mann hatte noch nie Dienst getan. Als Ingenieur

arbeitet er in einem kriegswichtigen Betrieb. Aus diesem Grunde hat er bisher in der Heimat bleiben können. Doch damit darf er nicht mehr rechnen. Er ist zu jung und zu gesund, um sich noch länger im Hinterland blicken lassen zu können. Jeden Tag erwartet sie seine Einberufung. Die beiden Menschen hängen aneinander und – sind nicht für das Regime.

Da meine kinderlose Freundin befürchtete, kurzerhand in eine Fabrik gesteckt zu werden, meldete sie sich freiwillig auf einem Gerichtsbüro. Gleichzeitig schloss sie sich ihrer Mutter an und stellte sich in einem Soldatenfürsorgeverein vor.

«Wie alt sind Sie?» wurde sie bei der Aufnahme gefragt.

«Dreissigjährig.»

«Verheiratet?»

«Ja»

«Wie lange?»

«Sechs Jahre.»

«Wie viele Kinder?»

«Keine.»

«Weshalb?»

Da stieg ihr die Galle hoch:

«Ich komme, um bei Flickarbeiten zu helfen, nicht um ausgefragt zu werden!»

«Ging sie das etwas an?» fragt sie mich entrüstet, als sie mir den Vorfall erzählt. «Ich bin gegen die Fabrikation von Kanonenfutter für diese Bande!»

Auf dem Gerichtsbüro erhielt sie ähnliche Einblicke. Sie erzählt mir den Fall einer Frau, die in sechs Jahren fünf Kinder zur Welt brachte. Die zuletzt Geborenen waren Zwillinge. Neuerdings erwartete sie eines. Ihr Herz war mitgenommen, und es bestand Lebensgefahr. Ihr Mann war Arzt. Von einem fremden Arzt liessen sie sich ein Attest ausstellen, dass eine weitere Geburt ihr Leben gefährde. Sie wurde abgewiesen mit dem Hinweis, dass es heute auf jeden einzelnen jungen Menschen ankomme. Die Frau starb bei der Geburt. Zurück blieben: fünf mutterlose kleine Kinder

und ein geschlagener, ratloser Mann!»

Die Nacht ist hereingebrochen.

Wir sitzen um den beleuchteten Tisch herum, und ich höre gespannt meiner Freundin zu, die sich in eine Erregung hinein geredet hat. Plötzlich heulen schaurig die Sirenen auf. Unwillkürlich zucke ich zusammen. In Smolensk hatte es keine. In der Schweiz gehen sie einem auf die Nerven. Hier wühlen sie die Eingeweide auf.

«Müsst ihr in den Keller hinab?» frage ich die beiden, die dasitzen, als ob kein Warnungszeichen ertönt wäre. «Das ist uns längst vergangen,» ist die trockene Antwort.

Ein pfeifendes Singen jault auf: Die Nachtjäger.

Dampf rollen die Schüsse der grossen, fernen Abwehrkanonen.

Die Fenster klirren. «Die Schlacht um Berlin beginnt!» sagt ruhig der Gatte meiner Freundin und fasst nach ihrer Hand.

Plötzlich, wenn auch weitab, scheint die Hölle los zu sein. Mit einem tiefen, sich nähernden Brummen beginnt es: Die Bomber. Die leichte Flak bellt. Die schweren Batterien grollen. Die Luft ist von Getöse erfüllt. Und jäh hören wir Einschlag auf Einschlag: Ratapum – pum – pum – rrrum – rrrum – pum! Wie lange dauert das? Zehn Minuten oder ... eine Ewigkeit? Der Lärm der Bomber verliert sich. Der Endalarm ertönt. Wir betreten die Altane.

Ein durch Explosionen reingefegter Himmel wölbt sich hehr und rein. Sterne leuchten, und dort ... Brände, schaurig lodernde Berge, über denen sich schmutzgelbe Rauchwolken ballen. Meine Freundin lässt mich nicht gehen. Ich muss bei ihr übernachten und kehre erst am folgenden Morgen in das Schwesternheim zurück.

Mittags sind wir wieder in die Militärakademie eingeladen. Einige Ärzte kennt man noch vom Empfang her. Der offizielle Abschied findet im Kliniksaal statt.

«Ich habe soeben in die Schweiz telephoniert und mit meiner Frau gesprochen,» verrät uns Dr. von Wyttenbach.

«Gottlob, lebst du noch! Erst jetzt, da ich deine Stimme höre, glaube ich es. Man hat mir gemeldet, dass du vor

ungefähr drei Wochen mit militärischen Ehren begraben worden seist,» hat sie mir gesagt.

«So zirkulieren viele Schauermärchen über uns. Ein Drittel von uns soll tot sein, andere übergeschnappt. Von den beiden Ärzten, die uns – wie zum Voraus abgemacht – früher verliessen, heisst es, sie seien durchgebrannt, weil sie es nicht mehr aushielten.

Erinnert ihr euch, als wir uns bei einem Abschiedsfest damit unterhielten, dem Nachbarn schnell ein möglichst schwerverständliches Wort ins Ohr zu flüstern? So, wie er es verstanden hatte, musste er es weitergeben. Wie das Wort beim letzten Mitspieler anlangte, erkannte man es nicht mehr. Aus dem ursprünglichen Wort war ein ganz anderes geworden.

Deshalb passt auf, was und wie ihr erzählt!

Gottlob kehren wir alle einigermaßen gesund nach Hause. Euer Wohl und Wehe hat mir oft schwere Sorgen bereitet. Drei unserer Mitglieder müssen wir im Gerfrauden-Krankenhaus zurücklassen. Sie werden uns nachreisen, sobald sie sich besser fühlen.»

Am 27. Januar verlassen wir Berlin und freuen uns unbändig, bald wieder in der Schweiz zu sein. Die Stimmung ist gehoben. Jede Raddrehung bringt uns der Heimat näher. Bis jetzt hatten wir gar keine Zeit gefunden, uns Erwartungen hinzugeben, uns Vorstellungen machen zu können oder uns gar mit den Angehörigen in Verbindung zu setzen.

Von Berlin aus waren sie benachrichtigt worden, an welchem Tag und mit welchem Zug wir im Berner Bahnhof einträfen.

Ist das ein Gefühl, bald wieder daheim zu sein!

Daheim!

Die Ärzte machen aus, beim Grenzübertritt ihre Revolver zu ziehen und die Heimat mit einer Salve zu begrüßen.

Der Aufenthalt in Erfurt währt nur kurz. Erst als der Zug schon wieder in Bewegung ist, bemerken wir, dass ein Mitglied unserer Expedition fehlt: Unser verträumter Expeditionsarzt!



Ohne Mütze und Mantel war er schnell telefonieren gegangen und hatte die Abfahrt des Zuges verpasst.

«Das gleicht ihm!» lacht der ganze Wagen.

Diese Nacht schlafen wir sozusagen nichts. Aus Vorfreude? Nein, diese spielt die geringste Rolle dabei. Sechs und acht Mann hoch sind wir auf dem harten Holz der Drittklasswagen zusammengepfertcht und sehen uns genötigt, die Nacht sitzend zu verbringen.

Ich bin so müde, dass ich auf der Achsel meines Nachbarn zur Linken einschlummere. Grossmütig hat er mir das Schlafen erlaubt. Doch wie ich die Augen einmal öffne, gewahre ich, dass ein anderer seinen Platz eingenommen hat, ohne dass ich den Wechsel bemerkte.

Auf jeder Station drängen sich halb verzweifelte Zivilisten herein, die irgendwo unterzuschlüpfen versuchen. Unsere Wagen sind reserviert. So müssen sie die Nacht im schmalen Gang zubringen.

Bei dem Wagen, dem seit Smolensk unsere Siebensachen anvertraut sind, laufen die Bremsen heiss. Mitten in der Nacht muss er abgehängt und umgeladen werden.

«Haben sie meine Balalaika gesehen?» frage ich schlaftrunken einen Arzt, der beim Umladen geholfen hat, und schlummere gleich weiter, da ich erfahren habe, dass zwei Fahrer in der hallerschen Gegend als Wache bei ihm zurückbleiben.

Nachmittags um zwei Uhr erreichen wir Stuttgart: Vorbote der Heimat! Nun ist es nur noch ein Sprung! Am Spätnachmittag würde uns die Heimat empfangen! Das Leben war wieder schön, trotz bleierner Müdigkeit, trotz schmutzstarrerender Wäsche und nicht minder schmutzigen Kleidern.

Doch wieder werden wir in unserer Vorfreude genarrt. Die Enttäuschung wiegt so schwer, dass wir alle die Köpfe hängen lassen und die Müdigkeit doppelt spüren.

Es fährt kein Zug mehr weiter. Wir sind mit sechs Stunden Verspätung eingetroffen. Nun sind wir dem heiss ersehnten Ziel so nah und doch noch so weit entfernt!

Sofort werden uns Hotels angewiesen, wo wir die Nacht verbringen sollen. Mit drei andern Schwestern komme ich in einen so reizenden Gasthof, dass die anfängliche Enttäuschung bald verfliegt. Die Hotelleute zeigen sich von der freundlichsten Seite und erweisen uns eine rührende Aufmerksamkeit. Wir haben den Eindruck, das schönste Zimmer von ganz Stuttgart zu erhalten. Der Blick schweift über Dächer, die Stuttgart umgebenden Hügel hinauf. Wirklich ein kleines Zauberstädtchen!

Ob wir es so stark empfinden, weil wir so lange jede Bequemlichkeit entbehren mussten und eine anstrengende Reise hinter uns haben?

Am Abend gehen wir zu Musik und Tee. Die vielen jungen, leidtragenden Frauen fallen uns auf. Junge Männer sehen wir höchst selten. Fast tut es uns weh, morgens um 8 Uhr 15 Stuttgart verlassen zu müssen. Die Stadt und ihre Leute haben es uns angetan. Doch die Heimat winkt. Ist das ein Lachen und Fröhlichsein !

Zu sechst sitzen wir je in einem Erstklasscoupé. Feines Polster mit Spitzendecken verleitet einen, sich recht wohlig in die Kissen zu schmiegen.

In Freiburg stehen etwa zwölf deutsche Schwestern in Reih und Glied. Sie haben Bahnhofdienst und verpflegen uns sofort mit warmer Fidelisuppe, die sie in die Wagen hineinreichen. Auf dem ausgezogenen Tischchen haben drei Teller Platz. Ein Berner Arzt versucht umständlich, das grosse Sofakissen vom Gepäckträger hinunter zu befördern. Plumps ! Das Kissen ist schneller als er und liegt schon in der schönen Suppe, die nach allen Seiten spritzt. Fideli zieren das Gesicht meines Gegenübers.

Nein! Erstklasswagen sind nichts mehr für uns.

Wir nähern uns der Grenze.

Jedes Fenster ist von zwei Ärzten besetzt, die die Hand mit dem geladenen Revolver aufstützten. Die Schwestern stehen hinter ihnen.

Es mag kindlich erscheinen: Aber wir alle fiebern in der Erwartung, wieder auf Schweizerboden zu sein.

«Achtung, Schuss!» befiehlt ein Arzt mit Hauptmannsgrad. Ein einziger Knall und – drei Sekunden später – noch ein Nachzügler, der sich weigerte, im richtigen Augenblick loszugehen. Wir sind in der Heimat ! Wir sind daheim ! Nun kann uns nichts mehr geschehen. Krankheit, Not, Entbeh- rungen, Grauen – ach, das alles hat nichts mehr zu sagen. Wir sind in der Heimat.

Schaffhausen. Erste Begrüssung durch Bekannte. Grau, nasskalt ist der Morgen. Um mich ein bisschen zu erwär- men, gehe ich auf dem Bahnsteig auf und nieder. Ich fühle mich müde, so schrecklich abgespannt. Werde ich je diese Müdigkeit wieder aus meinen Knochen bringen? Ich emp- finde alles wie durch eine Nebelwand hindurch, nichts tritt klar an mich heran.

«Darf ich Sie schnell knipsen?»

Der fixe junge Mann, der diese Frage stellt, wartet meine Antwort gar nicht ab. Er hat sich schon vor mir aufgepflanzt. Alles spielt sich so rasch ab, dass ich – wir Berner haben bekanntlich ja ohnehin eine «lange Leitung» – vorerst gar nicht erfasse, was gespielt wird.

«Was haben Sie nun für einen Eindruck von der Ostfront gewonnen? Würden Sie wieder gehen?» fragt er, nun ein- dringlicher werdend, um mich zum Sprechen zu bewegen. Wie soll ich meine Erlebnisse in ein paar Worte fassen und mich möglichst genau ausdrücken?

«Ich möchte nicht, dass ich nicht in Smolensk gewesen wäre. In dem erschütternden Miterleben von Not und Grauen, von Leid und Elend, hat sich in mir das Bewusst- sein um rein menschliche Werte gestärkt und vertieft. Nicht durch Propaganda und Hetzereien, nicht durch Ka- nonen und Flugzeuge, nicht durch Truppen und Krieg, sondern durch ihre Seele lebt eine Nation. Wenn die sicher bewundernswerte Organisation der Wehrmacht, die nicht minder bewundernswerte Einsatzbereitschaft des deut- schen Soldaten, sein Ertragen von unvorstellbaren Härten, wenn all diese Kräfte für friedliche Werke, für das allgemei-

ne Wohl der Menschheit zu finden wären, dann hätten wir das Paradies auf Erden.»

Erschreckt verstumme ich. Wer ist eigentlich dieser fixe junge Mann? Was will er von mir? Versteht er mich überhaupt? Können meine Worte nicht Anlass zu einem Missverständnis geben? Kann er nicht glauben, ich wolle durch sie einer Bewunderung für das nationalsozialistische Deutschland Ausdruck geben? Kann er ahnen, dass meine Tätigkeit im Frontlazarett mich zu der von Entsetzen erfüllten Überzeugung gebracht hat, dass eine gewissenlose Politik den heiligen Idealismus einer ganzen Generation bewusst irreleitet und für ihre höllische Machtwillkür missbraucht? Brüsk drehe ich mich um und lasse den fixen jungen Mann stehen. Ich bin wütend, wütend auf ihn, der es verstanden hat, mich zu übertölpeln, wütend auf mich, dass ich überhaupt den Mund aufat.

Endlich, endlich fährt der Zug im Berner Bahnhof ein.

Es regnet und ist kalt – nicht gerade so kalt wie in Russland, aber gleichwohl kalt.

Wir werden nicht mit dem Bernermarsch empfangen. Sang- und klanglos fahren wir ein. Mit Ausnahme unserer nächsten Familienmitglieder, die nach dem vergeblichen Warten des Vortrages einen zweiten Gang nicht scheuten, empfängt uns kein Mensch.

Ein intimer Abschiedsschmaus – die erste SHA. geht auseinander und ihre Mitglieder tauchen im Alltagsleben unter.

Das letzte, das mich mit ihr in Berührung bringt, ist drei Tage später der Empfang meiner Balalaika.

Ein Stückchen Russland, ein Stücklein russischer Seele!

In der Erinnerung, wie ich in einer kriegsverwüsteten Stadt zu ihr gekommen bin, scheint mir, aus ihr töne das schönste Lied, das je gespielt werden kann:

Das Lied der Menschlichkeit, die internationale Weise gegenseitigen Vertrauens und sich ergänzen Wollens.

## Ausklang

Drei Wochen dauerte es, bis ich wieder einigermaßen schlafen konnte. Nachts eilten meine Gedanken zurück in den Osten, suchten die auf, mit denen ich die Arbeit teilen durfte. Und immer noch hörte ich die Verwundeten rufen, stöhnen und jammern.

Ihnen zu helfen, bin ich dann noch einmal hinausgezogen.

«Sicherheit Ihr mängs gseh?»

Wie viele Menschen nähern sich mir mit diesen Worten und wollen dadurch zum Erzählen aufmuntern.

Ein trockenes «Ja» ist die Antwort. Und die Leute glauben, eine Schweigepflicht quetsche die einsilbige Entgegnung heraus. Nein, das ist es nicht !

Man kann etwas so intensiv Erlebtes an Aussenstehende nicht weitergeben. Es ist unmöglich, dass einem eine wirkliche Schilderung der Fronterlebnisse gelänge. Die menschliche Sprache ist zu arm. Es ist ausgeschlossen, dass Fremde diese Atmosphäre des Grauens erfassen können, ausgeschlossen, dass sie begreifen, wie der Frontsoldat seine seelischen Erschütterungen durch hahnebüchene Witze oder die noch schlimmere Abgestumpftheit auszugleichen versucht. Nie vergesse ich das fast fröstelnd ironische Auf-lachen jenes jungen Schwerverwundeten, dessen Korres-

pondenz ich besorgte, und der mir sichtlich abschätzig sagte:

«Die Frauen im Hinterland haben keinen Begriff vom Krieg. Die Männer übrigens auch nicht. Da schreibt mir die junge Witwe eines meiner gefallenen Kameraden, der irgendwo in einem kleinen russischen Nest mit anderen in

einem Massengrab liegt:

„Ihr habt Seite an Seite gekämpft. Du hast die letzten Stunden meines geliebten Alfred miterlebt. Du hast ihn sterben sehen. Was waren seine letzten Worte? Sicher hast du ihm am Grab die letzte Ehre erwiesen. Sag, wo liegt er? Wo befindet sich seine letzte Ruhestätte? Beschreib sie mir, damit meine suchenden Gedanken sich zurechtfinden.

Dann möchte ich nicht so weit weg sein von meinem lieben Mann. Bitte, lass ihn so bald als möglich ausgraben und seine Leiche nach Hause transportieren. Ich selber werde sie am Bahnhof abholen und für ein würdiges Grab hier in seiner Heimat besorgt sein!“

«Ausgraben, holen, schicken! Hat die eine Ahnung! Was soll ich ihr antworten,» brach es gequält aus ihm heraus, «sie versteht mich ja doch nicht, Schwester?»

Ja, was, wie antworten, damit die Kugel, die ihren Mann niederstreckte, nicht auch die blutjunge Witwe zu Tode verwundet?

Mein «Bruder», der Hamburger Arzt, ist gefallen. Erich Funke, der jugendliche Frontsoldat mit dem gläubig flammenden Herzen, Leutnant Schmidt, der selbstbewusste Vertreter seines Standes, Kamerad Leutnant Harsing, sind tot.

Wo sind die andern? Gefallen?

Millionen und Millionen sind gefallen.

Ab und zu verirren sich ein paar Zeilen zu mir. Doktor Freund berichtete mir anfänglich über das Ergehen unserer Sorgenkinder. Patienten schreiben von der Front und aus der Heimat. Doch immer spärlicher werden die Lebenszeichen. Und wenn eines kommt, so schluchzt ein stummer Schmerzensschrei aus ihm:

«Deutschland! – Und Europa? – Und die Menschheit?»